

A Allemende  Leonhard Dobusch
 Silke Helfrich

B Bildung  Jana Haase  André Hermes
 Jöran Muuß-Merholz

C Crowdrack  Andrea Goetzke  Arno Lücker
 Meik Michalke

D Datenberg  Aline Blankertz  Denny Vrandečić

E Erinnerung  Paul Klimpel  Peggy Mädler

F Fail  Philip Banse  Jan Engelmann
 Johannes von Weizsäcker

G Grundeinkommen  Ilja Braun
 Sarah Delahaye  Antje Schrupp
 Olaf Zimmermann

H Harmonisierung  Julia Reda
 Mathias Schindler

I Inhalt  Larissa Borck  Sandra Trostel

J Journals  Saskia Ostendorff
 Christina Riesenweber

K Kollaboration  Mark Terkessidis
 Friederike Habermann  Gereon Kalkwuhl

L

Liquid Lobbying



Pavel Richter



Dimitar Dimitrov

M

Macht der Daten



Katharina Nocun



Jens Ohlig

N

Niemandsland



Eva Horn



Rena Tangens

O

Open Everything



Stefan Kaufmann



Christine Kolbe



Arne Semsrott



tante (Jürgen Geuter)

P

Politik im Netz



Markus Beckedahl



Lorena Jaume-Palasi

Q

Qualität



Lydia Pintscher



Rima-Maria Rahal

R

Reproduktion



Nora Al Badri



Ellen Euler

S

Sprachgewalt



Christina Dinar



Kübra Gümüşay



Anatol Stefanowitsch

T

Technophilie



Christoph Kappes



Chris Köver



Julia Krüger

U

Ungeregelt



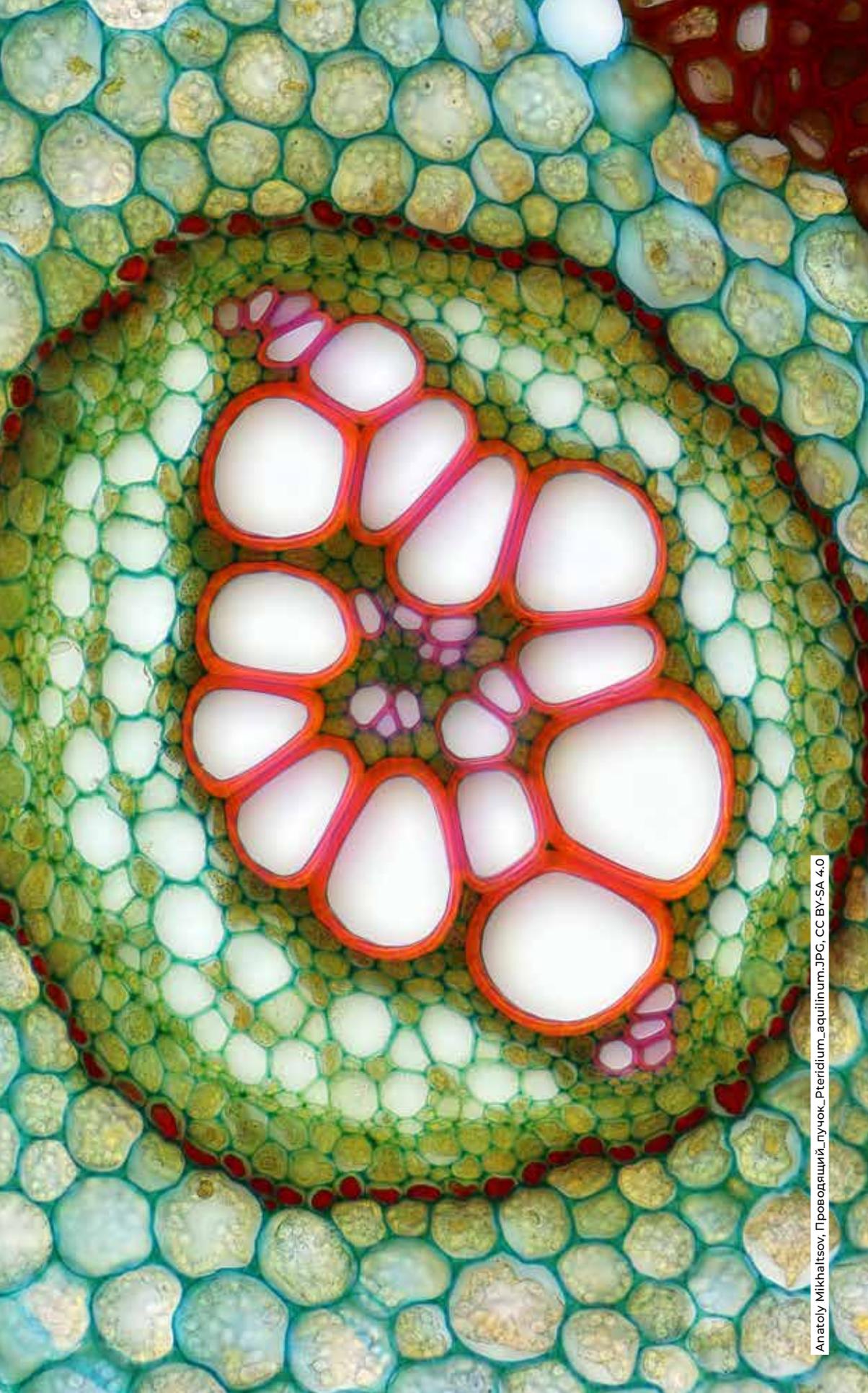
Ulrich Kelber



Bijan Moini



Theresa Züger



Alle hier verwendeten Bilder wurden von Ehrenamtlichen aus der ganzen Welt bei Wikimedia Commons frei zur Verfügung gestellt.

Ein unmittelbarer Zusammenhang zu den hier veröffentlichten Texten besteht nicht – vielmehr zeigen die Bilder den Reichtum und das Potenzial von Freiem Wissen.

Mehr Bilder auf commons.wikimedia.org

ABC des Freieren Wissens

Liebe Leser*innen,

die Förderung des Freien Wissens ist seit der Vereinsgründung im Jahr 2004 das wichtigste Ziel von Wikimedia Deutschland. Aber was ist das eigentlich: Freies Wissen?

Menschen verknüpfen ganz unterschiedliche Ideen und Vorstellungen mit dem Begriff Freies Wissen.

Kein Wunder, denn die vernetzte Gesellschaft entwickelt sich beständig weiter, und mit ihr auch die Anforderungen an unsere moderne Wissensgesellschaft.

Offenheit und Inklusion müssen heute ganz anders gedacht werden als noch um die Jahrtausendwende, als Wikipedia und andere Wissensprojekte gerade erst im Entstehen begriffen waren. Mit den sich verändernden technologischen Möglichkeiten und sozialen Gegebenheiten stellen sich immer neue Fragen an das Freie Wissen:

Wer profitiert eigentlich vom Wissensangebot im Netz? Wie lässt sich sicherstellen, dass möglichst viele Menschen Zugang dazu haben und es mitgestalten können? Welche politischen Rahmen braucht es, damit eine offene, digitale Gesellschaft, in der Wissen gern geteilt wird, zukünftig wachsen und gedeihen kann? Und was können technische Innovationen wie Wikidata leisten, um den Zugang zu Informationen zukünftig noch freier zu gestalten?

Mit diesen Fragen beschäftigt sich das »ABC des Freien Wissens«. Von A wie Allmende bis Z wie Zukunft buchstabieren wir darin das ganze Themenspektrum von Wikimedia Deutschland durch. Über 50 kluge Köpfe aus Politik, Kultur, Wissenschaft, Bildung und Netzcommunity bringen ihre Ideen, ihre persönlichen Erfahrungen und Impulse in Form von Essays, Interviews und Statements ein.

Wir sind überzeugt: Wissen zu befreien und für alle zugänglich zu machen – das ist eine Aufgabe, die umso besser gelingt, je mehr Menschen Lösungen dafür mitgestalten. Eine mündige, offene vernetzte Gesellschaft braucht ein freies Netz und einen sich stets weiterentwickelnden, freien Wissensschatz.

Wir wünschen Ihnen viel Vergnügen beim Lesen. Und wir freuen uns, wenn Sie gemeinsam mit uns die digitale Zukunft mitgestalten wollen. Damit die Welt klüger und gerechter für alle wird.

Herzliche Grüße



Christian Humborg
Geschäftsführender Vorstand
Wikimedia Deutschland e. V.



Franziska Heine
Stellvertreterin des Geschäftsführenden
Vorstands Wikimedia Deutschland e. V.

- 4 Vorwort **Christian Humborg, Franziska Heine**
- 6 Inhalt

A

Allmende

— Commons

— Communitys

- 17 **Silke Helfrich**
Allmende statt Open Everything (Essay)
- 20 3 Fragen an **Leonhard Dobusch**

B

Bildung

— Open Education

- 27 **Jana Haase und André Hermes**
Ziel: Lebenslanges Lernen – Kann Open Education bewährte und neue Lernorte miteinander verbinden? (Gespräch)
- 30 **Jöran Muuß-Merholz**
Wie muss Bildung in der vernetzten Gesellschaft funktionieren? (Statement)

C

Crowdrock

— Commons

— Urheberrecht

- 33 **Andrea Goetzke und Meik Michalke**
Faire Verhältnisse: Wie kommen Urheber*innen und Nutzer*innen von Musik zu ihrem Recht? (Gespräch)
- 40 **Arno Lücker**
Echte Menschlichkeit und falsche Ehrfurcht (Interview)

D

Datenberg

— Open Data

— Datenpolitik

- 44 **Denny Vrandečić**
Abstract Wikipedia: Über ein multilinguales Projekt im Wikiversum (Interview)
- 51 **Aline Blankertz**
Große Erkenntnisse – große Illusionen? (Essay)

6

INHALT

E

Erinnerung

Gemeinwohl

Kulturerbe

Urheberrecht

55 **Paul Klimpel**

In Ewigkeit online: Wie hat das Netz Mechanismen des Erinnerns verändert? (Interview)

58 3 Fragen an: **Peggy Mädler**

F

Fail

Gemeinwohl

Open Culture

65 **Jan Engelmann und Johannes von Weizsäcker**

Gemeinsam schöner scheitern (Gespräch)

68 3 Fragen an: **Philip Banse**

G

Grundeinkommen

Urheberrecht

Gemeinwohl

75 **Antje Schrupp und Olaf Zimmermann**

Grundeinkommen – Soziale Hängematte oder notwendige Sicherung? (Gespräch)

78 **Ilja Braun**

Die richtigen Fragen stellen (Statement)

80 3 Fragen an: **Sarah Delahaye**

H

Hamonisierung

Urheberrecht

87 **Julia Reda**

Grundrechte vs. Urheberrecht (Essay)

90 **Mathias Schindler**

Vom Scheitern einer Reform. Ein Blick hinter die Brüsseler Kulissen (Essay)

I

Inhalt

Creative Commons

Open Culture

94 **Larissa Borck**

»Wir müssen die Menschen wertschätzen, die ihre Zeit spenden« – Wie Kulturerbe-Institutionen sich öffnen (Interview)

Sandra Trostel

102 Teilen, Remixen, neu bewerten (Interview)

J

Journals

Urheberrecht

Open Access

- 106 **Christina Riesenweber**
Offener Zugang für die Wissenschaft: Wie sieht eine nachhaltige Open-Access-Praxis aus? (Interview)
- 113 3 Fragen an: **Saskia Ostendorff**

K

Kollaboration

Communitys

Commons

Gemeinwohl

- 116 **Mark Terkessidis**
Der Wissensdurst der Vielen – Wie Kollaboration Demokratie und Wissensproduktion stärkt (Essay)
- 123 **Friederike Habermann**
Über Kollaboration (Statement)
- 125 **Gereon Kalkuhl**
Von Ehrenamt und Kollaboration (Interview)

L

Liquid Lobbying

Gemeinwohl

Communitys

- 128 **Dimitar Dimitrov**
Eine feste Adresse für Freies Wissen (Essay)
- 135 **Pavel Richter**
Atem für die Langstrecke (Interview)

M

Macht der Daten

Datenpolitik

- 139 **Katharina Nocun**
Wissen und Wirken: Wer hat die Datenmacht in der freien Gesellschaft? (Interview)
- 142 **Jens Ohlig**
Verstehen, wie die Welt zusammenhängt (Interview)

8

INHALT

N

Niemandland

Communitys

Gemeinwohl

149 **Eva Horn**

One size fits all? – Welche Verantwortung geht mit Reichweite auf Social Media einher? (Essay)

152 **Rena Tangens**

Die Prophetie des Albus Dumbledore (Interview)

O

Open Everything

Open Data

Datenpolitik

Communitys

160 **Christine Kolbe und Arne Semsrott**

Open für alle? (Gespräch)

163 **Stefan Kaufmann**

Von Open-Data-Praxis und potemkinschen Digitalisierungskulissen (Interview)

166 **tante (aka Jürgen Geuter)**

Der Wert der Offenheit (Interview)

P

Politik im Netz

Datenpolitik

Gemeinwohl

Open Data

174 **Markus Bechedahl**

Politik im Netz: Zwischen Utopie und Realität (Interview)

176 **Lorena Jaume-Palasi**

Der Wald und die Einzelbaumregelung (Statement)

Q

Qualität

Open Data

Commons

Open Access

184 **Rima-Maria Rahal**

Wissenschaft, öffne dich! (Essay)

187 **Lydia Pintscher**

Von Datenqualität und Wikidata (Interview)

R

Reproduktion

Open Access

Open Data

Open Culture

190 **Nora Al-Badri**
Wem gehört die Kunst? (Interview)

197 **Ellen Euler**
Offener Zugang – Theorie und Praxis (Interview)

S

Sprachgewalt

Communitys

Gemeinwohl

200 **Anatol Stefanowitsch**
Ein Unterschied wie Tag und Nacht (Essay)

207 **Kübra Gümüsay und Christina Dinar**
Die Architektur der Gewalt (Gespräch)

T

Technophilie

Datenpolitik

Gemeinwohl

211 **Julia Krüger**
Gemeinsam besser hämmern: Welche politischen Rahmen
Algorithmen und KI brauchen (Essay)

214 3 Fragen an: **Chris Köver**

220 **Christoph Kappes**
Stichwörter, zu Theorien aufgeblasen (Interview)

U

Ungeregelt

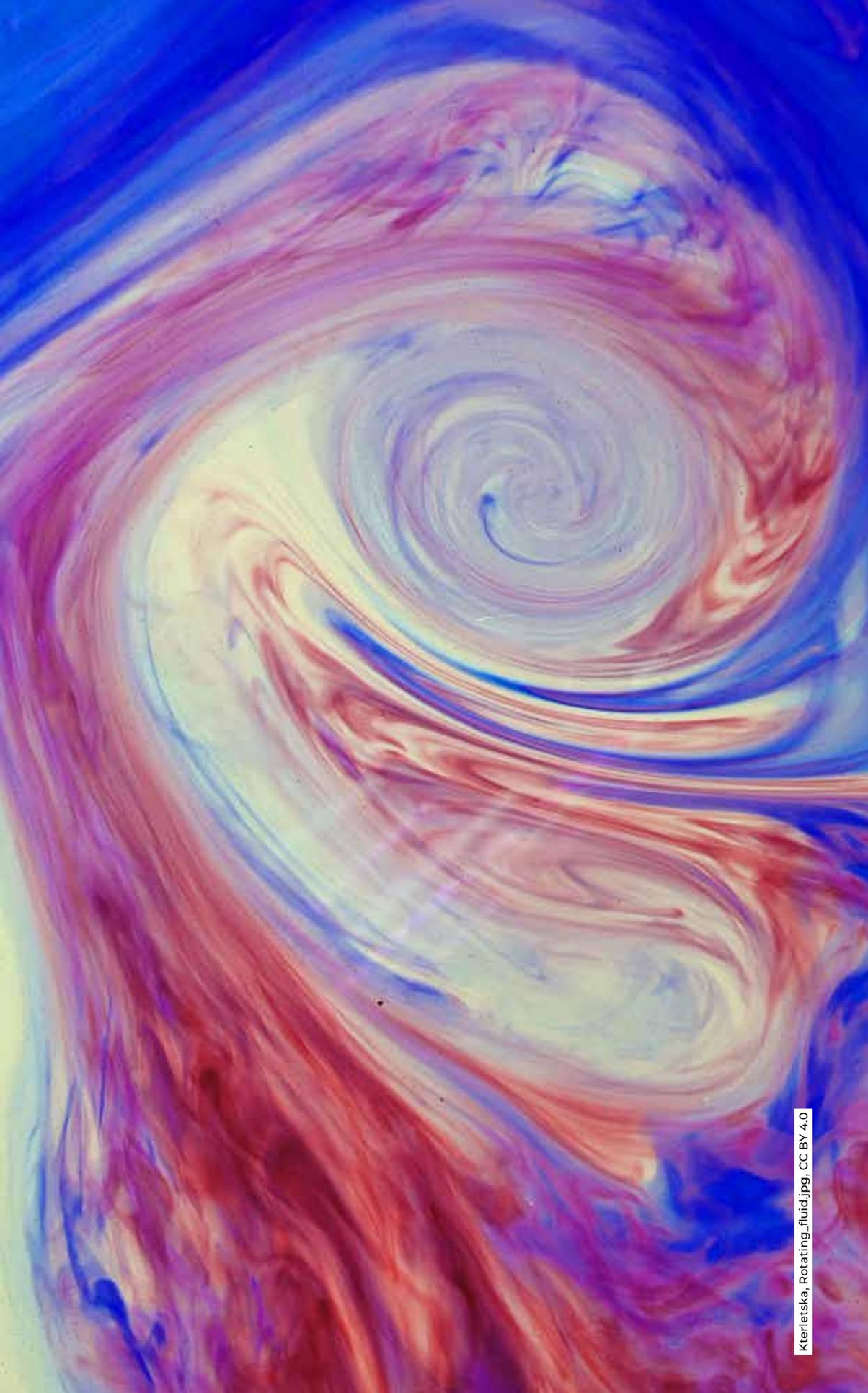
Datenpolitik

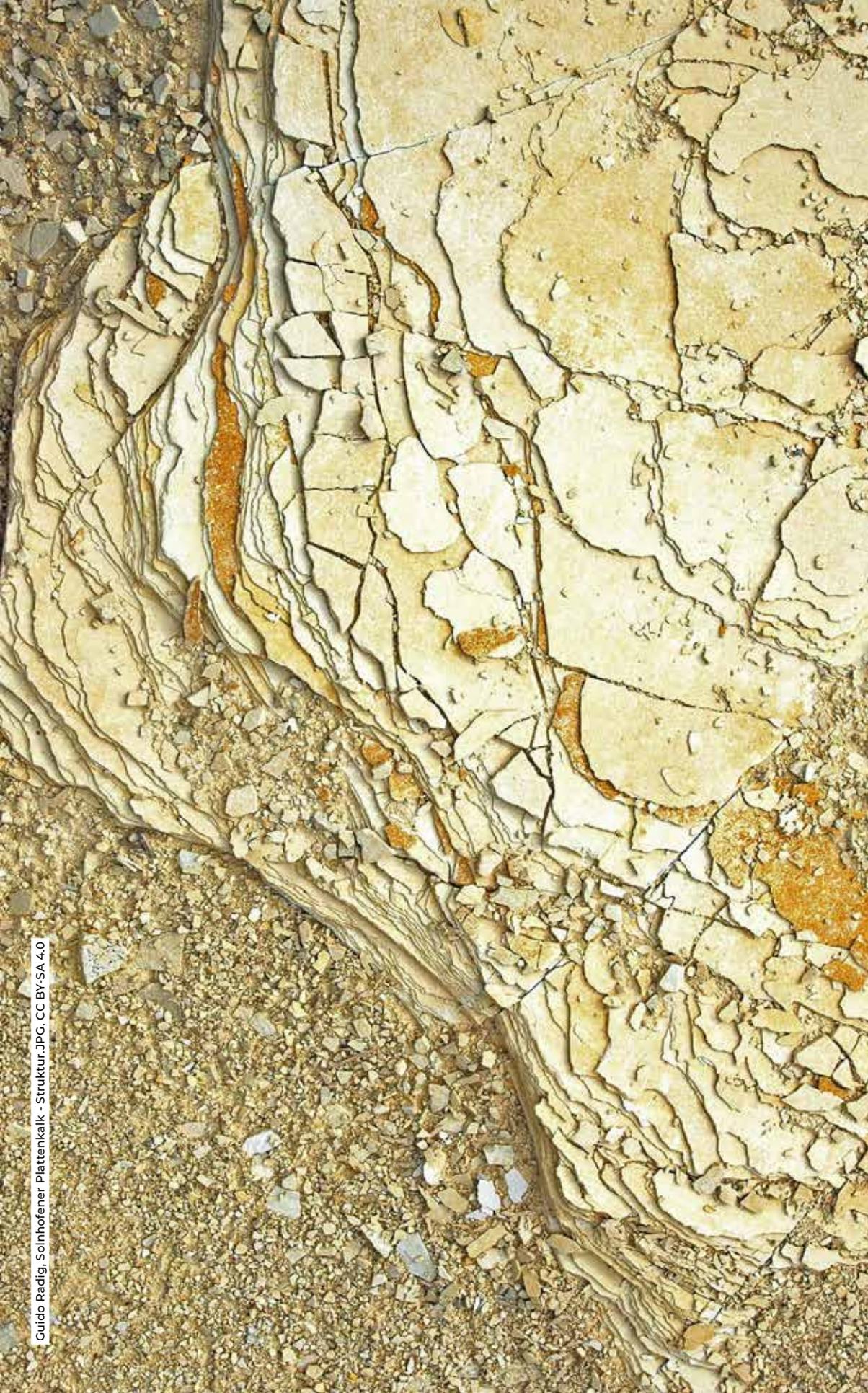
Gemeinwohl

225 **Bijan Moini**
Wer sichert das Gemeinwohl in der Datenpolitik? (Interview)

232 **Theresa Züger**
Das Co-Design des Gemeinwohls (Interview)

234 **Ulrich Kelber**
Von Datenschutz und Gemeinwohl (Statement)





»Wir müssen den
dualistischen
Denkrahmen ›offen
vs. geschlossen‹
aufgeben und uns
neue Konzepte
überlegen.«

Silke Helfrich



V

Vertrauen

Communitys

Gemeinwohl

237 **Michael Seemann**
Zwischen Teilhabe und Democrisis (Interview)

244 3 Fragen an: **Tania Röttger**

W

Wissensgerechtigkeit

Gemeinwohl

Datenpolitik

247 **Francesca Schmidt**
Gerechtigkeit als Zweibahnstraße (Interview)

250 **Emilia Roig**
Die Macht des Wissens im Wandel (Interview)

XY

XY ungelöst

Communitys

Gemeinwohl

257 **Julia Kloiber**
Wege zur Diversität (Essay)

260 **Ferda Ataman**
Mehr Diversität wagen (Interview)

Z

Zukunft

Gemeinwohl

Communitys

Gerechtigkeit

268 **Sascha Lobo**
Status Quo Vadis (Interview)

271 **Katarina Peranić**
Das Engagement von heute und morgen (Interview)

280 Übersicht Themen

282 Übersicht Beitragende

286 Impressum

A

Allmende

Allmende statt »Open Everything«: Seit es so einfach ist, Inhalte über das Internet sofort und überall verfügbar zu machen, müssen Offenheit und Gemeingüter differenzierter betrachtet werden. Welche Allmenden funktionieren analog und digital – welche nicht? Und was sind die Faktoren, die Allmenden im Netz wirklich nachhaltig machen?

Allmende statt Open Everything

Wie neue Konzepte der Offenheit gedacht werden können

Ein Essay von  Silke Helfrich

»Offenheit« sagt sich leicht dahin und ist doch kein Leichtes. In Vertrauensräumen ist es relativ einfach, offen zu sein und etwas freizugeben. Menschen fürchten dann nicht, über den Tisch gezogen zu werden. Sie vertrauen darauf, dass das, was sie freigeben, von anderen auch sinnvoll genutzt wird. Wie etwas offengehalten – im Sinne von frei zugänglich – wird, bestimmt oft die Technik. Der Riegel eines Gartentors lässt sich schnell beiseiteschieben. Ein Schloss erschwert die Sache, die Einzäunung mit Klingendraht macht die Nutzung des Gartens durch Dritte fast unmöglich.

Ähnlich wie in der analogen Welt wird auch im Digitalen der Zugang zu Inhalten auf technologischen und rechtlichen Wegen geregelt und durchgesetzt (Stichworte: Kopierschutz, Urheberrecht). Etwas zu öffnen, gar alles zu öffnen (Open Everything), ist genau genommen eine besondere Form eines solchen Reglements. Regeln wiederum sind ein wichtiger Begriff in der Allmende. Das

Wort Allmende stammt aus dem Mittelhochdeutschen und bedeutet ursprünglich: allen in der Gemeinde abwechselnd zukommend. Diesen Anspruch einzulösen, bedarf seit jeher vielfältiger und differenzierter Regeln.

Jenseits von »offen vs. geschlossen«

Seit es so einfach ist, Inhalte über das Internet sofort und überall verfügbar zu machen, wird leider wenig differenziert. Von »Offenheit« ist geradezu leichtfertig die Rede. Dabei wird oft übersehen, dass diese Kategorie einen bestimmten Denkrahmen aktiviert: »offen oder geschlossen«. So wie »schwarz oder weiß«, »ganz oder gar nicht«, »Mann oder Frau« – es wird hier Zweifelt und Gegensatz beschrieben, wo Vielfalt und Zusammenhang sind. Das aktiviert zuverlässig unseren Entweder-oder-Denkmodus; wir kennen das Phänomen zum Beispiel aus Debatten über territoriale Grenzen – »auf oder zu«.

Das Problem ist: Wenn wir lediglich die beiden Extreme eines riesigen Spektrums möglicher Zugangsregeln benennen, verengen wir unseren Blick. Das gilt sowohl für die analoge als auch für die digitale Welt. In letzterer entsteht »offener« Zugang zu einem Werk, wenn selbiger nicht per Urheberrecht oder Bezahlschranke eingeschränkt wird. Die entsprechenden Geschäftsmodelle werden als »proprietär« bezeichnet. Die Regelung der Zugangsrechte beruht hier grundsätzlich auf einer Idee des Ausschlusses, was dazu führt, dass künstlich verknappt wird, wo im Grunde mehr entstehen kann, wenn wir es teilen. Die Verknappung wiederum setzt voraus, dass wir Wissen und Ideen zum Eigentum machen und das wiederum ist Voraussetzung dafür, Inhalte und Informationen als Waren zu behandeln wie alle anderen – zum Beispiel Turnschuhe, Fahrräder oder Brötchen. Es ist richtig, sich gegen diese eigentümlichen Verknappungen und Kommodifizierungen zu wehren. Aber es ist unklug, das im Entweder-oder-Modus zu tun.

Peer-Openess: differenzierte Regeln nach Nutzungsform

Open Everything für alle und für jedweden Zweck kommt – so die These – letztlich einer Erlaubnis zur individuellen Aneignung bzw. Re-Privatisierung gleich. So können sich große Unternehmen an der Software- und Wissensallmende bedienen und diese in die eigenen Verwertungsketten einspeisen. Wer Marktmacht hat, wird dadurch strukturell bevorteilt. Um das zu verhindern, ist Differenzierung wichtig. Die Wissensallmende könnte beispielsweise für manche Zwecke und Nutzergruppen frei zur Verfügung gestellt werden, für andere nicht. Wir können von denen, die nichts zur Wissensallmende beitragen, Geld für die Nutzung verlangen. Die Eigenart schöpferischer Prozesse und die soziale Dynamik, durch die Werke entstehen, sollten zudem in den Zugangs- und Nutzungsregeln sichtbar bleiben. Das erfordert sensible Aushandlungsprozesse und einen wachen Blick fürs Detail.

In der Begeisterung für »Open Everything« geraten aber gerade die Details tendenziell in den Hintergrund. Wenn eine Datenbank in »bürgerwissenschaftlicher« Arbeit aufgebaut wird oder Foto-Fans ihre Bilder »einfach so« online stellen, wollen sie möglicherweise nicht direkt dazu beitragen, dass sich das Machtgefälle noch weiter zugunsten der Marktmächtigen verschiebt. Im Gegenteil, sie wollen zum Gemeinsamen beitragen. Deshalb brauchen wir Zugangs- und Nutzungsrechte, die es uns erleichtern, die Wissensallmende als Commons zu schützen.

Creative-Commons-Lizenzen – für mittlerweile mehr als 1,6 Milliarden Werke – bieten Urheberrechtsinhaber*innen einfache und standardisierte Optionen an, vorab ihre Erlaubnis zur Weitergabe und Nutzung ihrer Werke zu erteilen. Nur einige der CC-Lizenzen schützen dabei das Werk als Commons. Andere beruhen auf der Idee der weitgehend bedingungslosen Freigabe für jedweden Zweck. Das hat – genau wie die Sorglosigkeit im Umgang mit Open Everything – dazu beigetragen, dass viele Menschen meinen, Commons seien allgemein und prinzipiell »offen«. Die Zugangsregel »offen« wird auf diese Weise mit der Nutzungsregel »frei« im Sinne von kostenlos verwechselt – so als ginge es darum, dass sich alle an allem bedingungs- und kostenlos bedienen könnten. Dem ist nicht so. Sinn und Zweck eines Commons ist es, gemeinsam verantwortete Verfügung zu sichern und die Vorteile für alle Beteiligten zu maximieren. Das erfordert durchdachte und situationsspezifische Zugangs- und Nutzungsregeln.

Zugangsfragen nie ohne Bereitstellungsfragen denken: share & steward

Wenn wir kollektive Handlungsmöglichkeiten erweitern, künstliche Verknappungen beenden und die ohnehin schon übermächtigen Akteure nicht noch zusätzlich aus der Allmende nähren wollen, reicht die Verteidigung der Offenheit nicht aus. Wir müssen deshalb den dualistischen Denkrahmen »offen vs. geschlossen« aufgeben und uns neue Konzepte überlegen. Peer Openness etwa: »Ist das ein peer-offenes Dokument?«, fragte mich kürzlich ein Kollege. »Nein, es wurde an Elsevier abgetreten und der Verlag wird deine Peers zur Kasse bitten.«

Darüber hinaus hilft der schlichte Gedanke, Zugangsfragen nie losgelöst von Bereitstellungsfragen zu denken: »Wie kommen Inhalte und Werke eigentlich in die Welt?« Statt nur über das »freie Weitergeben« zu reden, müssen wir im Blick behalten, dass Wissen auch geschöpft und bewahrt werden muss. Auf dieses »auch« kommt es an. Das Eine (das Weitergeben) lässt sich ohne das Andere (das Schöpfen und Bewahren) nicht sinnvoll regeln. Und wenn wir beides regeln, sollte die Ausrichtung immer sein: Wissen und Inhalte dem Markt zu entziehen und als Allmende (Commons) zu behandeln. Nur so entsteht wirklich für alle der größte Nutzen.



Silke Helfrich war eine der bedeutendsten Vordenkerinnen und Forscherinnen zu Gemeingütern und Commons. Sie leitete Regionalbüros der Heinrich-Böll-Stiftung für Zentralamerika, Karibik und Mexiko und war Mitbegründerin des Commons-Institut e. V. und der Commons Strategies Group. Als freie Autorin, Aktivistin, Forscherin, Bloggerin und Rednerin hat sie unzählige Menschen dazu inspiriert, Wissen als Gemeingut zu denken und zu behandeln.

3 Fragen an: Leonhard Dobusch

Welche Allmenden funktionieren analog und digital – welche nicht?

Das hängt stark davon ab, wie die Institutionen ausgestaltet sind, die die Allmende regulieren: Wer Zugang hat, wer beitragen darf, oder eben nicht. Es kommt darauf an, wie groß die Gruppe ist, die zu einer Allmende beiträgt oder sie potenziell nutzen kann – und wie asymmetrisch das Verhältnis zwischen Nutzenden und Beitragenden ist. Darin unterscheiden sich die Allmenden im analogen und digitalen Bereich kaum. Worin sie sich unterscheiden, das ist die Frage der Übernutzung, wie sie auf der Dorfweise passieren kann, oder wenn es um unsere Umwelt geht, unsere Ökosysteme – das gibt es im digitalen Bereich nicht. Im Gegenteil.

Ein Beispiel: wissenschaftliches Wissen, auch ein Allmende-Gut. Wissenschaft funktioniert dann am besten, wenn möglichst viele Menschen möglichst viel Zugang haben. Das Problem ist hier eher die Bereitstellung. Das hat man durch öffentlich finanzierte Universitäten und Forschungseinrichtungen gelöst. Bei Wikipedia ist das Bereitstellungsproblem durch freiwillige Beiträge und Spenden gelöst. In beiden Fällen gibt es kein Übernutzungsproblem. Die Wikipedia wird nicht weniger wert, sondern mehr, wenn möglichst viele Menschen

sie nutzen. Weil dann mehr Fehler gefunden werden, weil generell Wissen in Gebrauch an Wert gewinnt.

Welche Faktoren machen die Allmenden im Netz wirklich nachhaltig?

Es gibt viele Aspekte, die relevant sind, um Allmende-Güter im digitalen Raum nicht nur bestehen, sondern auch wachsen und gedeihen zu lassen. Zum einen rechtlich-regulatorische Maßnahmen, die eine Einhegung verhindern. Da ist der Klassiker die freie Lizenz, die in der Wikipedia oder auch bei freier Software zum Einsatz kommt und verhindert, dass etwas, das gemeinschaftlich, kollektiv erstellt wurde, wieder zur Ware wird.

Ein zweiter Aspekt ist, dass die Allmende ihren Wert nur behält, wenn sie kontinuierlich gepflegt und immer wieder erneuert wird. Zu einer Allmende gehört eine Community, die sie befüllt, aber auch nutzt. Das müssen nicht dieselben Leute sein. Nur ein kleiner Bruchteil der Menschheit befüllt die Wikipedia. Aber die ganze Welt nutzt sie. Niemand würde fordern, dass sie nur Leute nutzen dürfen, die auch beitragen. Ich unterscheide in der Regel zwischen einer Community, die zur Allmende beiträgt, und einer Crowd, die sie nutzt. Um eine nachhaltige digitale Allmende zu haben, braucht es beides. Wobei die Communi-

ty für die bloße Existenz wahrscheinlich wichtiger ist als die Crowd.

In welchem Fall würde es Sinn ergeben, auch den öffentlich-rechtlichen Rundfunk (ÖRR) zu handhaben wie ein Gemeingut?

Unterschiedliche Werke, die vom ÖRR produziert werden, haben unterschiedliche Allmende-Nähe oder -Ferne. Nachrichten, Informationen, Daten sind sehr nahe an Bereichen, die einen Allgemeingut-Charakter haben. Es gibt ja auch ein Informationsrecht der Allgemeinheit. In diesem Bereich spricht für mich nichts dagegen, die Inhalte unter einem starken Allmende-Regime zu veröffentlichen, das eine sehr weitreichende Nutzung erlaubt. Das betrifft zum Beispiel freie Lizenzen, die auch Wikipedia-kompatibel wären.

Dann gibt es einen Brückenbereich wie zum Beispiel den Dokumentarfilm. Dokumentarfilme lassen sich schlecht monetarisieren, sie müssen ohnehin zum allergrößten Teil öffentlich vorfinanziert werden, und gleichzeitig haben sie starken Informationscharakter. Hier wird ja auch unter den Filmemacherinnen und Filmemachern längst debattiert, ob es neben dem gewohnten nicht auch ein Allmende-Modell geben sollte.

Wieder etwas anderes ist der Bereich von fiktionalen Produktionen. Die Kulturproduktionsindustrie in ihrer derzeitigen institutionellen Verfasstheit ist ja sehr Allmende-fern. Sie wird auch primär von einem Urheberrecht reguliert, das zu großen Teilen Allmende-feindlich ist. Hier zu einer Allmende-basierten Produktion zu gelangen, das hat den Charakter einer Utopie – über die ich allerdings gern nachdenken würde.



Leonhard Dobusch, Betriebswirt und Jurist, forscht als Universitätsprofessor für Organisation an der Universität Innsbruck u. a. zum Management digitaler Gemeinschaften und transnationaler Urheberrechtsregulierung. Er ist Mitgründer und wissenschaftlicher Leiter des Momentum Instituts, seit 2016 Mitglied des ZDF-Fernsehrats und bloggt bei netzpolitik.org.

B

Bildung

Wie sollten Lernräume der Zukunft aussehen? Schulen wurden ja häufig in Epochen gebaut, die auf eine spezifische Art des Lehrens ausgerichtet waren: Auf ein Beibringen, In-die-Köpfe-Drücken. Mit offenen Strukturen könnte man sowohl den klassischen Lehrbetrieb als auch Open Spaces in der Schule ermöglichen.





»Youtube ist nicht nur der größte Wissensvermittler, sondern auch der größte Fake-Verbreiter. Geordnete Strukturen jenseits davon wären wünschenswert.«

André Hermes



Ziel: Lebenslanges Lernen

Kann Open Education bewährte und neue Lernorte verbinden?

Jana Haase

André Hermes

im Gespräch

Wie sollten Lernräume der Zukunft aussehen und gestaltet werden?

Jana Haase: Schulgebäude haben wir viele – in gewisser Hinsicht sogar zu viele. Von viereckigen Räumen mit Bankreihen, die starr ausgerichtet sind, Struktur vorgeben und eingrenzen, brauchen wir meiner Ansicht nach nicht noch mehr. Was fehlt, ist Offenheit. Die Möglichkeit, Räume zu verlassen, zu erweitern, miteinander zu interagieren.

André Hermes: Schulen wurden ja häufig in Epochen gebaut, die auf eine ganz spezifische Art des Lehrens – gar nicht unbedingt des Lernens – ausgerichtet waren. Auf ein Beibringen, In-die-Köpfe-Reindrücken. Mit offenen Strukturen könnte man sowohl den klassischen Lehrbetrieb als auch Open Spaces an der Schule ermöglichen. Häufig sind das Selbstlern-Zentren, wo Steckdose und WLAN genügen. An unserer Schule gibt es einen Baukeller, in dem die Schülerinnen und Schüler Roboter konstruieren und programmieren können. Auch das ist ein Lernort.

Welche Rolle könnten dritte Lernorte spielen – gerade im Hinblick auf integrative Lehre und mehr Chancengerechtigkeit?

Haase: »Dritte Orte« ist ja ein Begriff aus der Soziologie. Der erste Ort ist das Zuhause, der zweite die Arbeit – aber dazwischen muss es noch andere Zusammenhänge geben, in denen ich mich austauschen kann: das Caféhaus, der Marktplatz – oder eben die öffentlichen Bibliotheken. Im schulischen Kontext könnten das Orte sein, wo kein Unterricht und keine Betreuung stattfinden, sondern wo die Schülerinnen und Schüler frei agieren können – mit Bastelmaterialien, Büchern oder sonstigen Unterhaltungs- und Informationsmitteln.

Hermes: Weitergedacht auf außerschulisches Lernen, können das auch Museen, botanische Gärten oder Zoos sein, selbst der McDonald's nebenan, wenn es nur um ein stabiles WLAN geht – ebenso Maker Spaces, also offene Werkstätten oder Vereine. Die Chance für Integration und Chancengerechtigkeit liegt in der Offenheit dieser

Orte. Sie müssen zugänglich für alle sein. Was wiederum nicht bedeutet, dass sie von allen Bevölkerungsgruppen gleich genutzt werden. Ein Science-Center besuchen abseits der Schule vor allem Menschen mit höherem Bildungsgrad. Offenheit ist nicht alles – aber sie ist die Grundvoraussetzung für Chancengleichheit.

Haase: Inwiefern ist Offenheit nicht alles?

Hermes: Wenn eine Bibliothek beispielsweise mit Schulen kooperieren möchte, aber nur die Gymnasien im Blick hat, werden große Gruppen ausgeschlossen, die dort auch sehr viel lernen könnten. Entsprechend breit sollten die Angebote aufgestellt sein.

Haase: Der Deutsche Bibliotheksverband unterhält zusammen mit dem Bundesministerium für Bildung und Forschung seit einigen Jahren das Förderprogramm »Kultur macht stark. Total digital!«, das gute Angebote macht. Sie brauchen natürlich sehr viel Begleitung. Schön wäre es, wenn daraus noch mehr offene Räume erwachsen könnten, die von Jugendlichen als Orte für lebenslanges Lernen wahrgenommen werden.

Auf dem »Forum Open Education« wurde zuletzt über Medienkompetenzzentren diskutiert. Könnte man in diesem Zusammenhang auch die Rolle von Schulen und Bibliotheken überdenken?

Hermes: Medienbildung muss Bestandteil der institutionellen Schulbildung sein. Aber natürlich sind die Schulen hier unterschiedlich stark aufgestellt. Sicherlich haben einige Kompetenzzentren einen Schwerpunkt, den Unterricht oder Informatikkurse nicht

abbilden können. Einen 3-D-Drucker besitzen die wenigsten Schulen. Zudem sind sie meistens auf ein oder zwei Betriebssysteme ausgerichtet, mit Apple-Geräten oder Windows-Rechnern, kennen aber die Welt der linux-basierten offenen Infrastrukturen gar nicht. Auch da wäre es denkbar, den Horizont zu weiten.

Haase: Viele Stadtbibliotheken haben ja schon so etwas wie Maker Spaces eingerichtet – als öffentliche, frei zugängliche Experimentierwerkstätten. Aber es ist immer sinnvoll, sich für bestimmte Reihen oder Workshops Expertinnen und Experten von außen zu holen. Ich weiß nicht, ob man Medienkompetenzzentren als neue Institutionen schaffen muss – oder ob die vorhandenen Institutionen nicht gemeinsam Medienkompetenzzentren bilden könnten.

Welche weiteren Institutionen und Projekte könnten als dritte Lernorte noch zu einer digitalen Bildungslandschaft beitragen?

Hermes: Da denke ich besonders an den großen Bereich der Bildungslandschaft im Internet. Das reicht von Anbietern im Bereich Medien und Kommunikation, die ein großes Portfolio haben, um lebenslanges Lernen zu ermöglichen. Bis hin zu Plattformen wie Youtube, die bei unseren älteren Schülerinnen und Schülern die erste Anlaufstelle sind, wenn es um informelles Lernen geht. Wenn ich wissen will, wie das Flusensieb meiner Waschmaschine ausgewechselt wird, schaue ich dort nach. Youtube ist aber nicht nur der größte Wissensvermittler, sondern auch der größte Fake-Verbreiter. Geordnete Strukturen jenseits davon wären wünschenswert.

Haase: Das könnten auch Bibliotheken unterstützen, zum Beispiel mit Link-Listen, die gepflegt werden. Die Frage ist nur: Gehen die Menschen sofort zu Youtube oder orientieren sie sich erst auf der Seite der Bibliothek, um zu schauen, was vorsortiert wurde? Es bräuchte wohl noch viel Arbeit, um hier an Attraktivität zu gewinnen.

Hermes: Häufig ist es so, dass im Unterricht solche Artefakte genutzt werden – aber eben von Lehrern kuratiert, das heißt, die Schülerinnen und Schüler kennen die Quelle gar nicht. Wenn ich jungen Menschen vermitteln will, dass sie auch nach der Schule handlungsorientiert an der Gesellschaft teilhaben können, muss ich ihnen auch zeigen, wie man zum Beispiel mit freilizenzierten Materialien umgeht, welche Angaben dann notwendig sind. Das gilt natürlich auch für die Materialien, die Lehrende reingeben – schon um Transparenz zu schaffen.

Haase: Wenn man das konsequent macht, transportiert es auch eine andere Kultur und ermöglicht ein Lernen auf Augenhöhe. Wenn ich Quellen benenne, öffne ich den Schülerinnen und Schülern nicht nur den Weg zu ihnen, sondern zeige auch, dass ich genau wie sie ein lernender Mensch bin.



Jana Haase ist Bibliothekarin, Vorstandsmitglied der Arbeitsgemeinschaft Schulbibliotheken Berlin Brandenburg e. V. und Mitglied im Bündnis Freie Bildung. Zum Forum Open Education hat Haase in der Fachgruppe zum Thema Ungleichheit und digitale Lehre mitgewirkt.



André Hermes Auf seinem Blog »medienberater bloggt« schreibt André Hermes über das Lehren und Lernen in der digital geprägten Welt. Der Lehrer für Erdkunde und Sport an einem Gymnasium ist außerdem Lehrbeauftragter am Institut für Geographie der Universität Osnabrück.

Wie muss Bildung in der vernetzten Gesellschaft funktionieren?

Ein Statement von

Jöran Muuß-Merholz

Wenn ich mir diese Frage stelle, dann liefert mir der Unterschied die Antwort – indem ich »Bildung von gestern« und »Bildung für morgen« gegenüberstelle. Da lässt sich erkennen, dass Bildung mehr Offenheit benötigt. Wobei man den Begriff »Offenheit« in unterschiedliche Richtungen ausdifferenzieren kann, zum Beispiel:

- Offenheit im Sinne von »offene Gesellschaft« – also Bildung, die für Demokratie, Pluralismus und Toleranz eintritt.
- Offenheit im Sinne von »gestaltbares Lernen« – also Bildung, die sich als partizipativen Prozess versteht und auf Souveränität und Mündigkeit abzielt.
- Offenheit im Sinne von »offener Ausgang« – also Bildung, deren Ergebnisse auf neue Entwicklungen ingehen können.
- Offenheit im Sinne von »Zusammenarbeit« – also Bildung, in der Menschen nicht isoliert oder in Konkurrenz, sondern miteinander lernen und arbeiten.

Ich setze mich für freie Bildungsmaterialien ein.

Der Fachbegriff heißt »Open Educational Resources (OER)«, was Materialien für das Lernen und Lehren meint, die von jederfrau und jedermann offen genutzt und weitergegeben werden können. Solche Materialien kann ich sogar, ohne jemanden fragen zu müssen, verändern, anpassen und neu zusammenstellen – und das Ergebnis dann wieder als OER mit der Welt teilen. Dahinter steckt ein Stück weit die Grundidee und übrigens auch die Lizenz, die wir von Wikipedia kennen.

Das Thema OER hat in den vergangenen Jahren im Zuge der Digitalisierung immer mehr an Bedeutung gewonnen und viele Unterstützerinnen und Unterstützer gefunden: von der UNESCO über die OECD auf globaler Ebene, in der Großen Koalition in Deutschland und in einigen Landesregierungen, in der Bildungspraxis vieler Lernorte – und vereinzelt sogar in Verlagen.

Über freie Bildungsmaterialien zu sprechen, bedeutet, über gesellschaftliche Teilhabe und Bildungsgerechtigkeit zu sprechen.

Schauen wir uns noch einmal die Ziele an, die ich unter dem Stichwort »Offenheit« gelistet habe. Bei jedem einzelnen können wir uns die Frage stellen: Erreichen wir das besser mit Bildungsmaterialien, die wir frei nutzen, weitergeben und anpassen dürfen – oder besser mit Materialien, die ich bezahlen muss oder die mir verschlossen bleiben, mit Materialien, die ich nicht anpassen kann, die ich nicht weitergeben darf? Ich bin überzeugt, dass die Antwort jeweils ganz klar »Mit OER geht es besser als ohne OER!« lautet. OER ist hilfreich, wenn wir Bildung für eine offene Gesellschaft, Bildung als gestaltbaren und individuellen Prozess, als gerichtet auf Zukunft und Zusammenarbeit begreifen wollen.



Jöran Muuß-Merholz ist Diplom-Pädagoge und gründete 2009 die Agentur für Bildung »Jöran und Konsorten«, die auf Bildung und Lernen in der digitalen Welt spezialisiert ist. Die Agentur entwickelt Projekte und Programme im Bildungsbereich und gibt Workshops und Vorträge zu aktuellen Themen der digitalen Bildung.

C

Crowdrock

Urheber*innen von Musik sind oft auf die Vermarktung ihrer Werke angewiesen. Nutzer*innen hingegen suchen einen möglichst unkomplizierten Zugang zu ihren Lieblingsliedern. Wie kommen alle zu ihrem Recht?

— Urheberrecht

— Commons

Faire Verhältnisse

Wie kommen Urheber*innen und Nutzer*innen von Musik zu ihrem Recht?

Andrea Goetzke

Meik Michalke

im Gespräch

Wie kommen Urheber*innen von Musik ebenso zu ihrem Recht wie die Nutzer*innen?

Andrea Goetzke: Jahrelang stand bei dieser Debatte vor allem das Urheberrecht im Fokus. So, wie sich die Marktstrukturen im Musikbereich gegenwärtig verändern, zeigt sich aber, dass die Probleme an anderer Stelle liegen. Große Plattformen wie Youtube oder Spotify, die mittlerweile die Bedingungen vorgeben, lizenzieren ja alles, da greift das Urheberrecht – und trotzdem verdienen die meisten Künstlerinnen und Künstler nicht viel Geld dabei. Es fehlt auch an Transparenz, nach welchen Schlüsseln diese Plattformen überhaupt ausschütten. Das ist ein strukturelles Problem, dem mit dem Hebel Urheberrecht nicht beizukommen ist.

Meik Michalke: Die ständige Diskussion um das Urheberrecht ist in meinen Augen genauso eine Stellvertreterdebatte wie seinerzeit die Klage über illegale Downloads, die angeblich die Verkaufszahlen einbrechen lassen. Das lässt uns beim Thema

»Wie funktioniert Kreativität im Internet?« seit 20 Jahren auf der Stelle treten. Ich finde, die großen Gatekeeper, also Spotify & Co, sollten gar nicht das Ziel für aufstrebende Kreative sein. Wenn sowohl Künstlerinnen und Künstler als auch Fans zu ihrem Recht kommen sollen, muss man auf einem niedrigeren Level ansetzen: eine Community bilden und gemeinsam wachsen. Da öffnen sich Möglichkeiten, um nachhaltige Modelle – meinetwegen auch Geschäftsmodelle – aufzubauen. Die bieten vielleicht geringere Verdienstmöglichkeiten als der Massenmarkt, führen aber weiter als die Frage, welche EU-Richtlinie wir noch brauchen.

Goetzke: Eine Community mit den Fans zu bilden, das würde ich Kreativen auch empfehlen – das machen ja auch viele, zum Beispiel über bandcamp. Ich finde trotzdem, dass man die großen Strukturen politisch in den Blick nehmen und sich die Frage stellen muss: Wie soll dieses System funktionieren? Während der Pandemie hören alle zu Hause Musik über die Streaming-Plattformen, aber die Künst-

lerinnen und Künstlern, denen der Live-Bereich wegbreicht, profitieren nicht davon.

Michalke: Was mir dazu einfällt: Ich habe zusammen mit Kolleginnen und Kollegen schon vor Jahren ein Konzept entwickelt, wie man die Geldströme fairer verteilen könnte. In den Playern, die man fürs Abspielen von Musik benutzt, findet dabei eine Erkennung statt, um was für einen Titel es sich handelt. Das haben wir über Audio-Fingerprinting gelöst. Man legt einen Account an, über den dann regelmäßig in einem bestimmten Abrechnungszeitraum gemeldet wird, welche Songs man gehört hat. Unter diesen Kreativen wird dann ein Betrag X verteilt. Das funktioniert natürlich auch nur, wenn es eine Community gibt, die bereit ist, dafür Geld auszugeben. Aber das System hätte den Vorteil, dass es im Grunde irrelevant ist, woher man seine Musik bezieht. Selbst, wenn sie illegal heruntergeladen wäre, würde man für das Abspielen Geld bekommen.

Goetzke: Was ist daraus geworden?

Michalke: Wir haben das Konzept technisch bis zum Prototyp entwickelt, danach aber nicht mehr die Ressourcen, es an den Markt zu bringen. Der Code ist veröffentlicht, vielleicht sollte sich das noch mal jemand ansehen.

Goetzke: Generell spielt ein Streaming-Modell natürlich Pop mehr in die Hände als experimenteller Musik. Man hat sich ja früher auch mal eine Platte gekauft und sie nur einmal gehört, weil man wissen wollte, was das ist – musste sich aber diesen Drone-Noise, als Beispiel, nicht jeden Tag geben. Was sperrig ist, hat einen Nachteil. Aber mich beschäftigt im Zusammenhang mit Urheberrecht und Lizenzen noch eine ganz andere Frage, die nichts mit Geld zu tun hat. In Musik steckt so viel an Beziehungen von einer Community, dass wir darüber nachdenken sollten: Wie lässt sich der Kontext eines Werks erhalten?

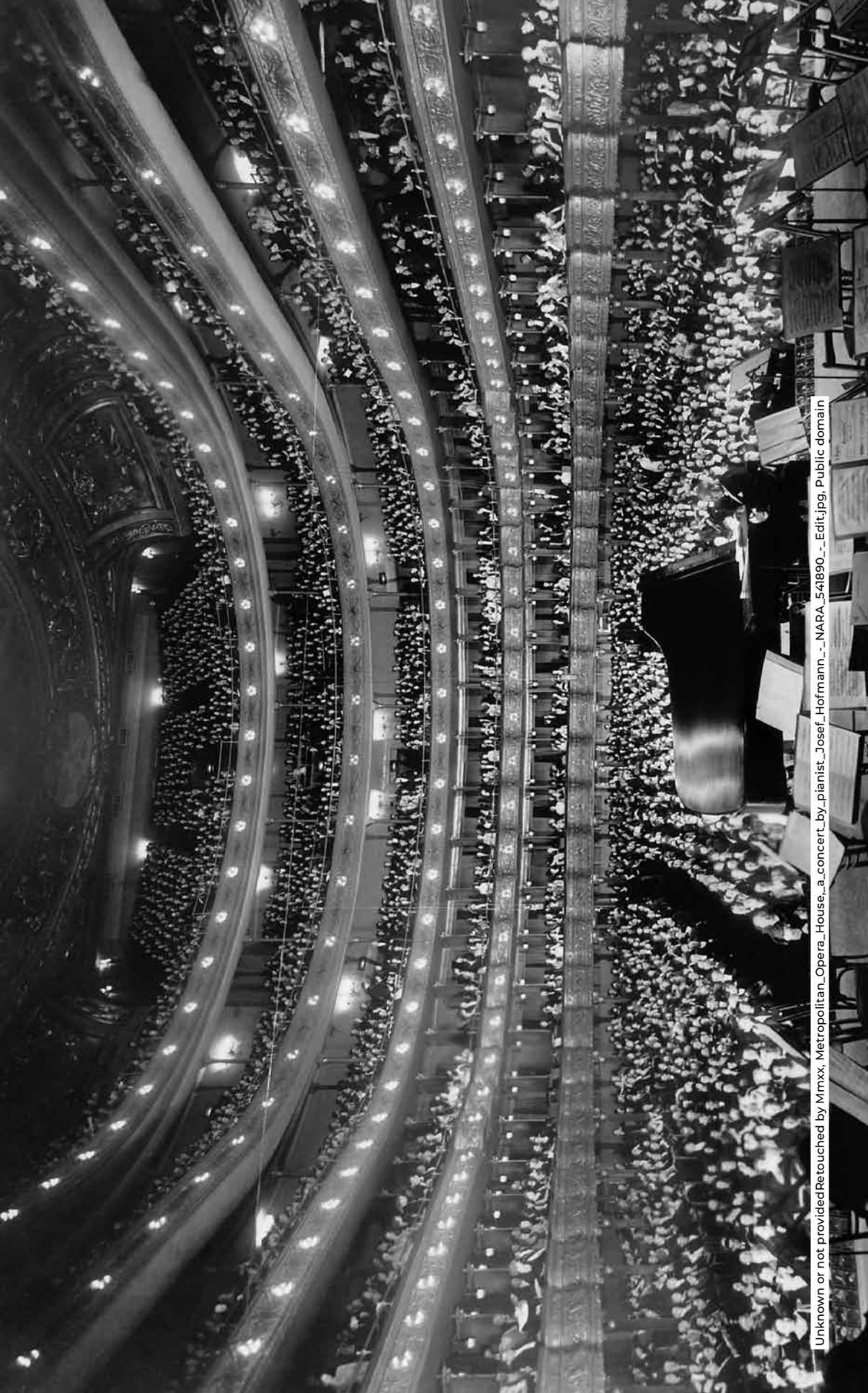
Michalke: An welchen Kontext denkst du dabei?

Goetzke: Kürzlich hat zum Beispiel DeForrest Brown Jr., der sich viel mit afro-amerikanischer Musikkultur beschäftigt, darüber gesprochen, wenn das Stück »Alabama« von John Coltrane rein unter dem Gesichtspunkt der Entwicklung des Jazz diskutiert wird, werde es der Musik nicht gerecht. Geschrieben hat Coltrane es als Reaktion auf eine Reihe von Ku-Klux-Klan-Morden in Birmingham, Alabama. Ohne diesen Zusammenhang hört man das Lied ganz anders. Oder nehmen wir eine Person aus einer gewissen musikkulturellen Community, z. B. in Sao Paolo, die ein Stück produziert. Dann kommt ein Produzent aus



»Wenn sowohl
Künstlerinnen und
Künstler als auch Fans
zu ihrem Recht kommen
sollen, muss man auf
einem niedrigeren
Level ansetzen: eine
Community bilden und
gemeinsam wachsen.«

Meik Michalke





New York, macht ein hippestes Sample daraus – und selbst, wenn er der Künstlerin oder dem Künstler hundert Dollar dafür überweist, wäre es doch wichtig und interessant, diesen Kontext und diese Beziehung explizit darzustellen. Und man hat bei Spotify eben nicht mehr das Cover mit den Liner-Notes in der Hand. Ich fände es interessant, das Urheberrecht mehr als Beziehung zwischen künstlerischen Arbeiten und ihren Produzent*innen zu denken, als zur Verwaltung einer Ressource, die nach bestimmten Rechten und Lizenzen nutzbar ist.

Michalke: Ich sehe meinen eigenen Zugang zu Kreativität auch über Beziehungen – allerdings weniger über die Quelle, aus der ein Werk stammt. In der Interaktion zwischen mir und dem Werk passiert aus meiner Perspektive das, was ich Kunst nenne. Und das ist für mich die eigentlich spannende Ebene. Was macht es mit mir – und warum? Interpretiere ich ein Stück in zehn Jahren völlig anders? Aber um sich auf diese Beziehung wirklich einzulassen, braucht es Zeit. Der Akt, sich zu Hause hinzusetzen und ein Album wirklich von vorne bis hinten zu hören, macht einen ja heute zum Nerd. Wir sollten dahin kommen, Musik wieder hören zu lernen. Solche Prozesse zu ermöglichen, darauf auch wieder Märkte aufzubauen, ist meine Vision. Die Frage lautet: Geht das mit dem klassischen Urheberrecht oder wählt man eine Creative-Commons-Lizenz – die ist für die

Auseinandersetzung mit dem Werk letztlich irrelevant. Hauptsache, man findet einen Zugang dazu.



Andrea Goetzke ist Kuratorin, Kulturproduzentin und Gründungsmitglied des all2gethernow e. V., Plattform für neue Strategien in Musikkultur und -wirtschaft. Als Teil von newthinking beschäftigt sie sich mit Digitalkultur und Open-Source-Ansätzen. Zu ihren Aktivitäten zählen u.a. das Torstraben-Festival, Programmarbeit für die rpAccra und das Goethe-Institut.



Meik Michalke ist geschäftsführender Direktor der Cultural Commons Collecting Society (C3S), einer europäischen Genossenschaft, die die Zulassung als Verwertungsgesellschaft für das digitale Zeitalter anstrebt. Michalke ist zudem Vorsitzender des OMC e. V. zur Förderung freier Kunst, Kultur und Wissenschaft.

Echte Menschlichkeit und falsche Ehrfurcht

Ein Interview mit  Arno Lücker

Wie Urheber*innen und Nutzer*innen von Musik auch in der digitalisierten Welt zu ihrem Recht kommen, wird viel und zuweilen heftig diskutiert. Wie nehmen Sie die Rechte-Diskussion in der Klassikszene wahr – und wie stehen Sie dazu?

In der E-Musik-Szene wird – zum Beispiel von der Deutschen Orchestervereinigung als einer von sehr wenigen überhaupt existierenden »Lobbyvertretungen« – zunehmend gefordert, beispielsweise in Sachen Streaming klassischer Musik die entsprechenden Künstlerinnen und Künstler besser beziehungsweise überhaupt zu vergüten. Die Forderungen verhalten aber regelmäßig im Nichts lächelnder Ratlosigkeit und Uninformiertheit. Von Vergütungsmechanismen, aktuellen Urheberrechtsstreitigkeiten und alternativen Entlohnungsmodellen wissen wir zumeist wenig – bis nichts. Keine Komponistin, kein Komponist der Neuen Musik kann beispielsweise sagen, welche ungefähre Summe von der GEMA nach Auf-führung von Werk XY ausgeschüttet wird. Klassik-Streaming-Anbieter wie IDAGIO sind auf der anderen Seite von hohen Spon-soring-Geldern abhängig, um nicht nur Musikerinnen und Musiker besser zu vergüten, sondern um den »Gegenstand klassische Musik« entsprechend ordnend und vermit-telnd zu kuratieren. Eine Mammutaufgabe.

»Klassik lacht nicht« – mit dieser Schlagzeile wurde vielfach über Ihr sati-risches Video zu Daniel Hope berichtet. Warum tut sich die Szene mit kreativer, auch humorvoller Auseinandersetzung und Kunstformen im Netz schwer?

Die Institutionen der »Welt der klassischen Musik« sind nicht nur humorbefreit, sondern halten krampfhaft von alten weißen Männern erdachte feudale Strukturen am Leben, in denen Sexismus, sexuelle Übergriffe, Mobbing und pekuniäre Ungleichheit akzeptiert werden, solange die entsprechen-den »Stars« die Konzertsäle füllen – und sich auf Fotos an der Seite der (fast immer männlichen) Konzerthaus-Chefs präsen-tieren. Das Duckmäsertum kennt in der E-Musik – die von ganz wenigen Labels dominiert wird – keine Grenzen. Paradig-matisch wird der »Opus Klassik« seit Jahren im Konzerthaus am Gendarmenmarkt von Thomas Gottschalk an Daniel Hope in der Kategorie »Klassik ohne Grenzen« verge-ben. Eine humorvolle Auseinandersetzung mit dem eigenen Gegenstand findet im Netz so gut wie gar nicht statt. Der digitale Raum ist für die angsthäsigen PR-Protagonistin-nen und -Protagonisten der E-Musik-Welt bestenfalls »Diener« – und darf Saison-Mo-tos, Klassik-Star-Galas und Brahms-Schwer-punkte bebildern.

Was müsste sich strukturell ändern?

Die Kommunikation klassischer Musikinhalte müsste aufrichtiger sein, die gemachte Gelecktheit der stetigen Präsentation »unserer« Musik wegfallen, zugunsten authentischen Sprechens über Musik – Schwäche, Fragilität und Ängste eingestehend. Tatsächlich gilt in unserer hochglanzverwahrlosten Szene nämlich das Streben nach Perfektion noch als tugendhafte Kategorie. Gute Musikvermittlung beispielsweise ist möglich, wenn wir »Menschlichkeit« in Bezug auf Musik nicht nur an Beethovens plärrender Umarmung seiner Neunten festmachen, sondern auf das schauen, was vielleicht einmal nicht funktioniert – und was dabei möglicherweise als haarsträubend lustig und menschlich rezipiert werden kann.

Das Paradigma der Offenheit, des kollaborativen Arbeitens, Teilens und Tauschens kommt zunehmend in den Wissenschaften an – auch in der Musikwissenschaft?

Noch vor einigen Jahren betrat man als Musikwissenschaftlerin oder Musikwissenschaftler demütig staubmäusige Archive und Bibliotheken, um sich den Gesamtausgaben großer Komponisten (bewusst nicht gegendert) im stillen Studium zu widmen. Inzwischen sind die kritischen Editionen

zu Teilen ins Netz gewandert und können niedrigschwellig verwendet werden, wie beispielsweise »Bach digital«.

Doch Millionen von klassischen Musikerinnen und Musiker tummeln sich vor allem auf einem Portal, über das – bis zu einem Artikel von mir aus dem Jahr 2017 – kaum jemand etwas wusste: IMSLP (International Music Score Library Project). Ungefähr eine halbe Million Notendateien sind hier kostenlos – mit einer Wartezeit von 15 Sekunden, sofern kein Premium-Account vorhanden – abrufbar. Dabei handelt es sich um inzwischen rechtfreie Noten-Ausgaben, also um solche, die möglicherweise in Teilen ein romantisches Bild von Bach und Co. vermitteln. Der Aspekt des Teilens und des kollaborativen Arbeitens ist dabei kein in der Musikwissenschaft sonderlich pioniergeistig bestelltes Feld.

Woran liegt das? Und fallen Ihnen Gegenmodelle ein, die Vorbild sein könnten?

Bachelor-, Master- und Doktorarbeiten aus dem Bereich der Musikwissenschaft entstehen selten gemeinschaftlich. Solange ernsthaft Kompositionsprofessoren noch (inzwischen wenigstens hinter meist vorgehaltener Hand) behaupten, Frauen könnten nicht komponieren, solange werden auch Begrifflichkeiten wie »Meisterwerk«

und »Schöpfung« (gemeint ist nicht die von Joseph Haydn) als latente Postulate musikwissenschaftlichen Arbeitens verbleiben. Entsprechend nichtig sieht es mit der Förderung kollaborativen Arbeitens und Musizierens aus. Immerhin haben sich – auf jedes Jahr neu zu beantragende Fördergelder angewiesene – Klangkörper wie das Solistenensemble Kaleidoskop seit mittlerweile fünfzehn Jahren auf die Fahnen geschrieben, den innerlich wie äußerlich verbeamteten Orchesterstrukturen eine kollaborative, offene, kreative Arbeitsweise entgegenzusetzen.



Arno Lückner Arno Lückner ist leitender Redakteur der »Opernwelt«, Dramaturg, Moderator und Kurator neuer Konzertformen, Komponist und Pianist. Er studierte Musikwissenschaft und Philosophie und arbeitete u.a. beim RBB und als Dramaturg am Konzerthaus Berlin. Er schreibt Texte u.a. für die Wiener Philharmoniker und die New York Philharmonics, für die Neue Musikzeitung und das VAN Magazin. 2020 erschien sein Buch »op. 111. Beethovens letzte Klaviersonate Takt für Takt«.

Daten sind ein immer wichtigerer Erfolgsfaktor für viele Bereiche, von Online-Plattformen über die Industrie bis zum vernetzten Zuhause. Unternehmen und Regierungen sammeln immer mehr Beobachtungen über die Welt und füttern mit ihnen eine Vielzahl von Modellen, die neue Einsichten generieren sollen. Mit der steigenden Bedeutung von Daten wächst die Relevanz einer guten Datenpolitik.

Abstract Wikipedia

Über ein multilinguales Projekt im Wikiversum

Ein Interview mit  Denny Vrandečić

Mit Abstract Wikipedia entsteht ein neues, multilinguales Projekt im Wikiversum. Benutzer*innen sollen Wikipedia-Artikel sprachunabhängig erstellen und pflegen können. Das würde es allen ermöglichen, die Artikel in ihrer Landessprache zu lesen. Warum ist dieses Vorhaben so relevant?

Denny Vrandečić: Für die deutsche Community scheint das im ersten Moment nicht so wichtig zu sein, denn die deutsche Wikipedia ist sehr groß. Aber das Interessante ist: Die englische Wikipedia ist deutlich größer als die deutsche, jedoch kommt die Hälfte der deutschen Wikipedia gar nicht in der englischen vor. Es gibt also wenig inhaltliche Überschneidung. Gerade für die kleineren Wikipedien ist es natürlich schwer, eine umfassende Enzyklopädie anzubieten, weil sie schlichtweg nicht genug Beitragende haben. Das grundlegende Problem ist, dass wir derzeit versuchen, über 300 Sprachen zu unterstützen. Es gibt 20 Millionen Themen, die Wikipedia-Artikel haben. Wenn wir diese tatsächlich in alle Sprachen übersetzen wollen würden,

müssten wir sechs Milliarden Artikel schreiben. Derzeit haben wir aber gerade mal 50 Millionen Artikel.

Wie hilft Abstract Wikipedia da konkret?

Das Ziel ist, die sprachliche Dimension und die inhaltliche Dimension unabhängig voneinander zu erzeugen und zu verwalten. Die notwendige Arbeit, um die Inhalte zu schaffen und in der Zukunft auch zu warten, wird so um den Faktor 300 gesenkt. Das ist dann wieder eine Größenordnung, die wir als Wikipedia-Communitys durchaus erreichen können. Die Inhalte, die in den Wikipedien vorhanden sind, sollen so dargestellt werden, dass sie wieder in beliebig viele Sprachen übersetzt werden können. Diese so erstellten Texte stehen dann den Wikipedien zur Verfügung, wenn die Communitys das wollen. Das soll nichts ersetzen, sondern Lücken füllen, die derzeit bestehen.

Warum reicht eine einfache Übersetzung nicht aus?

Gerade in den Sprachen, in denen Übersetzungsprogramme tatsächlich gebraucht werden, sind sie oft am schlechtesten. Das liegt daran, dass der Korpus, mit dem diese Programme trainiert werden, aus Texten in den häufig gesprochenen Sprachen besteht. Besonders bei Themen wie Gesundheit und der Covid-19-Pandemie, wo akkurate Informationen sehr wichtig sind, sind diese Übersetzungen schwierig. Da möchten wir unterstützen. Statt Übersetzungen verwenden wir Funktionen. Dafür stellen wir ein neues Wikimedia-Projekt vor, das Wikifunctions heißen wird. In diesem Projekt wollen wir dann Funktionen erstellen, die Texte in natürlicher Sprache generieren.

Was ermöglichen solche Funktionen genau?

Letztlich sind das Programme, die in verschiedenen Programmiersprachen geschrieben sein können und von einem Computer ausgeführt werden. Diese Programme werden wir in einem neuen Wiki vorhalten. Auch die großen Tech-Firmen bieten immer mehr Schnittstellen an, die uns Funktionen verwenden lassen. Wenn man Google Assistant, Siri oder Alexa nutzt, gibt es eine wachsende Anzahl an Fragen, die man stellen kann. Das sind auch

Funktionen, aber sie werden von den Unternehmen angeboten. Es gibt ein Team in San Francisco oder Seattle, das diese Funktion erstellt und zur Verfügung stellt. Und damit sind wir ja genau in der gleichen Situation, in der wir vor 15 oder 20 Jahren noch mit Enzyklopädien waren. Eine Enzyklopädie ist eben das, was eine Firma anbietet.

Was macht Wikifunctions da anders?

Wir wollen, dass sich jeder am Wissen beteiligen und Funktionen erstellen kann. Nur weil Siri einen bestimmten Skill hat, kann man ihn nicht in anderen Kontexten verwenden. Wir wollen mit Wikifunctions erreichen, dass die Funktionen breit verfügbar sind und von allen in jedem beliebigen Kontext verwendet werden können. Alle sollen sich daran beteiligen können, neue Funktionen zu erschaffen. Damit es mehr gibt als das, was die Leute bei Amazon oder Google oder Apple interessant finden. Um Inhalte in der abstrakten Wikipedia beizutragen, braucht man auch keine Fähigkeiten im Programmieren. Das ist uns sehr wichtig.

Welche Rolle spielen Wikidata und die lexikografischen Daten?

Die sind ein wichtiger Bestandteil. Da wir abstrakte Sprache in Texte verwandeln, brauchen wir eine große Anzahl an lexikografischen Daten. Wir müssen wissen: Was

ist der Plural von »Stadt«, wie macht man den, wie beugt man den in den Sätzen? All dieses Wissen steht ja jetzt schon in den lexikografischen Erweiterungen von Wikidata. Darauf müssen wir zugreifen können, das heißt, wir werden bestehende Projekte verwenden, um zusammen dann Inhalte in mehr Sprachen abbilden zu können.

Funktioniert Sprache in allen Kulturen so, dass sich Texte aus Funktionen erstellen lassen?

Tatsächlich war das in der Linguistik lange eine offene Frage. Die meisten Linguistinnen und Linguisten sind heute aber der Meinung, dass wir von jeder Sprache in eine beliebige andere Sprache übersetzen können. Es gibt diesen Mythos von den Inuit und ihren vierzig Wörtern für Schnee. Selbst wenn das stimmen sollte und es für all diese Schneearten eigene Wörter gibt, können diese in anderen Worten auch beschrieben werden. Und so etwas würde dann in einer Funktion wieder gehen.

Können von diesem Projekt auch die Communitys aus nicht westlichen Kulturen profitieren? Besteht nicht die Gefahr, dass man nur die westlichen Gesellschaften erreicht?

Wir wollen Menschen aus bislang weniger dokumentierten Kulturen die Möglichkeit geben, selbst Inhalte zu erstellen. Ich

selbst habe in der kroatischen Wikipedia angefangen und wollte eigentlich über das Dorf meiner Mutter schreiben. Aber dann habe ich festgestellt, dass die kroatische Wikipedia noch keinen Artikel über Nigeria oder China hatte – und mich gefragt: Kann ich als Enzyklopädist unter diesen Voraussetzungen einen Text über ein Dorf mit 156 Einwohnerinnen und Einwohnern verfassen? Durch die abstrakte Wikipedia erlauben wir es den Menschen, über genau die Themen zu schreiben, zu denen sie einen einzigartigen Zugang und einzigartige Quellen haben. So kann jede und jeder eine einzigartige Perspektive beitragen. Und wir können tatsächlich das Wissen der Welt bereichern.

Das Gespräch führte Elisabeth Giesemann (Wikimedia Deutschland).



Denny Vrandečić befasst sich mit Wissensdatenbanken, Data Mining, massiver webbasierter Kollaboration und dem Semantischen Web. Von 2012 bis 2013 war er Projektleiter für Wikidata bei Wikimedia Deutschland. Er ist Ko-Entwickler der Semantic MediaWiki (SMW), die auch die Inspiration für Wikidata war, und einer der Gründer und Administratoren in der kroatischen Wikipedia.



Pieter Brueghel the Elder, Pieter Bruegel the Elder, The Tower of Babel (Vienna), - Google Art Project, - edited.jpg, Public domain

»Datenpolitik primär als
Wirtschaftspolitik zu
verstehen, heißt, das
gesellschaftliche Potenzial
von Daten zu verkennen.«

Aline Blankertz



Baby Devi 26, A_pile_of_straw_after_extracting_grains.jpg, CC BY-SA 4.0



Große Erkenntnisse, große Illusionen?

Welche Strategien wir für eine gemeinwohl- orientierte Datenpolitik brauchen

Ein Essay von  Aline Blankertz

Daten sind ein immer wichtigerer Input- und Erfolgsfaktor für viele Bereiche, von Online-Plattformen über die Industrie bis zum vernetzten Zuhause. Unternehmen und Regierungen sammeln immer mehr solcher Beobachtungen über die Welt und füttern mit ihnen eine Vielzahl von Modellen, die neue Einsichten generieren sollen. Mit der steigenden Bedeutung von Daten wächst die Relevanz einer guten Datenpolitik, die die Rahmenbedingungen für eine gesellschaftlich wünschenswerte Datenerhebung und -nutzung setzt.

Um mit Daten das Gemeinwohl zu befördern, gehören zwei Elemente ganz oben auf die Agenda: Erstens ist eine breitere Öffnung von Daten so auszugestalten, dass sie nicht nur als Wirtschaftsgut genutzt werden, sondern auch, um mehr Transparenz über gesellschaftlich wichtige Prozesse zu schaffen. Zweitens bedarf es systematischer Absicherung vor Missbrauch von Daten, insbesondere in Form von Profilbildung.

Daten im Interesse des Gemeinwohls öffnen

Daten liegen zu einem großen Teil in der Kontrolle von einigen wenigen Unternehmen, die aus ihnen Wert schöpfen können. Bei Daten in öffentlicher Hand ist hingegen oft fraglich, ob Behörden sie überhaupt in ausreichendem Maße nutzen. Datenstrategien auf der ganzen Welt zielen deswegen darauf ab, nicht nur mehr Daten zu

sammeln, sondern auch bestehende Daten breiter zugänglich zu machen. Hierfür gibt es eine Vielzahl an Instrumenten. Darunter der kartellrechtliche Zugang zu besonders wettbewerbsrelevanten Daten, die Öffnung von Verwaltungsdaten sowie die stärkere Ermächtigung von Individuen, personenbezogene Daten zu teilen, z. B. durch ein gestärktes Recht auf Datenportabilität und Datenspenden.

Als Ziel eines breiteren Zugangs zu Daten nennen Regierungen meist wirtschaftliches Wachstum, beispielsweise durch mehr Daten für Start-ups, oder zum Trainieren von Maschinenlernprogrammen*. Das ist zwar legitim, doch Datenpolitik primär als Wirtschaftspolitik zu verstehen, heißt, das gesellschaftliche Potenzial von Daten zu verkennen.

Daten für mehr Licht im Dunkel von gesellschaftlich relevanten Entscheidungen

Zugang zu Daten kann mehr Transparenz in Bereichen schaffen, die sonst eher unter Ausschluss der Öffentlichkeit ablaufen:

* Maschinelles Lernen ist ein Oberbegriff für die »künstliche« Generierung von Wissen aus Erfahrung: Ein künstliches System lernt aus Beispielen und kann diese nach Beendigung der Lernphase verallgemeinern. Dazu bauen Algorithmen beim maschinellen Lernen ein statistisches Modell auf, das auf Trainingsdaten beruht. [Quelle: Wikipedia]

Seien es (wenn auch rein menschlich gefällte) Personalentscheidungen in öffentlichen oder privaten Organisationen oder Klickdaten von großen Plattformen. In diesen und vielen weiteren Fällen ist mehr Transparenz wertvoll für eine demokratische Kontrolle gesellschaftlich relevanter Abläufe. Diskriminierende Entscheidungen in der Personalführung aufzudecken, kann nicht nur zu mehr wirtschaftlicher Effizienz, sondern vor allem auch zu mehr Gerechtigkeit führen. Wie die Seitengestaltung von Online-Plattformen deren Nutzende lenkt, ist nicht nur aus wettbewerblicher, sondern auch aus demokratischer Perspektive relevant, insbesondere im Zusammenhang mit politischen Inhalten.

Für mehr Transparenz müssen nicht – und sollten auch nicht allen alle Daten verfügbar sein. Oft reichen geschickt aggregierte, verschlüsselte oder solche Daten aus, die nur für bestimmte Zielgruppen wie autorisierte Forschende oder zivilgesellschaftliche Organisationen zugänglich sind, um eine Kontrollfunktion auszuüben. Doch unabhängig davon, wer die Daten nutzt, ist es wichtig, die damit verbundenen Risiken gering zu halten.

Datenbasierten Missbrauch verhindern

Bei jeder Sammlung, Nutzung und Öffnung von Daten gibt es gesellschaftliche Risiken, meist für diejenigen, von denen die Daten

handeln. Die europäische Datenschutzgrundverordnung – die viele, aber nicht alle dieser Risiken abdeckt –, schützt dementsprechend nicht die Daten, sondern die Datensubjekte. Sie können anhand schlecht geschützter Daten identifiziert, diskriminiert oder ihrer Privatsphäre beraubt werden. Solcher Missbrauch ist sogar unabsehbar möglich – beispielsweise, wenn ein Algorithmus menschliche Diskriminierung in Trainingsdaten fortschreibt. Bei jeder Datenverwendung bedarf es einer Analyse der möglichen Risiken sowie Maßnahmen, um die Daten dagegen abzusichern.

Missbrauch kann auch vorliegen, wenn der gesellschaftliche Schaden von bestimmten Daten ihren Nutzen überwiegt. Das wird bei dem Datennutzungsmodell deutlich, mit dem sich viele Online-Plattformen finanzieren: Die umfassende Verfolgung von Individuen über Webseiten, Apps und Geräte hinweg sowie die darauf aufbauende Profilbildung hat hohe gesellschaftliche Kosten zur Folge – in Form der verletzten Privatsphäre. Darauf nehmen die Plattformen keine Rücksicht, wenn sie diese Profildaten nutzen, um Werbung passgenauer zuzuschneiden und sich den so geschaffenen Wert als Gewinn anzueignen.

Dementsprechend sollte Datenpolitik diese Risiken systematisch eindämmen, während sie neben wirtschaftlichem Wachstum auch Transparenz über gesellschaftliche Prozesse ermöglicht. Dann können Daten einen echten Mehrwert für die Gesellschaft schaffen.



Aline Blankertz leitet das Projekt »Datenökonomie« der Stiftung Neue Verantwortung, das ökonomische, technische und gesellschaftliche Fragestellungen untersucht, um innovative datenpolitische Handlungsempfehlungen zu entwickeln. Vor der Stiftung Neue Verantwortung leitete sie bei der wirtschaftswissenschaftlichen Beratung Oxera Analysen zur Plattformökonomie, Datenschutz, Algorithmen.

E

Erinnerung

In Ewigkeit online: Wie hat das Internet die Erinnerungskultur beeinflusst? Durch die Digitalisierung verlieren die Kulturerbe-Einrichtungen ihre Deutungshoheit und Erinnerung wird demokratisiert. Doch wie verändern sich die Auswahlprozesse, die bestimmen, was in ein Archiv gehört? Über das Erinnern und Vergessen in der vernetzten Gesellschaft.

In Ewigkeit online

Wie hat das Netz Mechanismen des Erinnerns verändert?

Ein Interview mit  Paul Klimpel

Welchen Einfluss hat das Internet auf unsere Erinnerungskultur?

Paul Klimpel: Der wichtigste Punkt ist, dass sich im Digitalen die Grundlage dessen umkehrt, was erhalten und was zerstört wird. Nehmen wir das Beispiel eines Soldaten, der im Ersten Weltkrieg einen Feldpostbrief an seine Mutter daheim richtet. Dieser Brief, ein Stück Papier, bleibt erhalten. Er müsste aktiv vernichtet werden, verbrannt, geschreddert, um nicht bewahrt zu bleiben. Im Analogen existieren also neben den offiziellen Archivierungen, etwa in Form von Akten, ungezählte private Erinnerungsstränge. Deswegen machen wir noch heute interessante Zufallsfunde auf Dachböden.

Und im Digitalen?

Der Bundeswehrsoldat in Afghanistan, der eine E-Mail nach Hause schreibt, ist ein ganz anderer Fall. Denn diese E-Mail wird es in fünf oder zehn Jahren nicht mehr geben. Es sei denn, jemand unternähme aktiv etwas, um sie zu erhalten. Das ist ein entscheidender Unterschied. Einer, der

sich darauf auswirkt, welche Rolle Archive spielen. Denn wenn man im Digitalen aktiv etwas tun muss, um Erinnerungsstücke zu erhalten, wird das vor allem dort passieren, wo Archive mit der entsprechenden Ausstattung diese Aufgabe erledigen. Das bedeutet, dass viele der zufälligen Erinnerungsstränge verloren gehen.

Erleben wir damit auch eine Umwertung unseres Begriffs, was Kulturgut und damit erhaltenswert ist?

Was die Vergangenheit angeht, so bewirkt die Digitalisierung eine leichtere Zugänglichkeit von Archivgut und damit einhergehend einen Verlust von Deutungshoheit der Kulturerbe-Einrichtung und eine Demokratisierung der Erinnerung.

Was heutige, digitale Zeugnisse angeht, so ist aus archivarischer Sicht das Digitale etwas extrem Flüchtigtes. Archive wollen dagegen für die Ewigkeit bewahren. Es heißt ja immer: Das Netz vergisst nicht. Doch das stimmt so nicht. Versuchen Sie mal, eine zehn Jahre alte Website zu finden. Die ist

weg. Vielleicht lässt sie sich noch mittels Wayback-Maschine aufspüren, aber sicher ist das nicht. Wenn vom Netz, das nicht vergisst, gesprochen wird, bezieht sich das auf seltene Fälle privater Fehlritte, die auch Jahre später noch zu googeln sind. Aber das würde man ja kaum als generationenübergreifende Erinnerung bezeichnen.

Wie verändern sich die Auswahlprozesse, die beeinflussen, was in ein Archiv gehört? Das Gros der E-Mails zum Beispiel dürfte für die Nachwelt kaum von Interesse sein.

Aber das ist seit eh und je die Krux von Archiven: zu entscheiden, was bewahrenswert ist. Diese Auswahlfrage wird immer kontrovers bleiben. Auch die digitale Speicherung ist zudem eine Frage von Ressourcen, genau wie im Analogen. Es genügt ja nicht, eine Terabyte-Festplatte zu kaufen. Langzeit-Archivierung im Digitalen ist eine sehr komplexe und teure Angelegenheit. Entsprechend wird es auch Diskussionen um den Auswahlprozess geben.

Wie lässt sich der Flüchtigkeit des Digitalen entgegenwirken?

Im Moment nur institutionell. Dafür müssen Strukturen und Institutionen geschaffen werden. Wenn niemand Twitter archiviert, zumindest ausschnittsweise, wird man in 20 Jahren so etwas wie die #MeToo-Debatte nicht mehr nachvollziehen können. Vielleicht noch anhand von Sekundärquellen, weil es natürlich Zeitungsberichte darüber gibt. Aber nicht mehr aufgrund der Primärquellen.

An welche Art Institution denken Sie? Es gibt ja zum Beispiel das Internet Archive.

Das Internet Archive erledigt schon eine Menge, aber wichtig wäre es, die bestehenden Institutionen für die digitale Archivierung auszurüsten. Die Deutsche Nationalbibliothek (DNB) ist dafür prädestiniert, sie hat auch ein entsprechendes Mandat und es gibt auch Anstrengungen, sich dieser Herausforderung zu stellen. Ein sinnvoller Ansatz wäre, dass man bei jedem Zitat einer Website einen Button »Archivierung« anklicken könnte. Die DNB würde einen Permanent-Link erstellen. Wenn ich also in zwanzig Jahren auf dieses Zitat in einem wissenschaftlichen Artikel stoße und den Link anklicke, erscheint nicht »Page not found«. Sondern die entsprechende bei der DNB archivierte Seite.

Was die Auswahlfrage gleich mit klärt.

Und, wichtiger noch: Es ist nicht mehr eine Institution, die im Zweifel sogar politisch motiviert entscheidet, was bewahrt wird. Sondern es sind diejenigen, die etwas zitieren. Das ist mit vielen Problemen rechtlicher Art verbunden. Was, wenn eine Seite zitiert wird, die illegal ist und später verboten wird? Dennoch wäre der vernünftigste Ansatz, dort zu archivieren, wo ein entsprechender Bedarf formuliert wird.

Und wenn dabei Persönlichkeitsrechte betroffen sind? Etwa bei der #MeToo-Debatte auf Twitter?

Twitter ist eine öffentliche Sphäre. Wer dort schreibt, weiß, dass es von jedem gesehen werden kann. Anders als manche Datenschutzextremisten bin ich nicht der Meinung, dass etwas, das öffentlich geäußert wurde, im Nachhinein unter persönlichkeitsrechtlichem Schutz geheim gehalten werden soll. Öffentlicher Diskurs muss als solcher erhalten bleiben.

Wo sehen Sie bei der digitalen Archivierung Herausforderungen durch das Urheberrecht?

Die Frage betrifft ja vor allem den Zugang zu Materialien des 20. Jahrhunderts. Das größte Problem sind in meinen Augen die Kulturzeugnisse, bei denen die Frage des urheberrechtlichen Schutzes völlig unklar und teils auch nicht zu klären ist. Solange es dafür keine Lösung gibt, wird eine erhebliche Selektion von Erinnerung stattfinden. Ein Beispiel sind die sozialen Bewegungen: die Frauenbewegung, die Schwulenbewegung, die Anti-Atomkraftbewegung. Die haben Flugblätter verfasst, Broschüren geschrieben. Aber zu einem nicht unerheblichen Teil als Kollektive. Wer die Urheberin oder der Urheber ist, lässt sich unmöglich feststellen.

Welche Konsequenzen hat das?

Die Folge ist, dass solche Artefakte zum jetzigen Zeitpunkt nicht digital verfügbar gemacht werden können. Was bedeutet, dass soziale Bewegungen im digitalen Erinnern nicht vorkommen. Das Urheberrecht übt also – wenn auch nicht beabsichtigt – eine

Zensurwirkung aus. Wie in so vielen Fällen. Wenn Sie heute eine Ausstellung organisieren oder ein Buch veröffentlichen, lautet die Frage nicht: Welches Foto ist am besten geeignet, um meine Aussage zu stützen?, sondern: Für welches Foto bekomme ich die Rechte? Juristinnen und Juristen werden wichtiger als Kuratierende. Was ich als Jurist für eine Katastrophe halte.

Wie kann man dem entgegenwirken?

Bei der Urheberrechtsreform, die jetzt im Zuge der Urheberrechtsrichtlinie kommt, wird es eine Erlaubnis geben, vergriffene Werke digital verfügbar zu machen. Je nachdem, welche Mechanismen dafür gefunden werden, könnte sich die Situation zumindest ein wenig entspannen. Das ist zu hoffen.



Paul Klimpel befasst sich mit den rechtlichen Rahmenbedingungen von Museen und Archiven, insbesondere mit dem Urheberrecht den grundlegenden Veränderungen in Gedächtnisorganisationen infolge der Digitalisierung. 2011 initiierte er die Veranstaltungsreihe »Zugang gestalten!« über kulturelles Erbe in der digitalen Welt und ist seit 2012 Partner in der Rechtsanwaltskanzlei iRights.Law.

3 Fragen an: Peggy Mädler

Von Ihnen stammt das Zitat: »Die Historie misstraut subjektiver Erinnerung. Und die subjektive Erinnerung empört sich über die Geschichtsschreibung«. Wie ändert sich dieses Verhältnis im digitalen Zeitalter?

Was ich spannend finde an dem Verhältnis zwischen subjektiver Erinnerung und Geschichtsschreibung oder kollektivem Gedächtnis: dass man automatisch gezwungen ist, Widersprüche auszuhalten und in Gleichzeitigkeiten zu denken.

Thomas Oberender kritisiert in seinem Buch »Empowerment Ost«, dass Ostdeutsche nicht einfach einzelne Aspekte des Lebens in der DDR wertschätzen können, ohne gleich auch die Verantwortung für die Mauertoten oder den Unrechtsstaat persönlich mit übernehmen zu müssen. Ich kann die Anstrengung gut nachvollziehen, die daraus spricht. Aber ich empfinde es auch als produktive Reibung, wenn man gezwungen ist, subjektive Erinnerung immer wieder zu befragen – und umgekehrt natürlich auch unsere gesellschaftliche Erinnerungskultur befragt werden muss.

Durch das Digitale kommt nun eine Vielschichtigkeit und Vielstimmigkeit dazu. Ich nehme den Erinnerungsdiskurs über die DDR z. B. diverser wahr als noch in den 1990er-Jahren. Das Digitale ermöglicht eine breitere Hörbarkeit der

subjektiven Stimmen darin, aber auch einen schnellen Zugriff auf verschiedene Materialien, Dokumente und Perspektiven. Gleichzeitig wird im digitalen Raum sehr viel nebeneinander her statt miteinander gesprochen. Wenn meine Großmutter mir von ihrer Jugend im Nationalsozialismus erzählt hat, von ihrer ersten Liebe, ihrer Hochzeit, den privaten Erinnerungen – dann habe ich sie als Enkelin natürlich zu den politischen Umständen und der gesellschaftlichen Verantwortung befragt. Und dadurch ist automatisch eine Reibung entstanden, auch eine Verhandlung miteinander. Im Digitalen überwiegt – statt einer Streitkultur – oft das Nebeneinander verschiedener Meinungen. Oder der Streit eskaliert, z. B. in den Kommentarspalten – vielleicht auch, weil man sich nicht sieht bzw. ganz konkret gegenüber sitzt.

Welche Erinnerungen taugen fürs Archiv?

Die Frage, was man aufheben soll und was nicht, ist schwer zu beantworten. Weil natürlich je nach Perspektive oder Fragestellung an ein Archiv wiederum ganz anderes Material interessant sein könnte. Woher will man wissen, was in 15 Jahren ein interessantes Material für jemanden mit einer bestimmten Fragestellung ist? Die Frage lautet im Grunde nicht nur, was heben wir auf, sondern





Studio Levy & fils), Train_wreck_at_Montparnasse_1895.jpg, Public domain

»Bekanntlich ist
auch die Wikipedia
aus einem
gescheiterten Projekt
hervorgegangen – der
Nupedia.«

Jan Engelmann



auch: Was können und dürfen wir vergessen? Eine Erinnerung besteht ja aus ungezählten Mosaikstücken, da vergisst jede und jeder etwas anderes, andere Details eines Erlebnisses. Das Vergessen reißt Lücken, hinterlässt Leerstellen, aber genau dadurch entsteht auch Raum für die Imagination, die Vermutung, die Spekulation. Mir persönlich tut es gut im Kopf, nicht alles aufzuheben.

Brauchen wir eine neue Aushandlung, wem Erinnerungen gehören?

Ich verbringe viel Zeit in Archiven und lasse mich gern durch Zufallsfunde inspirieren – dadurch entstehen teilweise Verknüpfungen, die ich mir so nicht hätte ausdenken können. Anhand so eines Zufallsfundes habe ich mir aber auch das erste Mal die Frage gestellt, wem Erinnerungen gehören. Das war, als ich im Heiner-Mller-Archiv recherchiert habe und dort eine Serviette mit einer privaten Notiz darauf fand.

Ich selbst habe zwar keine Sorge, so berühmt zu werden, dass mein Nachlass archiviert wird, aber das hat mich plötzlich nachdenken lassen: Wie viel Kontrolle will ich über meine Erinnerungen bzw. die Erinnerungen an mich haben? Ich gehe im Analogen in der Regel sorgsam mit dem um, was ich aufhebe, aber auf

meinem Rechner sind noch so viele frühere Fassungen meines erstens Romans und viele andere Texte gespeichert, die ich eigentlich schon längst verworfen habe. Da stellt sich mir schon die Frage: Sollte ich nicht auch das Digitale regelmäßig aufräumen?



Peggy Mädler ist freie Dramaturgin und Autorin. Die promovierte Kulturwissenschaftlerin befasst sich mit Erinnerung und Gedächtnisbildung und deren Veränderung durch digitale Medien. Sie ist Mitbegründerin der Knstlerformation Labor für kontrafaktisches Denken. Mädler gehörte dem Grndungsvorstand des LAFT Berlin an und wirkte beim Theaterkollektiv She She Pop mit. 2011 erschien ihr erster Roman *Legende vom Glück des Menschen*. Für *Wohin wir gehen* (2019) erhielt sie den Fontane-Literaturpreis.

F



Was ist Scheitern – nur das Gegenteil von Erfolg? Dazu müsste man erst mal wissen, was Erfolg bedeutet. Warum nicht eine Band gründen, die so heißt, um vielleicht hinterher schlauer zu sein! Sind wir auf dem Weg zu einer positiven Fehlerkultur?

Gemeinsam schöner scheitern

Über intendierte Ziele und verfolgungs- werte Zufälle

Jan Engelmann

Johannes von Weizsäcker

im Gespräch

Was ist Scheitern – nur das Gegenteil von Erfolg?

Johannes von Weizsäcker: Dazu müsste man erst mal wissen, was Erfolg bedeutet. Ich dachte, ich gründe eine Band, die so heißt, und hinterher bin ich schlauer. Aber das hat nicht funktioniert. Wenn man sich etwas vornimmt, das man gerne verwirklichen würde, es aber nicht hinbekommt – das könnte man als Scheitern bezeichnen.

Jan Engelmann: Ich finde es symptomatisch, dass wir gleich im ersten Schritt von beruflichem Erfolg sprechen. Ich würde unterstellen, dass ein Künstler wie Johannes Erfolg nicht mit kommerziellem Erfolg gleichsetzt, sonst würde er andere Musik machen müssen. Der Begriff muss gekoppelt sein an persönliche Ziele. Ich habe im Vorfeld des Gesprächs »Scheitern« in der Wikipedia nachgeschlagen, da heißt es im ersten Satz: »Unter Scheitern versteht man, wenn ein durch eine Handlung intendiertes Ziel nicht erreicht wird.« Eine schlanke Definition, die aber auf Musik meiner Ansicht nach überhaupt nicht zutrifft.

Weizsäcker: Das stimmt. Beim Kreieren von Musik fängt man irgendwo an, nimmt sich etwas vor und endet an einem Punkt, der im Zweifelsfall nur wenig mit dem ursprünglichen Ziel zu tun hat – aber trotzdem schön ist!

Engelmann: Zumindest in der zeitgenössischen Musik gibt es so etwas wie den »produktiven Fehler«. Ein sich Verspielen, ein dissonanter Akkord, der zu einer Störung des Rhythmus führt, ein gegen die Gebrauchsanweisung eingesetztes Instrument ...

Weizsäcker: Ganze Genres basieren darauf, zum Beispiel der Punkrock, bei dem es ja oberste Maßgabe war, an seinem Instrument zu scheitern. Früher, als es viel Geld gekostet hat, ins Studio zu gehen, haben aber auch professionellere Musikerinnen und Musiker unter großem Zeitdruck Aufnahmen produziert, bei denen der Gesang schief war, etwas aus dem Takt gespielt wurde. Dabei sind teilweise Lieder entstanden, bei denen gerade das Ungeschliffene die Aura der Aufnahme ausgemacht hat. Das

trifft ja auch auf andere Künste zu, Literatur zum Beispiel: Gerade der Fehler, das nicht Geplante, kann etwas mindestens so Gutes zeitigen, als wäre man dem Plan gefolgt. Wahrscheinlich gilt das für viele Bereiche, Arbeit, Beziehung: Alles ist Improvisieren, Ausprobieren.

Engelmann: Das Interessante an diesem Begriff des Scheiterns ist ja auch, dass er unter gewissen Konjunkturen steht – und sich damit fantastisch eignet für jegliche Form von Zeitdiagnose.

Das Scheitern ist mittlerweile auch integrierender Bestandteil jedweder Innovationstheorie – egal, ob sie sich auf musikalische oder wirtschaftliche Vorgänge bezieht. Ohne Scheitern geht es gar nicht mehr. In Schweden existiert ein »Museum of Failure«. Der Leitsatz auf der Webseite lautet: »Innovation and progress require acceptance of failure.« Die Frage bleibt, ob diese Akzeptanz von Scheitern als produktivem Moment realiter so ausgeprägt ist.

Zumindest scheint es ein gesellschaftliches Framing zum Scheitern und zu Erfolg zu geben, denken wir nur an den American Dream im Unterschied zur German Angst ...

Engelmann: Es ist sicherlich kein Zufall, dass die Wikipedia nicht in Deutschland erdacht wurde. Und bekanntlich ist die Wikipedia aus einem gescheiterten Projekt erwachsen, nämlich der Nupedia. Da kann man das Scheitern wirklich an Zahlen festmachen. Während die Nupedia – die auf einem Peer-Review, einem redaktionellen Prozess basierte – im ersten Jahr um die 12 Artikel produzierte, hat die Wikipedia im ersten Jahr 55.000 Artikel oder Artikelanfän-

ge hervorgebracht. Diese Open-Content-Lösung ohne redaktionelle Instanz hat sich eindeutig als erfolgreicher herausgestellt. Sie ist aber rückblickend nicht denkbar ohne die Erfahrung, dass ein anderer Ansatz nicht so gut funktioniert hat.

Weizsäcker: Was ja die große Frage aufwirft, ob sich aus Fehlern lernen lässt.

Engelmann: Wir hatten damals bei Wikimedia Deutschland einen hübschen Spruch an der Wand hängen: »Let's make better mistakes tomorrow.« Wenn ich schon weitere Fehler mache, dann bitte wenigstens informiertere. Um nicht existenziell zu scheitern, müssen meine Fehler besser werden, qualitätvoller. Der Satz hat natürlich viel zu tun mit der Kultur des agilen Software-Engineerings. Man probiert etwas aus, macht einen Coding-Sprint, bewertet, was dabei herauskam, dann erst folgen die nächsten Anforderungen. Dieses Prinzip lässt sich ganz leicht auf musikalische, ästhetische Prozesse, aber auch auf andere Arbeitsfelder übertragen.

Schützen kollaborative Prozesse vor dem Scheitern?

Weizsäcker: Ob das Kollaborative per se vor dem Scheitern bewahrt, wage ich zu bezweifeln. Es gibt auch viele kollaborative Projekte, die scheitern, in gesellschaftlich-politischen Kontexten sogar ziemlich verheerend. Aber auch im Künstlerischen gibt es das oft. Was auf jeden Fall vermindert wird, ist die Angst vor dem Scheitern. Die ist natürlich bei Einzelpersonen viel größer, aus dem ganz banalen Grund, dass man allein verantwortlich ist. Und wenn Leute weniger Angst haben, erreichen sie meistens mehr.

Engelmann: Glaubst du, dass Paul McCartney, als es die Beatles noch gab, im abgesicherten Modus agiert hat – und als nach den Wings seine Soloplatten kamen, stand er plötzlich im kalten Wind?

Weizsäcker: McCartney hat mit »Yesterday« das erfolgreichste Lied aller Zeiten geschrieben. Wenn man das im Rücken hat, ist es vielleicht etwas einfacher, danach eine Solokarriere zu machen. Aber es gibt ja gerade im Musikbereich viele Menschen, die eher fragile Egos haben – denen kann es helfen, wenn sie nicht diese Angst oder Paranoia haben, die gerne mal entsteht, wenn man im stillen Kämmerlein sitzt und etwas zu machen probiert.

Wie können wir schöner scheitern?

Weizsäcker: Indem wir eine Band gründen!

Engelmann: Und bitte kein Soloalbum! Im Ernst: Indem wir Fehler – wenn wir den Fehler als kleinen Bruder des Scheiterns annehmen – nicht so existenziell aufladen. Sondern einfach Fehler machen und sie weiterverfolgen. Weniger intendiert durchs Leben laufen, den Zufällen stärker nachgehen, sie auch genießen. Das ist schöner Scheitern.



Jan Engelmann arbeitet als Policy Advisor beim digitalen Think Tank iRights.Lab. Zuvor war er Geschäftsführer in mehreren gemeinnützigen Organisationen (Whistleblower-Netzwerk e. V., Social Reporting Initiative e. V., Wikimedia Deutschland e. V.). Langjährige freie journalistische Tätigkeit für unter anderem Spex, taz und Literaturen; Herausgeber u. a. von »Botschaften der Macht. Der Foucault-Reader zu Diskurs und Medien« (1999) und »Leidenschaft und Vernunft: Die öffentliche Intellektuelle Susan Sontag« (2010).



Johannes von Weizsäcker ist Musiker. In London gründete er 2000 die Band The Chap, zusammen mit Keith Duncan, Panos Ghikas und Claire Hope. Die Vier verbindet erklärtermaßen der Wunsch, Musik zu machen, die »falsch klingt«. Er gründete 2014 sein Soloprojekt Erfolg, dessen erstes Album 2015 beim Label Staatsakt erschien. Zusammen mit Ramin Bijan und Maurice Summen spielt er in der Band Baked Beans

3 Fragen an: Philip Banse

Was bedeutet Scheitern für Sie?

Eine schmerzhaft und lehrreiche Erfahrung. Ich erinnere mich an ein konkretes Beispiel, bei dem ich sagen würde: Da bin ich gescheitert. Das war in den Jahren 2013 und 2014 der Versuch, zusammen mit einer Gruppe von Leuten einen genossenschaftlichen Sender in Deutschland aufzubauen, dersender.org. Nach viel Energie und Einsatz von allen Beteiligten ist das Projekt letztendlich gegen die Wand gefahren und ja, richtig gescheitert. Das war eine große Enttäuschung. Auf der anderen Seite sind daraus aber wiederum viele andere Unternehmungen entstanden, ich habe viel über Projekte gelernt, auch über mich. Ohne dieses Scheitern stünde ich nicht da, wo ich heute stehe.

Ist Scheitern die produktive Ursuppe?

Ob es die produktive Ursuppe ist? So weit würde ich nicht gehen. Es ist auf jeden Fall ein Teil der produktiven Ursuppe. Es gehört dazu, weil Fortschritt ohne Scheitern nicht denkbar ist. Unternehmungen und Ideen sind immer mit Risiko behaftet. Und Risiko heißt: In vielen Fällen klappt es vielleicht, aber es gibt eine gewisse Wahrscheinlichkeit, dass es nicht klappt. Da schwingt dann ein Scheitern mit, weil das ursprüngliche Vorhaben eben nicht funktioniert hat. Aber das bedeutet wiederum nicht, dass gar nichts klappt und man nichts daraus lernen kann. Meiner Meinung nach ist das Schöne am Scheitern, dass man immer etwas daraus lernt. Oder fast immer. Zumindest muss man sich, wenn man scheitert, die Zeit nehmen, um herauszufinden, ob man etwas gelernt hat.

Gibt es Verbindungen zwischen Scheitern und Freiem Wissen?

Sicherlich in dem Sinne, dass man es teilt. Dass man die Lehren, die man aus dem Scheitern gezogen hat, nicht für sich behält, sondern das Aufgearbeitete anderen zur Verfügung stellt – damit sie wiederum daraus lernen können. Ich glaube auch, dass Freies Wissen die Wahrscheinlichkeit senkt, dass Ideen scheitern. Weil man nicht nur über das Scheitern selbst etwas erfahren kann, sondern tatsächlich materiell über die Idee, die man verfolgt. Vielleicht hatten andere bereits ähnliche Ideen, haben Fehler gemacht, sind zu wertvollen Erkenntnissen gelangt. Freies Wissen hilft, aus den Fehlern anderer zu lernen, damit man sie nicht alle selbst machen muss.



Philip Banse arbeitet als Journalist in Berlin, vor allem für Deutschlandfunk, Deutschlandradio Kultur, den Heise Verlag und dctp.tv. Banse hat das Podcast-Netzwerk Kuechenstud.io gegründet, wo er mit Freunden und Kollegen New Radio macht. Gemeinsam mit Ulf Buermeyer sendet Banse seit 2016 den tagespolitischen Podcast Lage der Nation.

G

Grundeinkommen

Wir leben in einer globalen, komplex vernetzten Gesellschaft, in der die Möglichkeit, mit der eigenen Tätigkeit Geld zu verdienen, weder von Leistungsbereitschaft noch von Leistungsfähigkeit abhängt. Im Kulturbereich brauchen die meisten Künstler*innen Geld, um überleben zu können. Müsste man deshalb nicht wieder über das Grundeinkommen diskutieren?



1/16" 2mm



»Erwerbsarbeit ist wichtig, um sich entwickeln zu können, um mit anderen zusammenzuarbeiten und letztlich auch zusammen leben zu können.«

Olaf Zimmermann



Grundeinkommen Soziale Hängematte oder notwendige Sicherung?

Antje Schrupp

Olaf Zimmermann

im Gespräch

Wir erleben gegenwärtig eine Situation, die alle Gewissheiten erodieren lässt. Ist es Zeit, die Diskussion über das Grundeinkommen zu beleben?

Olaf Zimmermann: Im Kulturbereich ist es ja so: Die meisten Künstlerinnen und Künstler brauchen Geld, um überleben zu können. Aber sie machen nicht Kunst, um in erster Linie Geld zu verdienen – sondern weil sie obsessiv sind, sie müssen Kunst machen, sie können nicht anders. Die Corona-Krise hat viele von ihnen so hart getroffen, dass wir über alles Denkbare reden müssen, es gibt jetzt keine Tabus mehr. Manche Künstlerinnen und Künstler waren ja bereits wenige Tage nach dem ersten Lockdown im März 2020 ökonomisch am Boden. Der Wegfall einer Lesung, einer Aufführung oder eines Konzerts hat vielfach zu einer existenziellen Krise geführt. Auch vor der Corona-Krise war das Einkommen oftmals sehr bescheiden, deshalb sind heute so viele Künstlerinnen und Künstler in so großer Not. Die einzige Chance zur schnellen Hilfe bestand anfangs darin, einen verbesserten Zugang zur Grundsiche-

rung zu schaffen – was viele Künstlerinnen und Künstlern nutzen mussten und müssen, obschon es ihnen widerstrebt. Das zeigt, dass wir eine Diskussion darüber brauchen, wie gerade der Bereich der Soloselbstständigen krisenfester gemacht werden kann – und das bedeutet, alle Möglichkeiten zu diskutieren.

Antje Schrupp: Was sich vor allem gezeigt hat, ist die Schieflage unseres Leistungsgedankens. Wir leben in einer globalen, komplex vernetzten Gesellschaft, in der die Möglichkeit, mit der eigenen Tätigkeit Geld zu verdienen, weder von Leistungsbereitschaft noch von Leistungsfähigkeit abhängt. In der feministischen Ethik reden wir schon seit 30 Jahren darüber, dass dieser Glaube an Autonomie und Selbstversorgertum die Verletzlichkeit und Bedürftigkeit des Menschen ausblendet. Was auch sichtbar geworden ist: dass durch unsere Fixierung auf Erwerbsarbeit die Selbstständigen generell keine Chance haben, sich auf so eine Ausnahmesituation vorzubereiten. Das muss dringend geändert werden. Ein bedingungsloses Grundeinkommen wäre eine soziale

Absicherung, die nicht davon abhängt, was für einen Erwerbsarbeitsplatz man hat.

Zimmermann: Wir müssen darüber reden, wie man eine angemessene Vergütung für künstlerische Tätigkeiten erreichen kann. Dafür gibt es mehrere Möglichkeiten. Eine wäre, sie im kapitalistischen System zu schaffen, zu schauen, wie die Nachfrage für künstlerische Produkte gesteigert werden kann und wie einfach mehr Einkommen mit Kunst erzielt werden kann. Aber wir müssen auch über Alternativen zur rein ökonomischen Verwertung nachdenken, dazu gehört auch ein bedingungsloses Grundeinkommen. Aber ich warne davor, nur auf den Kulturbereich zu schauen, wenn wir über das Grundeinkommen reden. Wenn das bedingungslose Grundeinkommen nur für Künstlerinnen und Künstler gefordert wird, sage ich klar nein. Denn dann müsste am Ende eine staatliche Behörde geschaffen werden, die festlegt, wer Künstlerin oder Künstler ist.

Die Debatte über ein bedingungsloses Grundeinkommen für alle Menschen finde ich viel sinnvoller und gerechter. Davon würde ja der Kulturbereich auch profitieren, aber keine staatliche Stelle müsste über den Künstlerstatus entscheiden.

Schrupp: Ich finde es richtig, das Thema nicht entlang einzelner Berufsgruppen zu verhandeln. Wir sollten stattdessen verschiedene Segmente der Wirtschaft definieren. Besonders einen Bereich: Tätigkeiten, die zum allgemeinen Wohl der Gesellschaft beitragen, die notwendig sind und deshalb anders vergütet werden müssen als nur mit einem Grundeinkommen, aber gleichzeitig Tätigkeiten sind, die nicht in die kapitalistische Profitlogik passen, mit denen sich

also kaum Geld verdienen lässt. Darunter fällt ein Großteil des Kulturbetriebs. Aber dazu gehören auch Hausarbeit, Care-Arbeit, Arbeit im Bereich von Community-Building, politischer Aktivismus, Tätigkeiten im Bildungsbereich, die nicht kapitalisierbar oder rentabel sind. Wie wollen wir diese gesellschaftlich notwendigen Arbeiten finanzieren, die der Markt nicht sicherstellt?

Ein Argument von Gegner*innen des Grundeinkommens lautet: Dann liegen alle nur noch in der Hängematte ...

Zimmermann: Davor hätte ich keine Angst. Im Kulturbereich würde sich eher die Produktivität erhöhen, wenn es eine bessere Absicherung gäbe. Im Moment erleben wir die Situation, dass viele sich anderen Dingen widmen müssen, um zu überleben: Taxi fahren, kellnern. Im Gegenteil, mit einem Grundeinkommen können sich mehr Künstlerinnen und Künstler voll auf ihre künstlerische Tätigkeit konzentrieren. Ein großes Problem in der Pandemie ist ja, dass etliche aufhören, sich dem zu widmen, was eigentlich ihre Passion, ihre Berufung ist. Immer mehr Künstlerinnen und Künstler geben jetzt in der Pandemie ihren Beruf auf, sehen keine Zukunft mehr. Auch über solche Verluste müssen wir reden.

Schrupp: Zunächst mal sichert das bedingungslose Grundeinkommen nur das Existenzminimum. Alle, die ein komfortables Leben führen möchten, sind also weiterhin motiviert, erwerbstätig zu sein. Ein Punkt, bei dem ich tatsächlich ins Nachdenken komme, ist aber die Frage nach den ungeliebten Arbeiten: Tätigkeiten in der Pflege, in der Reinigung, die wir momentan von Menschen, die keine andere Wahl haben, unter schlechten Bedingungen

gegen schlechte Bezahlung erledigen lassen. Wenn aber zum Beispiel in den Krankenhäusern etliche kündigen, dann wird die Pflege an Töchtern und Schwiegertöchtern, auch an Söhnen hängen bleiben. Wir erleben durch die Rationalisierung im Pflegebereich bereits jetzt eine Verschiebung zurück in die Familien. Alle Bereiche, die nicht profitabel sind und nicht ehrenamtlich erledigt werden können, werden vernachlässigt. Und diese Dynamik könnte sich durch ein Grundeinkommen in der Tat zunächst verstärken.

Zimmermann: Wir sollten an diesem Punkt nicht ausblenden, dass wir einen fundamentalen kulturellen Wandel nicht nur in unserer Gesellschaft, sondern in vielen Teilen der Welt erreichen müssten. Wir haben so etwas wie ein protestantisches Arbeitsethos, das sich nicht nur in Deutschland durchgesetzt hat. Das hat viele positive Seiten. Man ist sehr produktiv, und diese Produktivität hat auch Wohlstand gebracht. Aber auch negative: zum Beispiel die enormen Belastungen derjenigen, die zu viel arbeiten müssen, wenig Zeit für die Familie, für die eigenen Kinder, für die eigene Entfaltung haben. Aber Erwerbsarbeit ist wichtig, um sich entwickeln zu können, um mit anderen zusammenzuarbeiten und letztlich auch zusammen leben zu können. Deswegen bin ich auch kein Freund des Homeoffice. Es sind doch auch soziale Räume, in denen wir zusammenarbeiten und auch zusammen leben.

Schrupp: Generell – und das gilt sowohl für die Erwerbsarbeit als auch die Frage nach dem Grundeinkommen – sollten wir aufhören zu glauben, alle Menschen hätten die gleichen Bedürfnisse. Wir brauchen mehr Toleranz für die Vielfalt an Vorlieben

auch im Arbeitsleben. Dann gibt es mehr Rollenbilder und Modelle, an denen sich junge Menschen orientieren können: Will ich künstlerisch-kreativ frei sein, das aber rund um die Uhr, oder will ich meine acht Stunden im Büro arbeiten? Jede und jeder muss das Beste für sich finden.



Antje Schrupp ist freie Journalistin, Bloggerin, Buchautorin sowie Referentin und Publizistin. Die promovierte Politikwissenschaftlerin schreibt in ihrem Blog Aus Liebe zur Freiheit Texte zu aktuellen Debatten aus feministischer Perspektive. Zuletzt erschien ihr Buch »Schwanger werden können« beim Ulrike Helmer Verlag.



Olaf Zimmermann ist Geschäftsführer des Deutschen Kulturrates, Publizist und Herausgeber von Politik & Kultur. Zimmermann wurde 2013 in den Stiftungsbeirat der Kulturstiftung des Bundes berufen. In drei Legislaturperioden war er Mitglied in Enquetekommissionen des Deutschen Bundestags.

Die richtigen Fragen stellen

Ein Statement von  Ilja Braun

»Grundeinkommen statt Urheberrecht?« – das war der Titel eines Buches, das ich bereits 2014 geschrieben habe. Gar nicht, um Aktivismus für das bedingungslose Grundeinkommen zu betreiben – ein Aktivist bin ich nicht –, sondern um ein paar grundsätzliche Reflexionen anzustoßen.

Das Urheberrecht basiert ja auf dem Prinzip, Dinge, die nicht warenförmig sind, in Waren zu verwandeln, geistige Schöpfung juristisch in Nutzungsrechte zu transformieren, die man gegen Geld abtreten kann. Jemand wie ich, der keine Fabrik besitzt, über keine Produktionsmittel verfügt, auch kein Handwerk gelernt hat, kann nur aus dem Kopf schöpfen, um etwas hervorzubringen, das ich auf dem Arbeitsmarkt verkaufen kann. Darauf bin ich angewiesen, ich bin gezwungen, an diesem Markt teilzunehmen. Freies Wissen ist ein Gegenkonzept dazu. Hier ist die Annahme eine Gemeinsphäre, zu der alle beitragen und von der alle etwas zurückbekommen – aber nicht im marktförmigen Sinne einer Gegenleistung.

Das bedingungslose Grundeinkommen ist ein Mittel, das Freiheit sichern soll. Die Freiheit, sich mit Dingen zu beschäftigen, ohne daraus ein Einkommen generieren zu müssen – weil die Lebensgrundlage anderweitig gesichert ist. Insofern kann man es auch als Gegenkonzept zur Arbeitswelt betrachten, die wir heute haben. Die basiert

im Kern nämlich auf Zwang zur Verwertung der eigenen Talente und Schaffenskräfte.

Ein bedingungsloses Grundeinkommen würde mich davon entbinden.

Und das wäre natürlich ein enormer Freiheitsgewinn. Es gibt ja kaum eine wertvollere Freiheit als die, über die eigene Zeit frei verfügen zu können.

Das meiste von dem, was wir als wertvoll betrachten, beruht nicht auf Markterwägungen, sondern auf Freiwilligkeit: Familie zum Beispiel, die Gemeinsphäre.

Die Frage ist doch, ob wir uns nicht auf einem ökonomischen Entwicklungsstand befinden, auf dem wir uns mehr davon leisten könnten. Ob nicht unsere volkswirtschaftliche Produktivität groß genug wäre, um das zu finanzieren, wenn zum Beispiel die »Digitalisierungsdividende« entsprechend verteilt wäre.

Der Sozialphilosoph André Gorz hat schon ziemlich früh die Frage gestellt: Wie kommen wir dahin, produktive Tätigkeiten entwickeln zu können, ohne dass sie gleich ausgebeutet und verwertet werden müssen? Das richtet sich auf ein Gemeinwesen.

Wenn es darum geht, welche Potenziale ein bedingungsloses Grundeinkommen freisetzen könnte, wird meist Kreativität genannt.

Das ist eine Möglichkeit. Aber es ist nur eine von vielen.

Was die Gesellschaft in einem möglichst hohen Maß gewährleisten sollte, das ist die Freiheit von Zwängen. Die Freiheit zu selbstständiger Betätigung. Natürlich nicht nur in einem individualistischen Verständnis.

Leider ist das, obwohl es ein Kern der Debatte war, in all den Jahren, in denen die Diskussion um das bedingungslose Grundeinkommen allmählich im Mainstream angekommen ist, ein bisschen aus dem Blick geraten. Heute wird eher die Frage gestellt: Funktioniert das überhaupt? Und das Kriterium dafür, ob es »funktioniert«, ist dann meist unausgesprochen: Werden die Leute trotzdem arbeiten? Werden sie weiterhin etwas Kreatives tun? Kurzum: Werden sie nicht nur auf der faulen Haut liegen? Ich finde das sehr seltsam, denn wenn es darum geht, dass möglichst alles bleiben soll, wie es ist, dass wir alle weitermachen wie bisher, obwohl wir's nicht müssten, dann würde ich sagen: Dazu braucht man kein Grundeinkommen. Ich würde mir wünschen, dass wieder stärker die Frage nach der Frage gestellt wird, auf die das Grundeinkommen die Antwort sein soll.



Ilja Braun war als Lektor, Redakteur, Journalist, Literaturübersetzer und Politikreferent tätig. Derzeit arbeitet er bei den Grünen im Bundestag im Bereich Medienpolitik. Sein Buch »Grundeinkommen statt Urheberrecht. Zum kreativen Schaffen in der digitalen Welt« erschien im transcript-Verlag.

3 Fragen an: Sarah Delahaye

Was spricht für das Grundeinkommen?

Das bedingungslose Grundeinkommen könnte Bestandteil und Voraussetzung eines neuen Gesellschaftsvertrags sein. Unsere Sozialsysteme stammen aus der industriellen Revolution – wurden aber nicht ausreichend an die neuen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen angepasst, obwohl sich der Arbeitsmarkt grundlegend verändert hat. Gerade in der aktuellen Corona-Pandemie macht sich das bemerkbar: Wenn viele in Kurzarbeit sind, ihren Job aktuell nicht mehr ausüben dürfen oder verloren haben, stellt sich die Frage: Wie sichern wir die Existenz dieses Teils der Bevölkerung? Wie ermöglichen wir ihnen gesellschaftliche Teilhabe, auch wenn sie kein regelmäßiges Einkommen durch Lohnarbeit haben? Mit einem Grundeinkommen könnten wir diese Fragen zeitgemäß lösen. Unsere politische Gemeinschaft würde jedem ihrer Mitglieder bedingungslos ein Einkommen gewährleisten, mit dem die Lebensgrundlage gesichert ist – und das ohne Bedürftigkeitsprüfung oder den Zwang zu Arbeit oder anderen Gegenleistungen. Schon deshalb wäre ein inklusiver Ansatz – jede und jeder bekommt ein Grundeinkommen, einfach weil sie oder er ein Mensch ist – ein wichtiges Signal.

Wie sollte das Grundeinkommen konkret ausgestaltet sein?

Das Grundeinkommen soll oberhalb der Armutsgrenze* liegen, damit es existenzsichernd wirkt. Nach EU-Standards waren das 2019 für einen Ein-Personen-Haushalt 1.074 Euro. Alles darunter wäre zu wenig. Was die Art der Auszahlung betrifft, erscheint uns bei der Expedition Grundeinkommen für Modellversuche eine negative Einkommensteuer als interessante Variante, da sie einen ersten Schritt zum Grundeinkommen im bestehenden Steuersystem ermöglicht. Die negative Einkommensteuer berücksichtigt, wie viel jemand verdient: Wer ein hohes Einkommen hat, bekommt das Grundeinkommen nicht noch »on top«, wer wenig verdient, erhält einen existenzsichernden Betrag. Man könnte ein Grundeinkommen prinzipiell auch über eine CO₂-Steuer finanzieren. Die Idee vermittelt, dass wir das Grundeinkommen in einem Gesamtkontext mit anderen Herausforderungen denken sollten – wie etwa dem Klimanotstand.

Wie leisten Sie mit Ihrer Initiative »Expedition Grundeinkommen« Überzeugungsarbeit?

Mit der Expedition Grundeinkommen wollen wir einen großen Modellversuch mit bis zu 10.000 Menschen aus der Bevölkerung heraus initiieren - wissenschaftlich begleitet und staatlich finanziert. Der Impuls soll von den Menschen selbst kommen. Dazu haben wir 2020 bereits in den Stadtstaaten Volksbegehren gestartet. Ende Februar 2021 haben wir außerdem alle Städte und Gemeinden in Deutschland aufgerufen, sich an einem bundesweiten Modellversuch zu beteiligen. Diese Kampagne soll auch vermitteln, dass der Weg zum Grundeinkommen selbst Teil des Ziels ist. Auch deshalb lautet unser Leitmotiv: Wir bringen Grundeinkommen an den Staat. Wir möchten, dass die Menschen konkret darüber nachdenken und herausfinden, wie wir alle und die Gesellschaft als Ganzes sich mit dem Grundeinkommen verändern würde.



Sarah Delahaye ist politische Campaignerin bei der Expedition Grundeinkommen und der Europäischen Bürgerinitiative Grundeinkommen. Sie ist im Bereich partizipative Demokratie und partizipative Organisationsentwicklung als Selbstständige, Beraterin und Coachin tätig. Sie hat ihr eigenes Beratungsunternehmen gegründet (Opus Liberi) und ist verantwortlich für die Geschäftsentwicklung von make.org in Deutschland. Die Stärkung der Demokratie und der Teilhabe der Bürger*innen sind ihre Herzenthemen.

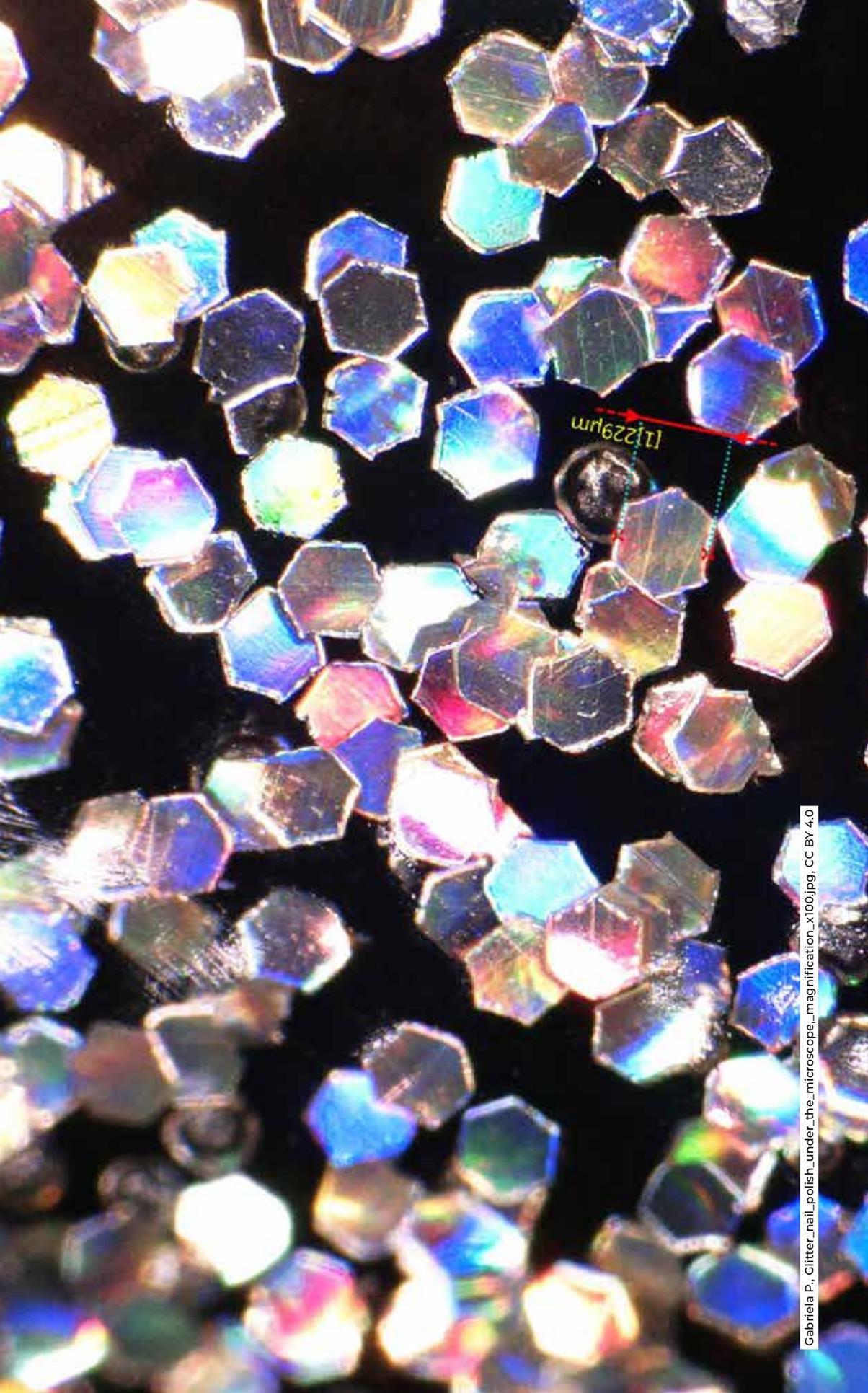
*Armutsgrenze

Die Armutsgrenze bezeichnet ein Einkommen, unterhalb dessen der Erwerb aller lebensnotwendigen Ressourcen nicht mehr möglich ist, also Armut vorliegt. [Quelle: Wikipedia]

H

Harmonisierung

Die Ambitionen waren groß, als die Europäische Kommission 2014 eine grundlegende Reform des Urheberrechts ankündigte. Die nationalen Silos verschiedener Rechtssysteme sollten eingerissen, das Urheberrecht einheitlich und leicht verständlich gestaltet werden. Was bei der Reform des europäischen Urheberrechts schiefgelaufen ist – und was jetzt passieren muss.



Gabriela P., Glitter_nail_polish_under_the_microscope_magnification_x100.jpg, CC BY 4.0

»Je stärker das
Urheberrecht künftig
von Maschinen
durchgesetzt wird, desto
schmerzlicher werden
uns die Probleme unseres
urheberrechtlichen
Flickenteppichs bewusst
werden.«

Julia Reda





Grundrechte vs. Urheberrecht

Was bei der Reform des europäischen Urheberrechts schiefgelaufen ist – und was jetzt passieren muss

Ein Essay von  Julia Reda

Die Ambitionen waren groß, als die Europäische Kommission 2014 eine grundlegende Reform des Urheberrechts ankündigte. Die nationalen Silos verschiedener Rechtssysteme sollten eingerissen, das Urheberrecht einheitlich und leicht verständlich gestaltet werden. Von einer Verordnung – also einem europaweit unmittelbar geltenden Urheberrecht – war die Rede. Doch die anfängliche Euphorie verpuffte schnell: Mitgliedstaaten befürchteten gravierende Einschnitte in ihre nationale Kulturpolitik. Und die Unterhaltungsindustrie weigerte sich, ihre regional sehr unterschiedlichen Vermarktungsstrategien an das digitale Zeitalter anzupassen. Dem europäischen Binnenmarkt zum Trotz machen deshalb viele Streaming-Angebote noch heute an Landesgrenzen halt.

Von einem europaweit einheitlichen Urheberrecht sind wir weiter entfernt denn je

Nach jahrelangem Ringen verabschiedete Brüssel 2019 schließlich keine Urheberrechtsverordnung, sondern eine Richtlinie, die Mitgliedstaaten erst in nationales Recht umsetzen müssen. Der Harmonisierung ist ein solches Vorgehen eher abträglich. Das Problem illustriert der besonders umstrittene Artikel 17, der bestimmte profitorientierte Online-Plattformen unmittelbar für Urheberrechtsverletzungen ihrer Nutzenden haftbar macht. Um dieser Haftung zu entgehen, müssen die Plattformen sich bemühen, Urheberrechtsverletzungen auf Wunsch von Rechte-Inhabenden zu sperren. Diese Regelung provozierte Massenproteste –

getragen von Netzaktivistinnen und Netzaktivisten, Influencerinnen und Influencern und Menschenrechtsgruppen. Sie kritisieren, dass den Uploadfiltern, die Urheberrechtsverletzungen aufspüren sollen, auch viele legale Nutzungen wie beispielsweise Zitate zum Opfer fallen werden.

Die EU-Institutionen zeigten sich überrascht von dem enormen öffentlichen Widerstand und schrieben kurzerhand in die Richtlinie, dass legale Inhalte nicht gesperrt werden dürfen. Das ist natürlich leichter gesagt als getan – es gibt keinen Uploadfilter, der zuverlässig zwischen Urheberrechtsverletzung und legaler Nutzung unterscheiden kann. Die Verhandlungsparteien auf EU-Ebene wussten selbst nicht, wie die Mitgliedstaaten in der Praxis dafür sorgen sollen, dass Urheberrechtsverletzungen gesperrt werden, legale Nutzungen aber online bleiben.

Das Instrument der Richtlinie macht es dem europäischen Gesetzgeber einfach, offensichtlich widersprüchliche Regeln aufzustellen und die praktische Umsetzung den Mitgliedstaaten zu überlassen

Dass alle europäischen Hauptstädte die gleiche Antwort auf diese schwierige Frage finden werden, ist äußerst unwahrscheinlich, auch wenn die Europäische Kommission bemüht ist, Leitlinien zu entwickeln, unter

welchen Umständen die Nutzung eines urheberrechtlich geschützten Werks automatisch als »offensichtlich rechtswidrig« eingestuft und gesperrt werden darf. Klar ist aber: Bei jeder automatischen Sperr-Regel werden auch Fehler passieren. Eigentlich hätten diese Diskussionen vor Verabschiedung der Richtlinie stattfinden müssen, um sich auf verbindliche gemeinsame Regeln zu einigen.

Die verschiedenen nationalen Umsetzungen werden nun zur weiteren Zersplitterung des europäischen Binnenmarkts beitragen

Die Richtlinie über das Urheberrecht im digitalen Binnenmarkt ist keine kohärente Antwort auf die Grundsatzfrage, wie wir das Urheberrecht moderner und verständlicher gestalten können. Stattdessen enthält die Richtlinie eine lange Liste an Einzelnormen, die sich ganz bestimmten – tatsächlichen oder eingebildeten – Problemen verschiedener Branchen widmen. In Brüssel nennt man diese Regelungstechnik liebevoll einen Weihnachtsbaum – für jeden liegt ein Geschenk darunter. Die Musikindustrie bekommt die Uploadfilter, die Presseverlage das Leistungsschutzrecht*, die Kulturerbe-Einrichtungen bekommen neue Instrumente, um kommerziell nicht mehr verfügbare Werke ins Netz zu stellen. Nur die Endnutzenden sind weitgehend leer ausgegangen.

Die Frage, was ich als Privatperson mit urheberrechtlich geschützten Inhalten im Netz tun und lassen darf, ist so kompliziert wie eh und je

Die fehlende Harmonisierung des Urheberrechts fällt uns jetzt in der Pandemie auf die Füße. Binnen kürzester Zeit mussten wir nahezu alle Aspekte des öffentlichen Lebens in den virtuellen Raum verlegen. Zwar schafft die neue Richtlinie immerhin Mindeststandards für die Verwendung urheberrechtlich geschützter Inhalte im Online-Unterricht, aber Schülerinnen, Schüler und Studierende können von diesen Regeln noch nicht profitieren, weil die Richtlinie erst in nationales Recht umgesetzt werden muss. Auch dabei werden die Mitgliedsstaaten wieder unterschiedliche Entscheidungen treffen – etwa, ob die Verwendung ganzer Werke im Unterricht erlaubt sein wird oder nur von Auszügen einer bestimmten Länge. Auf den kommerziellen Lernplattformen, die für den Online-Unterricht immer wichtiger werden, hält derweil langsam die automatische Rechtsdurchsetzung durch Uploadfilter Einzug – bislang noch auf freiwilliger Basis.

Das kann nicht lange gut gehen. Je stärker das Urheberrecht künftig von Maschinen durchgesetzt wird, desto schmerzlicher werden uns die Probleme unseres urheberrechtlichen Flickenteppichs bewusst werden.

Die EU braucht ein einheitliches, verständliches Urheberrecht

Dabei darf es keine Denkverbote geben, auch heilige Kühe der Urheberrechtsdogmatik wie die langen Schutzfristen oder der Ausschluss von Registrierungspflichten für urheberrechtlich geschützte Werke müssen auf den Prüfstand. Das verlangen inzwischen auch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die diese Forderungen kürzlich unter dem Titel »Urheberrecht – Perspektive 2030« auf einer Konferenz des Bundesjustizministeriums präsentiert haben. Nun muss die Politik nur noch auf diese Expertise hören.



Julia Reda leitet das Projekt »control ©: Urheberrecht und Kommunikationsfreiheit« bei der Gesellschaft für Freiheitsrechte. Die Urheberrechtsexpertin war von 2014 bis 2019 Mitglied des Europäischen Parlaments innerhalb der Fraktion Die Grünen/EFA und Vorsitzende der Young Pirates of Europe. Sie forschte im Rahmen eines Fellowships am Berkman Klein Center for Internet & Society der Harvard University.

Vom Scheitern einer Reform

Ein Blick hinter die Brüsseler Kulissen

Ein Essay von  Mathias Schindler

Man kann die Reform auf verschiedene Weisen erzählen. Dabei kann man bei einigen mehr, bei anderen weniger stark betonen, wie viel von Zufällen, wie viel von echter Planung und Gesetzmäßigkeit abhängt. Die hier wiedergegebene Geschichte ist die Extremposition mit einer Steilvorlage für die kontrafaktische Erzählung »Was wäre, wenn ...« Ohne diese Klammer bleibt nur die Frage übrig: »Wofür arbeiten wir dann eigentlich an den Themen?« Auf die Frage: Was ist schief gelaufen bei der Reform des europäischen Urheberrechts?, gibt es also mehrere mögliche Antworten. Eine lautet:

Die europäische Urheberrechtsreform ist schief gegangen, weil 200 Malteserinnen und Malteser falsch abgestimmt haben.

Um das zu verstehen, muss man ein bisschen ausholen und sich die Brüsseler Strukturen näher ansehen. Die Gesetzgebung in der EU funktioniert in der Ultrakurzfassung so: Die Europäische Kommission hat das Recht, Vorschläge zu machen. Aber die

Entscheidung darüber treffen der Europäische Rat und das Europäische Parlament. Wenn die beiden sich einigen – in einem sogenannten Trilog-Verfahren, das von der Kommission moderiert wird –, gibt es am Ende eine Abstimmung. Und im Idealfall ist das Gesetz dann durch.

Der wichtigste Ausschuss für die Reform des Urheberrechts war der Rechtsausschuss. Andere Ausschüsse wie Industrie und

Kultur durften mitberaten, aber der Rechtsausschuss war federführend. Wichtig für den Ablauf: Der Ausschuss wählt eine Berichterstatte(r)in oder einen Berichterstatte(r). Sie oder er macht den allerersten Aufschlag und liefert Vorschläge für Änderungen am Entwurf der Europäischen Kommission. Der Berichterstatte(r)in oder dem Berichterstatte(r) obliegt es auch, das Verfahren für sogenannte Konsensanträge zu moderieren. Und der Trick dieses Verfahrens ist folgender:

Wenn es für einen Konsensantrag eine Mehrheit gibt, dann entfallen sämtliche der übrigen Änderungsanträge, die davon erfasst sind. Das heißt, es wird noch nicht einmal mehr über einen anderen Änderungsantrag abgestimmt, wenn bereits ein Konsensantrag zum gleichen Thema seine Mehrheit gefunden hat. Das versetzt die Berichterstatte(r)in oder den Berichterstatte(r) in die luxuriöse Position, dafür zu sorgen, dass bestimmte Themen auf die Tagesordnung kommen – oder eben nicht. Eine Funktion mit großer Gestaltungskompetenz.

*Panama Papers:

Als Panama Papers (deutsch Panama Papiere) werden vertrauliche Unterlagen des panamaischen Offshore-Dienstleisters Mossack Fonseca bezeichnet, die infolge eines 2,6 Terabyte großen Datenlecks am 3. April 2016 an die Öffentlichkeit gelangten. (...) Die Enthüllungen haben in zahlreichen Ländern zu Ermittlungen gegen Politiker und andere Prominente geführt und öffentliche Debatten über Steuerschlupflöcher, Briefkastenfirmen, Steueroasen, Steuerdelikte und Steuermoral ausgelöst. [Quelle: Wikipedia]

Zwischen Comodini-Bericht und »Panama Papers«

Die Berichterstattung für das Thema Urheberrecht wurde der maltesischen Abgeordneten Theresa Comodini Cachia übertragen – eine Christdemokratin, mitte-rechts, pro-europäisch. Comodini Cachia ist eine Anwältin, die den Job nicht nur gewissenhaft, sondern grandios erledigt hat. Sie hat sich peinlich genau mit der Materie auseinandergesetzt und sich mit allen relevanten Gruppen getroffen: mit Vertreterinnen und Vertretern der Industrie, der Zivilgesellschaft, von Bibliotheken. Entstanden ist der sogenannte Comodini-Bericht, quasi die Sammlung aller Änderungsanträge gegenüber dem Entwurf der Europäischen Kommission – und das war das Bestmögliche, was man von einer konservativen Abgeordneten hätte erwarten können. Nicht das, was Wikimedia geschrieben hätte. Aber zum Leistungsschutzrecht für Presseverleger, auch zur Frage von Uploadfiltern, hat sie hervorragende Vorschläge gemacht.

Dann ereignete sich 2016 »Panama Gate«, der Skandal um die »Panama Papers«*, der auch die isländische Regierung erfasst hat – und es kam in der Folge zu Neuwahlen. Theresa Comodini Cachia war als Schattenkulturministerin der konservativen Opposition aufgestellt, was bedeutete: Wenn die Konservativen gewinnen würden, wäre sie Ministerin und Abgeordnete des maltesi-

schen Parlaments. Und was nicht zulässig ist: gleichzeitig Abgeordnete im Europäischen Parlament und in einem nationalen Parlament zu sein.

Im letzten Atemzug dieser Neuwahlen haben die Sozialisten in Malta noch mal massiv aufgeholt – und schließlich auch gewonnen. Aber Comodini Cachia wurde haarscharf ins Parlament gewählt. Sie hatte allerdings keine Lust, Abgeordnete der Opposition zu werden und hat erklärt, dass sie dieses Amt nicht antritt. Ich habe an dem Tag sogar noch mit der maltesischen Botschaft in Berlin telefoniert, um herauszufinden, ob sie überhaupt eine Wahl hatte, das Mandat anzunehmen oder nicht. Dort hieß es: So eine Weigerung sei noch nie vorgekommen.

Comodini Cachia fand sich unversehens in einem Shitstorm wieder: Es sei unpatriotisch, sich erst aufstellen zu lassen und dann das Amt nicht anzutreten, wurde ihr vorgeworfen. Woraufhin sie schließlich kapitulierte – und ihr Mandat im EU-Parlament aufgegeben hat.

Erfüllungspolitik für die Stakeholder

Ihr Nachfolger wurde Axel Voss, ein Parteikollege aus der konservativen EVP-Fraktion in Brüssel. Ein Mann, der von dem Thema keine Ahnung hatte. Er hat auch ganz offen durchblicken lassen, dass er sich im Grunde

nur als Mail-Forwarder für die Vorschläge von anderen sieht. Warum Voss dann nicht einfach Comodini Cachias Kurs weitergeführt hat? Weil seine Stakeholder – die Parteiführung, die Copyright-Verbände – die Hände über deren Vorschlägen zusammengeschlagen haben. Das war eindeutig nicht das, was sie sich erhofft hatten. Sie wollten ihre Uploadfilter und vor allem ihr Leistungsschutzrecht für Presseverleger – gegen jedes bessere Wissen, gegen die wissenschaftliche Evidenz.

Hätten 200 Malteserinnen und Malteser anders abgestimmt, wäre Comodini Cachia nicht ins nationale Parlament gewählt worden und hätte weiterhin ihre Arbeit als EU-Berichterstatterin durchführen können.

Sie hätte diesen Prozess seriös, kompetent und rechtsstaatlich hinbekommen. Es wäre keine große Reform geworden. Aber meilenweit besser als das, was wir jetzt haben.



Mathias Schindler ist Gründungsmitglied von Wikimedia Deutschland (in den Anfangsjahren Mitglied des Vorstandes), setzt sich für Offene Daten in Verwaltung und Politik ein und hat die Free-Content-Bewegung maßgeblich mitgeprägt. Er arbeitet bei der Gesellschaft für Freiheitsrechte, weitere Stationen waren die Mitarbeit bei Marie Schäffer, Anke Domscheit-Berg und Julia Reda. Von 2009 bis 2014 arbeitete er als Projektmanager für Wikimedia Deutschland in Berlin.

Prinzipien des Open Content und der Offenheit finden heute in vielfältigen Zusammenhängen statt. Doch Institutionen brauchen Verschiedenes, um sich diverseren Communitys zu öffnen und ihre Strukturen zu ändern. Wie sieht die Zukunft offener Kultur im Filmbetrieb, in Museen und anderen künstlerischen Bereichen aus?

»Wir müssen die Menschen wertschätzen, die ihre Zeit spenden« Wie Kulturerbe-Institutionen sich öffnen

Ein Interview mit  Larissa Borck

Immer mehr Kulturerbe-Institutionen öffnen sich mittlerweile digital. Wo fehlt es noch an Zugängen?

Larissa Borck: Kulturelles Erbe findet in sehr vielen Institutionen in sehr vielfältigen Zusammenhängen statt. Kulturerbe kann auch der Döner sein, der uns eine Geschichte über die Entwicklung von Deutschland als Einwanderungsgesellschaft erzählt. Wie vermittelt man so ein Kulturgut digital, wie wird es online zugänglich? Das ist eine andere Frage als die nach der digitalen Öffnung von physischen Museumssammlungen oder Bibliotheksbeständen.

Digitale Präsenz ist aber nicht gleich Zugang: Vom kleinsten Museum bis zur größten Bibliothek ist es mittlerweile Common Sense, dass man eine Webseite und einen Account in den sozialen Netzwerken braucht. Zugang, das wirft aber auch die Frage auf: Wer hat den Schlüssel zu unseren Angeboten? Können wir sicher sein, dass die Menschen entsprechende digitale Kompetenzen besitzen? Das ist in vielen Ländern gegeben, gilt

aber nicht für die gesamte Welt. Auch wenn eine Webseite nicht barrierefrei ist, schließt sie bestimmte Zielgruppen aus. Und dann müssen wir den nächsten Schritt nehmen: Wie viel unserer imaginierten Kontrolle und Deutungshoheit geben wir ab? Dürfen sich die Menschen die Sammlungen nur digital anschauen, oder dürfen sie die Digitalisate selbst nutzen? Zugang zu Kulturerbe-Sammlungen ist daher immer auch im Kontext einer umfassenden Veränderung des gesellschaftlichen Verständnisses von Kulturerbe zu verstehen.

Gibt es gute Beispiele für offene Daten und offene Sammlungen als Motor von Innovation?

Innovation ist kontextabhängig. Gerade im Digitalen geht es leider zu oft um den nächsten Hype.

Vor fünf Jahren hätten manche es vielleicht für innovativ gehalten, dass Museen darüber diskutieren, ob sie eine Blockchain für ihre Ticketsysteme brauchen. Nein, brauchen sie nicht! Wenn Sie sich Plakate

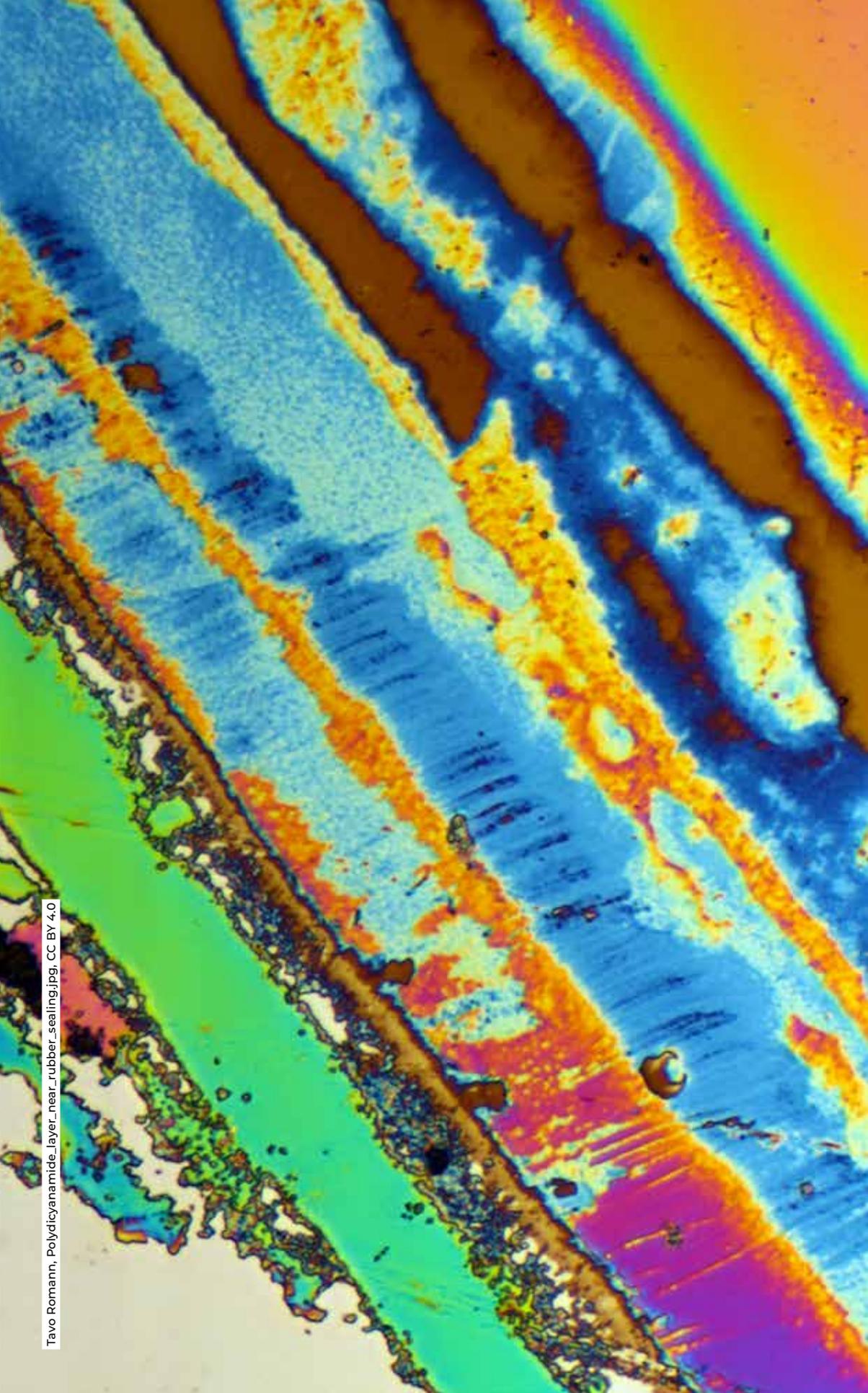


»Wir brauchen Diversität,
um andere Perspektiven
auf unser Kulturerbe,
unsere Vergangenheit,
Gegenwart und Zukunft
zu entwickeln.«

Larissa Borck



Tavo Romann, Polydicyanamide_layer_near_rubber_sealing.jpg, CC BY 4.0



von Veranstaltungen über digitale Transformation oder Innovation anschauen: Da wird häufig mit der Bildsprache der VR-Brille gearbeitet. Ist diese Technik innovativ, wenn wir über gesellschaftlichen Zugang zu Kulturgut sprechen?

Ich finde, man ist dann innovativ mit seinen Inhalten, den offenen Daten, seiner Institution oder dem Kulturerbe, das man für die Allgemeinheit bewahrt, wenn man damit Relevanz in seiner Community erreicht hat. Im Bereich offene Daten können diese Community zum Beispiel die Wikipedia-Autor*innen sein – offene Daten können aber auch die Stadtgesellschaft in ihrem Alltag bereichern und urbane Räume transformieren, wie das Statens Museum for Kunst in Kopenhagen gezeigt hat. Das Digitale kann viele Communitys erreichen, und Innovation kann je nach Zielgruppe sehr unterschiedlich aussehen.

Wie lässt sich Analoges und Digitales zusammen denken?

Bei Open Data geht es um Offenheit als Wert. Und davon leiten die Institutionen ihre Maßnahmen und Strategien ab, auf einem Spektrum von analog bis digital. Das sind ja keine Gegensätze oder getrennte Sphären. Ein gutes Beispiel dafür ist das Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg, das im digitalen Bereich eine sehr weitreichende Open-Access-Policy hat,

seine Daten in verschiedenste Plattformen einspeist, also dorthin geht, wo die User*innen sind – statt davon auszugehen, dass die Menschen schon dorthin kommen, wo das Museum ist, auch im digitalen Raum. Im Physischen wurde zudem ein Raum geschaffen, der sich »Freiraum« nennt. Ein Teil des Gebäudes, in dem früher auch Ausstellungen stattfanden, hat sich der Stadtgesellschaft geöffnet, ohne Eintritt. Man kann dort arbeiten und sich austauschen. Solche Orte sind in der Großstadt ein rarer werdendes Gut.

Wie können sich die Institutionen diverseren Communitys öffnen? Muss Diversität bei den eigenen Mitarbeitenden beginnen?

Auf jeden Fall. Das ist eine der zentralen Herausforderungen und Verpflichtungen für Kulturerbe-Institutionen in den nächsten Jahren und Jahrzehnten – die Mitarbeiterschaft zu diversifizieren. Aber das hat nicht nur etwas damit zu tun, wen man ansprechen möchte. Sondern auch damit, wie man das Kulturgut betrachtet, das man für die Allgemeinheit vermittelt und bewahrt. Ein Objekt ist ja nichts Neutrales. Der Blick, den wir auf Kulturerbe werfen, ist von unserer eigenen Positionierung und Erfahrung in der Gesellschaft abhängig. Von daher brauchen wir Diversität, um andere Perspektiven auf unser Kulturerbe, unsere Vergangenheit, Gegenwart und Zu-

kunft zu entwickeln. Ein Denkfehler in der Debatte um Diversität ist ja oft die Erwartung: Frauen sollen Feminismus erklären, People of Colour sich zu Rassismus äußern. Aber die Verantwortung, aus einseitigen Denkmustern auszubrechen, liegt doch bei jeder und jedem einzelnen.

Wie können Freiwilligen-Communitys besser mit Kulturerbe-Institutionen zusammenarbeiten?

Die Ziele und Anliegen überschneiden sich oft, aber die jeweiligen Arbeitsweisen und Hintergründe sind sehr verschieden. Es gibt ja auch viele Ehrenamtliche, die kleine Museen betreiben, gerade in ländlichen Regionen. Auch das sind Freiwilligen-Communitys. Ich sehe die Kulturerbe-Institutionen vor allem in der Verantwortung, nicht nur dann mit Freiwilligen zu arbeiten, wenn es dem eigenen Vorteil dient. Jede Einrichtung muss einen Weg finden, die Menschen, die freiwillig ihre Zeit für etwas spenden, auch entsprechend zu wertschätzen. Ein Beispiel ist das Rijksmuseum in Amsterdam, das jedes Jahr einen Preis – den Rijks Studio Awards – an Menschen verleiht, die mit ihren Daten kreativ Neues schaffen. Oder das Nordische Museum in Stockholm, das mit Schulen kooperiert, um Wikipedia-Artikel zu verbessern. Die Schülerinnen und Schüler schreiben ihre Abschlussarbeiten im Museum, bekommen dort Unterstützung, lernen gleichzeitig

auch, die Wikipedia zu bearbeiten und mit dem erworbenen Wissen zu verbessern. In gewisser Weise ist auch das eine Freiwilligen-Arbeit.

Wie können die Institutionen untereinander besser vernetzt arbeiten?

Wir brauchen eine offene und transparente Fehlerkultur. Viele Institutionen wollen Datensätze und Online-Sammlungen erst dann publizieren, wenn sie ein vermeintlich hochqualitatives Level erreicht haben. Aber das ist im Kulturerbe-Bereich kaum zu erreichen, aufgrund der Masse an Daten und der sich verändernden Anforderungen im digitalen Bereich. Im Englischen gibt es den schönen Begriff *failing forward*: durch Fehler lernen und sich weiterentwickeln – gemeinsam. Und grundsätzlich sind gute Dokumentationen und offene Lizenzen vonnöten. Das Science Museum in London hat zum Beispiel ein Tool auf der Basis seiner digitalen Sammlung entwickelt, das einem zufällig Objekte vorschlägt, die noch nie ein anderer Mensch angeklickt hat. Der Code ist bei GitHub offen zur Verfügung gestellt, andere Museen können ihn nutzen – und User*innen können helfen, ihn von Fehlern zu befreien.

Gibt es noch eine Open-Culture-Bewegung?

Ich selbst bin in diesen Sektor gekommen, weil ich Menschen kennengelernt habe, die mit voller Überzeugung dafür kämpfen, dass Kulturgut offen und digital zur Verfügung gestellt wird. Und diese Menschen gibt es nach wie vor auf der ganzen Welt. Gerade das Jahr 2020 hat vielen gezeigt, wie notwendig diese Arbeit ist. Es gibt den »Open GLAM Survey« – da werden auf der ganzen Welt Institutionen verzeichnet, die ihre Sammlung mit offenen Lizenzen ins Netz stellen. Im vergangenen Jahr haben Douglas McCarthy und Andrea Wallace, die Autor*innen, die hinter dem Survey stehen, zusammen mit anderen einen koordinierten Anlauf unternommen, um noch mehr Institutionen aus der ganzen Welt einzubringen. Auch, weil es noch immer eine Dominanz von europäischen und US-amerikanischen Institutionen in Sachen Sichtbarkeit gibt. Alle, die mit Kulturerbe arbeiten, sollten es sich zur Aufgabe machen, den Gedanken der Offenheit florieren zu lassen. Und gleichzeitig diejenigen unterstützen, die nicht über die gleichen Ressourcen verfügen.



Larissa Borck

Bis März 2021 war Larissa Borck wissenschaftliche Mitarbeiterin und Datenmanagementkoordinatorin im Projekt »SPK Lab« bei der Stiftung Preußischer Kulturbesitz. Mit einem Fokus auf digitale Zugänge zu Kulturerbe setzt sie sich in ihrer Arbeit mit Konzepten der wissenschaftlichen und öffentlichen Nutzung von Kulturdaten auseinander. Nach ihrer Station in Berlin arbeitet die Hamburgerin nun als digitale Kuratorin beim Sörmlandsmuseum in Nyköping, Schweden.

Teilen, remixen, neu bewerten

Ein Interview mit

Sandra Trostel

Sie setzen sich dafür ein, dass öffentlich finanzierte Dokumentarfilme unter freier Lizenz langfristig verfügbar gemacht werden sollen – wieso befürworten Sie das als Kreative?

Ich persönlich mache Dokumentarfilme über die Gesellschaft – für die Gesellschaft. Ich möchte also, dass meine Filme gesehen werden und zur Reflexion relevanter Themen beitragen. Freie Lizenzen bedeuten für mich nachhaltige Sichtbarkeit sowie nachhaltige Nutzung und Nachnutzung. Dazu gehört, dass die Arbeiten dauerhaft auffindbar bleiben, denn Dokumentarfilme sind immer auch Zeitdokumente. Sie sind Teil unserer Geschichte und dürfen nicht, z. B. aus finanziellen Gründen, in den Untiefen der Archive verschwinden. Digitale Technologien ermöglichen eine Vervielfältigung fast ohne Kosten, dagegen stehen die Auswertungsmechanismen und Finanzierungsmodelle der Medienindustrie, die auf künstliche Verknappung und Limitierung setzen. Vor allem beim öffentlich-rechtlichen Rundfunk ist das unverständlich. Ein weiterer Punkt ist, dass wir mit frei lizenzierten Dokumentarfilmen im Netz tatsächlich auch den Blick auf die Gesellschaft mitgestalten könnten.

Inwiefern?

Frei verfügbar gibt es im Netz gegenwärtig recht viel demokratiefeindliche Propaganda

und Fake News, die sich als Dokumentarfilme bezeichnen – ob Klimawandel-Leugner-Doku oder QAnon-Rechtfertigungen. Es geht darum, einen entscheidenden Beitrag zur Definition von Bewegtbild-Inhalten im Netz zu leisten – indem wir mit der Forderung nach freien Lizenzen für die Abbildung von Diversität und Vielfalt eintreten. Zudem hätten wir so den marktkonform hergestellten Dokumentationen, die meist nur über die Plattformen der großen Monopole hinter Bezahlschranken zugänglich sind, etwas entgegensetzen.

Wie sollte ein Modell freier Lizenzen bei den öffentlich-rechtlichen Sendern konkret ausgestaltet werden?

In der Gesellschaft ist der Irrglaube verbreitet, die öffentlich-rechtlichen Sender würden mit der Haushaltsabgabe intern alle Kosten für das Programm decken. Dem ist leider überhaupt nicht so. Große Teile der Produktionskosten werden an die freien Kreativen, die Herstellenden und Produzierenden mit dem Hinweis durchgereicht, dass sie ihre Arbeiten ja weitergehend verkaufen könnten. Zudem ist das Drücken von Löhnen seit Jahren gängige Praxis in diesem Bereich, die Öffentlich-Rechtlichen nutzen also ihre Oligopolstellung aus, wo es nur geht. Filmhersteller*innen sollten also erst mal in die Lage gebracht werden, sich die Veröffentlichung unter freien Lizenzen leisten zu können.

Was braucht es dafür?

Im Kern geht es um die angemessene und vollständige Finanzierung sämtlicher Herstellungskosten und darüber hinaus die Bildung von Rücklagen, Sozialversicherung, Altersvorsorge und Krankenversicherung aller an der Produktion beteiligten Gewerke und Mitarbeitenden und natürlich die Möglichkeit zur Neuentwicklung von Stoffen. Wir reden also von einem Total Buy Out, wie er in anderen Branchen, zum Beispiel in der grafischen Gestaltung, durchaus üblich ist. Nur so können aus öffentlichem Geld auch öffentliche dokumentarische Arbeiten werden: von der Gesellschaft bezahlt, gemeinwohlorientiert an die Gesellschaft zurückgegeben.

Wo sehen Sie Schief lagen im System der Öffentlich-Rechtlichen?

Ich sehe strukturelle Schief lagen auf vielen Ebenen. Zum einen bei der Abbildung der Diversität unserer Gesellschaft. Dafür braucht es nicht nur eine Variationsbreite der Inhalte oder der dargestellten Personen, ihrer Hintergründe, Milieus und Themen, sondern auch eine Diversität bei den Macher*innen und den dokumentarischen Formen. Zum anderen steckt der ÖRR zu viel Geld in Fußball und disproportional teure Talkshows, Intendantengehälter und Renten, die weit über den Einkünften der heutigen Programm-Macher*innen

liegen. Außerdem ist das Redaktionssystem schwerfällig und die entstehenden Filme sind formal stark durchreglementiert. Freie, nicht fest formatierte Sendeplätze gibt es fast nicht mehr.

Wie lautet Ihre Forderung?

Der ÖRR bräuchte dringend eine Reform. Ich bezweifle aber, dass dieser schwerfällige Apparat so umgekrempelt werden kann, dass er den neuen Technologien und den dadurch entstehenden kulturellen und gesellschaftlichen Herausforderungen gerecht werden kann. Deswegen die konkrete Forderung nach einem Alternativmodell: Mindestens zwei Prozent der Haushaltsabgabe sollten pro Jahr für dokumentarische Produktionen aufgewandt werden – über eine Direktbeauftragung der Filmemacher*innen sowie der Produzierenden, gekoppelt an ein teil-randomisiertes Vergabemodell, wie es etwa in der Wissenschaft praktiziert wird.

Was könnte sich dadurch gerade auch für die Kreativschaffenden verbessern?

Eine schlanke Verwaltung würde Mittel für kreative Vielfalt freisetzen. Und es wäre gewährleistet, dass das Geld unbürokratisch dorthin fließt, wo es gebraucht wird, sodass ein gesellschaftlicher Mehrwert überhaupt entstehen kann. Das System des Produzierens unter freier Lizenz wäre

außerdem ressourcenschonender, weil man – sofern es mit Persönlichkeitsrechten vereinbar ist – auf bereits produzierte Bilder zurückgreifen könnte. Man müsste z. B. nicht fünf Mal im Jahr den Reichstag drehen.

Wo sollten wir beim Urheberrecht umdenken?

Mit dem Urheberrecht sollen eigentlich künstlerische Arbeiten finanziert werden. So wie es jetzt gestaltet ist, passiert das aber oft nicht und führt mittelbar zu prekären Zuständen bei den Kreativen. Zudem verhindern stetig weiter ausgedehnte Urheberrechtslaufzeiten, dass nachfolgende Generationen ihre Kultur und ihren Platz in der Gesellschaft selbst definieren können, denn Teilen, Remixen und neu bewerten sind identitätsstiftend und waren schon immer Teil soziokultureller Praxis. Um den digitalen Herausforderungen des 21. Jahrhunderts aber wirklich umfänglich gerecht zu werden, braucht es nicht nur Nachbesserungen an einzelnen Stellen, sondern umfassende Veränderungen durch neue Modelle und Strukturen, auch über das Urheberrecht hinaus.



Sandra Trostel ist Filmemacherin und Produzentin und beschäftigt sich mit Storytelling in der Digitalität. Im Mittelpunkt ihrer Arbeit steht die Analyse aktueller und zukünftiger gesellschaftlicher Entwicklungen durch die Digitalisierung. Ihre dokumentarischen Projekte wie *Utopia Ltd.*, *Everybody's Cage* oder *All Creatures Welcome* wurden auf internationalen Festivals, im Kino und Fernsehen präsentiert. 2020 hat sie zusammen mit Thies Mynter die Firma FAIRY BOT für transgressives Geschichtenerzählen gegründet. Mehr: <https://sandratrostel.de/about-me/>

Hinweis: Sandra Trostel stellt anlässlich des 20. Geburtstags der deutschsprachigen Wikipedia ihren Film *All Creatures Welcome* (www.allcreatureswelcome.net) der Wikipedia und dem Freien Wissen zur Verfügung!

Zugang und Transparenz sind zunehmend wichtig im Bereich des wissenschaftlichen Publizierens. Projekte wie »Open Legal Data« setzen sich zudem für freien Zugang und Transparenz bei juristischen Daten ein. Doch warum ist mehr Offenheit beim juristischen Publizieren überhaupt notwendig? Und wie sieht eine nachhaltige Open-Access-Praxis aus?

Offener Zugang für die Wissenschaft

Wie sieht eine nachhaltige Open-Access-Praxis aus?

Ein Interview mit  Christina Riesenweber

Gibt es in der Wissenschaftscommunity noch ein Renommeegefälle zwischen Print- und Open-Access-Publikation?

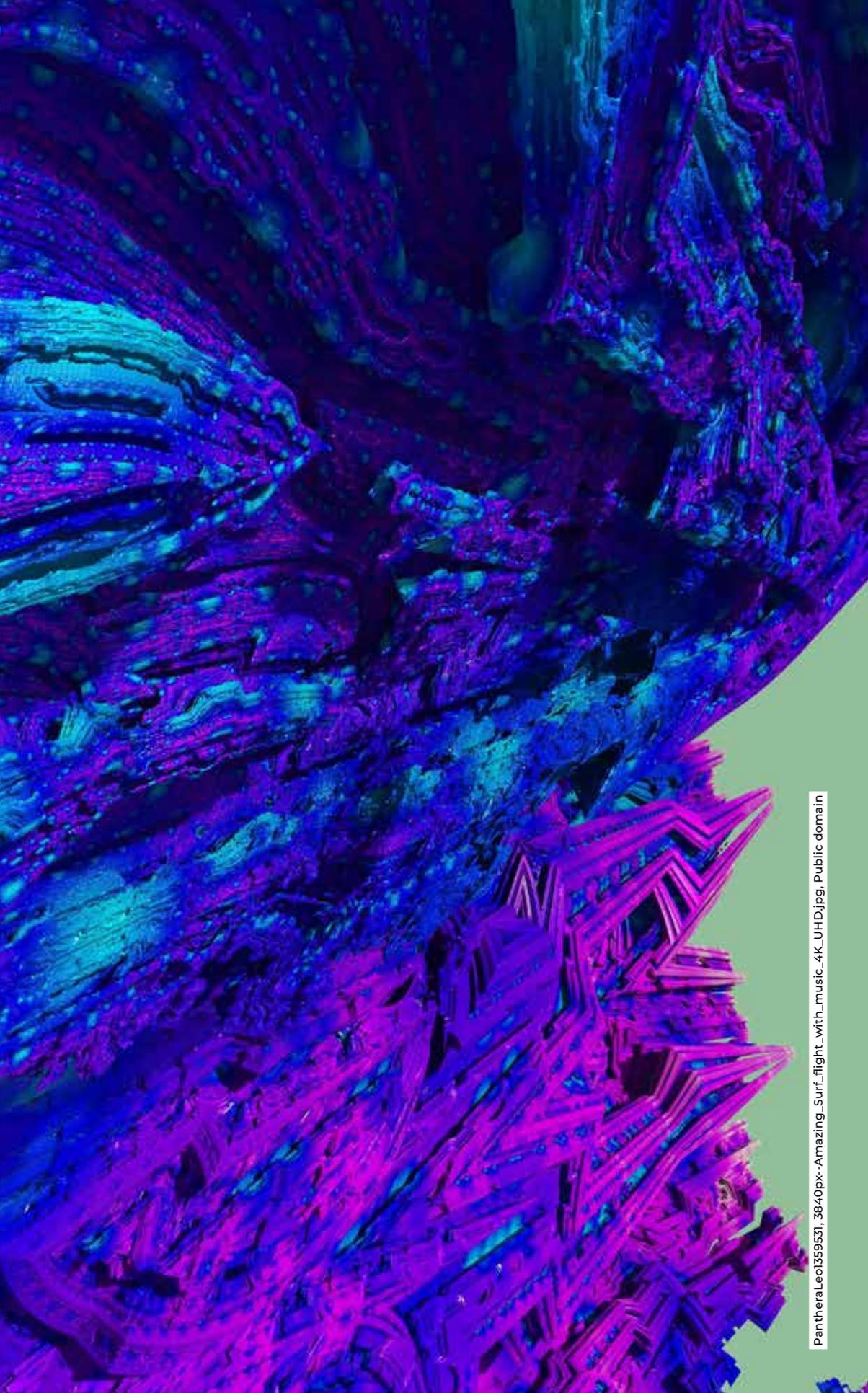
Christina Riesenweber: Das hat sich mittlerweile geändert. Noch vor fünf Jahren war das Missverständnis verbreitet, es gebe entweder das »gute gedruckte«, oder das weniger qualitätvolle Open-Access-Journal. Das war damals schon ein Irrglaube, der damit zusammenhing, dass die gedruckten Journals häufig alt waren und renommierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in den Beiräten hatten – wohingegen viele der Open-Access-Journals einfach Neugründungen waren. Von geringerem Renommee zu sprechen, war also ein Denkfehler. Es gibt heute vergleichsweise junge Open-Access-Journals, die als wichtiger Publikationsort gelten. Es gibt alte, etablierte Open-Access-Journals, die aus Printpublikationen hervorgegangen sind. Und dazu eine Reihe von Zeitschriften, die beides anbieten. Der Konflikt ist heute weniger Print vs. Open Access. Sondern gutes Open Access vs. schlechtes Open Access. Womit die sogenannten Predatory Journals* gemeint sind.

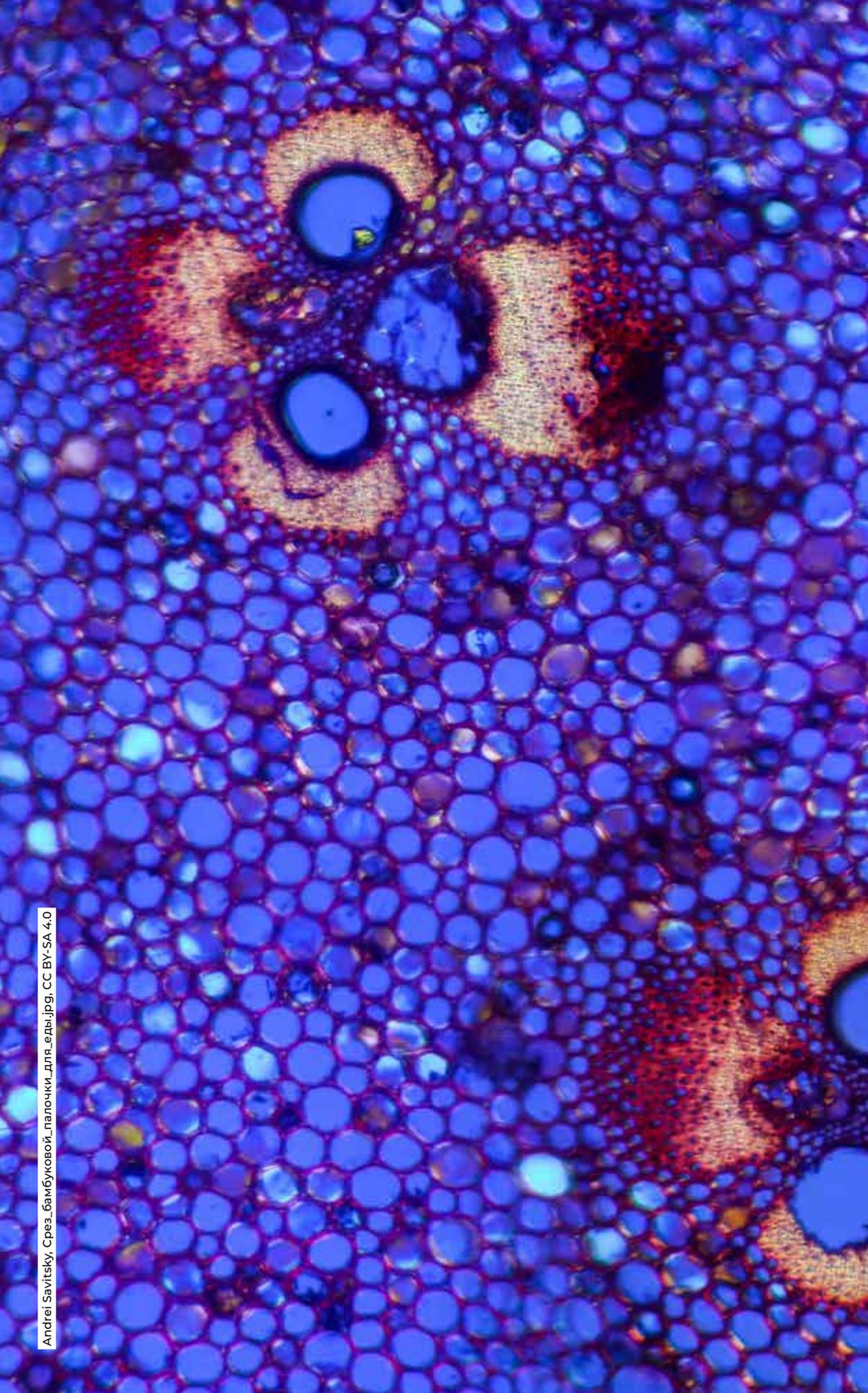
Was macht Open Access attraktiv? Sind Reputation und Sichtbarkeit noch die entscheidenden Währungen – und falls ja: Wie stehen die Kurse?

Die Frage ist ja: Reputation und Sichtbarkeit für wen? Wenn wir als Beispiel einen engen disziplinären Zusammenhang nehmen – etwa Historie der frühen Neuzeit in Westeuropa – existieren vielleicht drei Journals, die wichtig sind, um im eigenen Fach

* Spotlight: Predatory Journals

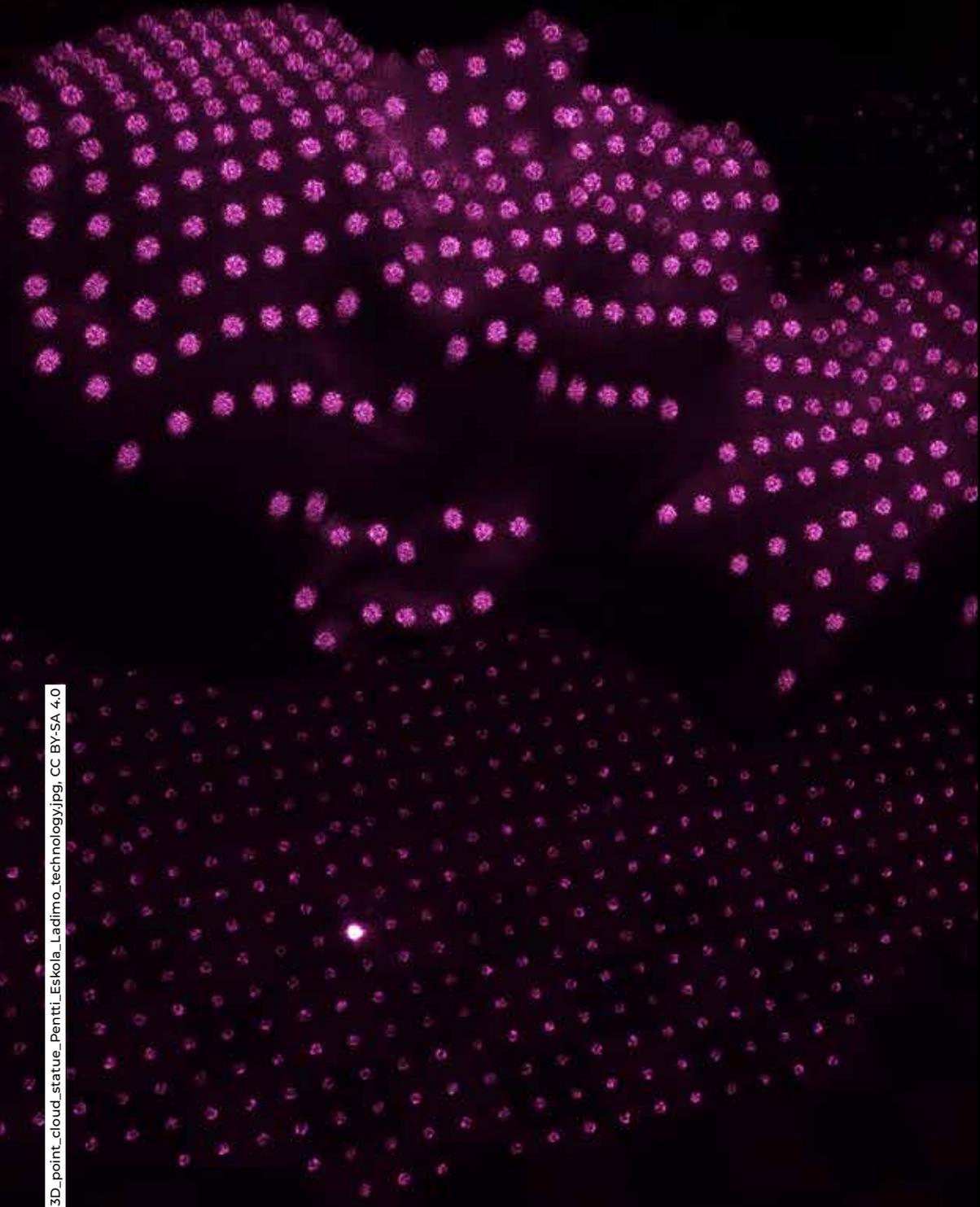
Um Open Access zu ermöglichen, muss Geld fließen. Die Dienstleistungen, um eine Zeitschrift herauszubringen, müssen auch dann bezahlt werden, wenn sie für die Leserinnen und Leser kostenfrei ist. Diese Kosten werden an anderer Stelle gedeckt. Ein Modell, das sich mittlerweile durchgesetzt hat, ist das der »Article Processing Charges« – die Autorin, der Autor, ihre Institution oder ein Konsortium bezahlt den Verlag dafür, den Artikel so zu veröffentlichen, dass er am Ende kostenfrei ist. Als dieses Modell auf den Markt kam, haben einige unlautere Verlage oder Zeitschriften versucht, daraus Kapital zu schlagen. Sie haben minderwertige Publikationen erstellt, um »Article Processing Charges« zu kassieren. Entsprechend wurden sie Predatory Journals genannt, also »Raubzeitschriften«. Diese Predatory Journals bieten keine verlässlichen Qualitätssicherungsprozesse, kein vernünftiges Peer Review, kein gutes Marketing. Die Texte werden zwar tatsächlich publiziert. Aber es sind Journals ohne Renommee und Reichweite.





»Wir sind an einem Punkt, an dem Open Access Fake News verhindern kann.«

Christina Riesenweber



wahrgenommen zu werden. Blicken wir über diesen Kontext hinaus, geht es um Sichtbarkeit in einem weiteren Sinne: Sind die Artikel online gut auffindbar? Finden mich Studierende, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler anderer Fächer oder aus anderen Sprach- und Kulturräumen? Da ist es nicht mehr wichtig, welcher Titel auf dem Journal steht oder ob es in meiner Community als Starmaker-Journal gehandelt wird. So, wie sich Wissenschaft insgesamt global verändert, hat der Aspekt der Sichtbarkeit den der Reputation überholt.

Welche Rolle spielt Sichtbarkeit?

Eine hohe Sichtbarkeit ermöglicht ja auch die Wahrnehmung von wissenschaftlichen Ergebnissen außerhalb der akademischen Communitys. Das vergangene Jahr hat gezeigt, wie wichtig es war, dass sowohl zum Thema Virologie als auch zum Thema Rassismusforschung weltweit so viele frei verfügbare Forschungen existierten – so dass auch Menschen, die nicht Expertinnen oder Experten sind, sich damit auseinandersetzen können. Wir sind an einem Punkt, an dem Open Access Fake News verhindern kann. Alle haben Zugang zu den Erkenntnissen und müssen sich nicht darauf verlassen, dass Fachleute sie aufbereiten. Hier aber kommt der Faktor Qualität ins Spiel. Damit Laien einschätzen können, ob das, was sie da lesen, hochwertig ist, braucht es leicht verständliche Marker. Worauf man sich nicht verlassen sollte, das ist der sogenannte Journal Impact Factor.

Was verbirgt sich hinter dem Journal Impact Factor?

Der Versuch, quantitativ zu beschreiben, welche Journals besonders gute Wissen-

schaft enthalten. Aber es ist eine Zahl, die nicht das aussagt, was sie vorgibt. Trotzdem wird sie herangezogen. Der Journal Impact Factor gibt die durchschnittliche Zitationsrate von Zeitschriften an – wie oft wird ein Artikel aus dieser Zeitschrift im Durchschnitt zitiert? Das sagt aber natürlich nichts darüber aus, wie hochwertig der einzelne Artikel ist. Wenn eine Zeitschrift nur Belanglosigkeiten publiziert, aber einen Artikel eines Nobelpreisträgers im Jahr hatte, wird der durchschnittliche Journal Impact Factor natürlich hoch ausfallen. Ein Teil der Open-Access-Community versucht, aktiv neue Qualitätsmerkmale zu etablieren, um vom irreführenden Impact Factor wegzukommen.

Wie sieht der Markt für Open-Access-Journals gegenwärtig aus?

Der Markt hat sich leider zu großen Teilen an den Big Playern ausgerichtet. Es gibt in Deutschland – und auch in anderen Ländern – ein Projekt namens DEAL. Dahinter verbirgt sich bundesweites Konsortium von wissenschaftlichen Bibliotheken, das sich mit den drei größten Wissenschaftsverlagen – Springer Nature, Wiley, Elsevier – zusammengesetzt hat, um mit ihnen Open-Access-Abkommen zu schließen. Das bedeutet, die Wissenschaft hat sich dazu entschieden, die Töpfe zuerst mit den Marktführern zu teilen, die nach wie vor ihre Macht ausnutzen, um die Preise zu diktieren. Am Beginn von Open Access stand die Idee, sich aus der ökonomischen Zange der Wissenschaftsverlage zu lösen. Das ist nicht passiert. Es ist nicht so, dass kleinere und mittlere Open-Access-Verlage der Reihe nach pleitegingen. Aber sie haben nach wie vor Schwierigkeiten, sich dem Markt anzupassen.

Warum gibt es nicht mehr Verlagsgründungen an Universitäten?

Der erste Grund führt zurück zum Stichwort Reputation. Das Reputationssystem funktioniert über Tradition. Das Bekannte pflanzt sich fort. So funktioniert im Grunde das gesamte Wissenschaftssystem. Der zweite Grund: weil Wissenschaft international ist. Wenn alle deutschen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler an ihren lokalen Unis in ihren lokalen Zeitschriften publizieren würden, würde es die internationale Sichtbarkeit wieder einschränken. Deswegen bietet es einen Vorteil, wenn man mit den internationalen Big Playern arbeitet. Das Perverse ist, dass die großen Verlage mittlerweile ihre Geschäftsmodelle verändert haben und auf Open Access gar nicht mehr angewiesen sind. Auch hier gilt der Satz: »Daten sind das neue Öl.« Geld wird mit der Verwaltung von Forschungsdaten, auch mit Forschungsinformationssystemen verdient – Systeme, die Forschung vergleichbar und messbar machen: Wie gut ist meine Uni? Wie gut sind meine Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler?

Gibt es alternative ökonomische Modelle?

Es gibt zum Beispiel den Versuch, neue Netzwerke zu schaffen. Es existiert ein neues deutsches Open-Access-Netzwerk, es gibt Uni-Verlage, die ihr Portfolio ausbauen oder überlegen, wie sie mehr Angebote schaffen können, die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) unterstützt die Transformation einzelner Zeitschriften in Open Access. Aber an der festen Position der großen Verlage wird damit nicht gerüttelt, trotz mancher Imageverluste. Aber wenn jemand die Wahl hat, in einer renommierten

Elsevir-Zeitschrift zu publizieren, macht sie oder er das natürlich trotzdem.

Weil Kapitalismuskritik und Karriereplan auf zwei verschiedenen Ebenen stattfinden.

Wie ließe sich mehr Nachhaltigkeit für Open Access schaffen?

Die Frage hängt eindeutig mit den Förder volumina und Förderzyklen der großen Geldgeber zusammen. Das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) fördert seit Jahren Innovationsprojekte im Bereich Open Access – was dazu führt, dass eine Handvoll Projekte Geld bekommen, besonders, wenn sie mit Start-ups zusammenarbeiten und cool aussehen. Aber eigentlich bräuchten wir langfristige Infrastrukturunterstützung durch die Fördergeber. Und gezieltere Förderung von Wissenschaftsverlagen und Publikationsorten, die nicht bereits einer der Marktführer in Monopolfunktion sind.



Christina Riesenweber studierte Germanistik, Anglistik und Kommunikationswissenschaft und promovierte 2015 im Rahmen der Graduate School Practices of Literature. Sie war mehrere Jahre als Herausgeberin des digitalen Journals für Philologie »Textpraxis« tätig und schrieb für das Journal of Literary Theory. Seit 2014 ist Riesenweber am Center für Digitale Systeme und der Universitätsbibliothek der Freien Universität Berlin tätig.

3 Fragen an: Saskia Ostendorff

Sie setzen sich mit den Projekten »Open Legal Data« sowie »jurOA – Jura und Open Access für freien Zugang und Transparenz bei juristischen Daten ein. Warum ist mehr Offenheit beim juristischen Publizieren überhaupt notwendig?

Viele Aufsätze oder beispielsweise auch Dissertationen werden daran gemessen, wie und wo sie erscheinen. Von der Frage, ob es ein renommierter Verlag ist, hängt dann vermeintlich auch der wissenschaftliche Wert ab. Das ist ein Hindernis, denn solche Veröffentlichungen sind mit hohen Kosten verbunden. Ich selbst habe mich dafür entschieden, Open Access zu veröffentlichen, obschon das an juristischen Fakultäten noch nicht sehr verbreitet ist – verglichen mit anderen wissenschaftlichen Bereichen stehen wir da ganz am Anfang. Es gibt zwar Hochschulbibliotheken, die tolle Möglichkeiten bieten, aber die sind vielfach nicht bekannt. Man kann auch Förderung beantragen, aber das ist wiederum mit enormem Verwaltungsaufwand verbunden. Es gibt noch viel zu tun.

Gesetze und Urteile fallen nicht unter das Urheberrecht – wieso braucht es trotzdem Initiativen wie »Open Legal Data«?

Es stimmt zwar, dass amtliche Werke urheberrechtsfrei sind. Das Problem ist aber, dass Urteile häufig in Datenbanken wie Juris, Beck online oder Wolters Kluwer aufbereitet werden. Was bedeutet, dass sie nicht frei verfügbar sind, denn die Zugriffe dort sind kostenpflichtig. Vor allem bekommen sie die Urteile teilweise direkt von den Gerichten, was ihnen eine Monopolstellung verschafft.

Es gibt zwar auch Datenbanken der einzelnen Gerichte auf Landesebene. Aber wenn man dort in die Nutzungsbedingungen schaut, stellt man fest, dass die Vervielfältigung eingeschränkt wird, und auch die weitere Nutzung. Damit kann man im Grunde nichts anfangen. Es besteht ein Widerspruch zwischen der Urheberrechtsfreiheit von Urteilen und dem Leistungsschutzrecht, auf das sich die Datenbankbetreibenden berufen. Wir setzen uns dafür ein, dass alles veröffentlicht wird – und dass die Veröffentlichung dem Open-Data-Gedanken folgt.

Wo muss der Staat aus Ihrer Sicht nacharbeiten, was den Zugang zu Recht und Rechtsschutz angeht?

Der Staat sollte den Bürgerinnen und Bürgern den Anspruch auf Information und Wissen einräumen. In einem neuen Referentenentwurf zum Open-Data-Gesetz wird hingegen explizit festgehalten, dass es keinen Anspruch auf unbearbeitete Daten gibt. In einer Informationsgesellschaft müssten aber gerade amtliche Informationen frei verfügbar sein. Wie wichtig Transparenz ist, das zeigt uns doch aktuell die Coronakrise. Das Wichtigste ist meiner Ansicht nach, darüber aufzuklären, welche Möglichkeiten die Bürgerinnen und Bürger überhaupt haben: dass es ein Informationsfreiheitsgesetz gibt, Auskunftsansprüche gegenüber Behörden. Zu viele wissen gar nicht, welche Rechte sie haben.



Saskia Ostendorff ist Anwältin im Bereich der Persönlichkeitsrechtsverletzungen im Internet und dem Strafrecht. 2018 hat sie ihre Kanzlei mit dem Schwerpunkt auf digitale Themen und Rechtsfragen im Internet gegründet. Ostendorff engagiert sich für Frauenrechte und Open Data. 2018 hat sie die Initiative Open Legal Data mitgegründet, die sich für den freien Zugang zu rechtlichen Informationen einsetzt. Sie ist Vorstandsvorsitzende des 2019 gegründeten Vereins Open Justice e. V. und hält international Vorträge zu digitalem Wandel im Recht.

»Mehr Demokratie wagen« hieß einmal der Leitspruch Willy Brandts in den 1970er-Jahren. 20 Jahre Wikipedia belegen eindrucksvoll, warum »Mehr Kollaboration wagen« ein ähnliches Motto für die 2020er-Jahre werden könnte. Der Wissensdurst der Vielen: wie Kollaboration Demokratie und Wissensproduktion stärkt.

Der Wissensdurst der Vielen

Wie Kollaboration Demokratie und Wissensproduktion stärkt

Ein Essay von  Mark Terkessidis

Eine »Ära des tyrannischen Individuums« sei angebrochen, behauptet der französische Modephilosoph Eric Sadin und beschwört zudem einen »Totalitarismus der Multitude« und den »Verlust des Gemeinsamen«. Diese Art von Diagnosen wurden 2020 in Deutschland durch die Berichterstattung über der Proteste gegen die Corona-Maßnahmen der Regierung illustriert. Die Teilnehmenden erschienen als Ansammlung von desorientierten, verantwortungslosen und hauptsächlich von Verschwörungsideologien geleiteten Einzelnen.

Nun kommt es stets darauf an, auf welche Phänomene sich der Blick von Philosophie und Medien richtet. Offenbar erinnert sich niemand mehr daran, wie das »tyrannische Individuum« noch 2015 ein beispielloses Engagement für das Gemeinwohl zeigte, als der Staat durch die »Flüchtlingskrise« überfordert erschien. Ebenso wenig wird betont, dass sich der überwiegende Teil der Bevölkerung in einer wiederum beispiellosen Gesundheitskrise durchaus vernünftig verhält.

Wir können auf neue Arten des Aushandelns schauen, auf die Kollaboration zwischen den wütenden und suchenden Individuen

Sicher lässt sich aktuell eine starke Konzentration vieler Individuen auf die eigene Subjektivität und/oder dogmatische Glaubenssätze beobachten. Aber wir müssen selbst den angeblich omnipräsenten Tyrannen und Verwirrten zugestehen, dass es gar nicht leicht ist, sich dieser Tage in der Welt zu orientieren. Das Wissen – so beschrieb es Jean-Francois Lyotard bereits vor 40 Jahren – hat seine selbstverständliche Legitimation verloren, seine Einbettung in »große Erzählungen«. Wie also können wir wissen und das begründen, was wir wissen, um es intersubjektiv überprüfbar machen? Es bleibt nichts übrig, als über die Kategorien und Methoden und relevanten Felder zu verhandeln. Anstatt also nur Verlust und Verstörung zu beobachten, könnten wir auch auf die praktischen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte schauen, auf neue Arten des Aushandelns, auf die Kollaboration zwischen den wütenden und suchenden Individuen.

Selbstverständlich ist Wikipedia ein Beispiel für eine neue Form demokratischer Selbstorganisation des Wissens. Der Erfolg der Enzyklopädien und der Konversationslexika ab dem 19. Jahrhundert war eingebettet in den zunehmenden Wissensdurst eines Individuums, das angesichts der »Volks-herrschaft« mehr Entscheidungen treffen musste. Doch den Umfang, die Themen, die Systematik, die Qualität oder auch die Illustration solcher Lexika beschloss ein Rat von Experten. Dass es gelingen konnte, die Autorität dieses kleinen Kreises potenziell durch die Gesamtmenge aller Individuen mit einem Zugang zu Computer und Internet zu ersetzen – und zudem ein tragfähiges Verfahren für die Zusammenarbeit zu finden, erscheint schon fast als unheimlicher Erfolg.

Seit ihrer Entstehung haben die demokratischen Staaten stets Angst vor den Individuen gehabt, die durch »Volks-herrschaft« plötzlich Mitsprache hatten

Zweifellos gab und gibt es auf dem Weg einer solchen Kollaboration der Individuen zahlreiche Probleme und Fallstricke: individuelle Selbstdarstellungen, politische Einflussnahmen, problematische Einschätzungen von Relevanz oder die mangelnde Überprüfbarkeit von Einträgen. Doch diese Schwierigkeiten sind exakt die Schwierigkeiten jedes demokratischen Prozesses, und

Kollaboration bedeutet keineswegs, dass dieser Prozess keine Struktur hat. Es handelt sich nicht um ein Verfahren, das jegliche Autorität abschaffen soll, sondern um eines, das die Zirkulation von Autorität und die Verlagerung »nach unten« ermöglicht. Dabei geht es weder um Perfektion noch um Utopien, sondern um die Realisierung von Zielen. Das erfordert manchmal auch Eingriffe von »Redaktionen« – genau dann, wenn der Prozess als Ganzes auf dem Spiel steht.

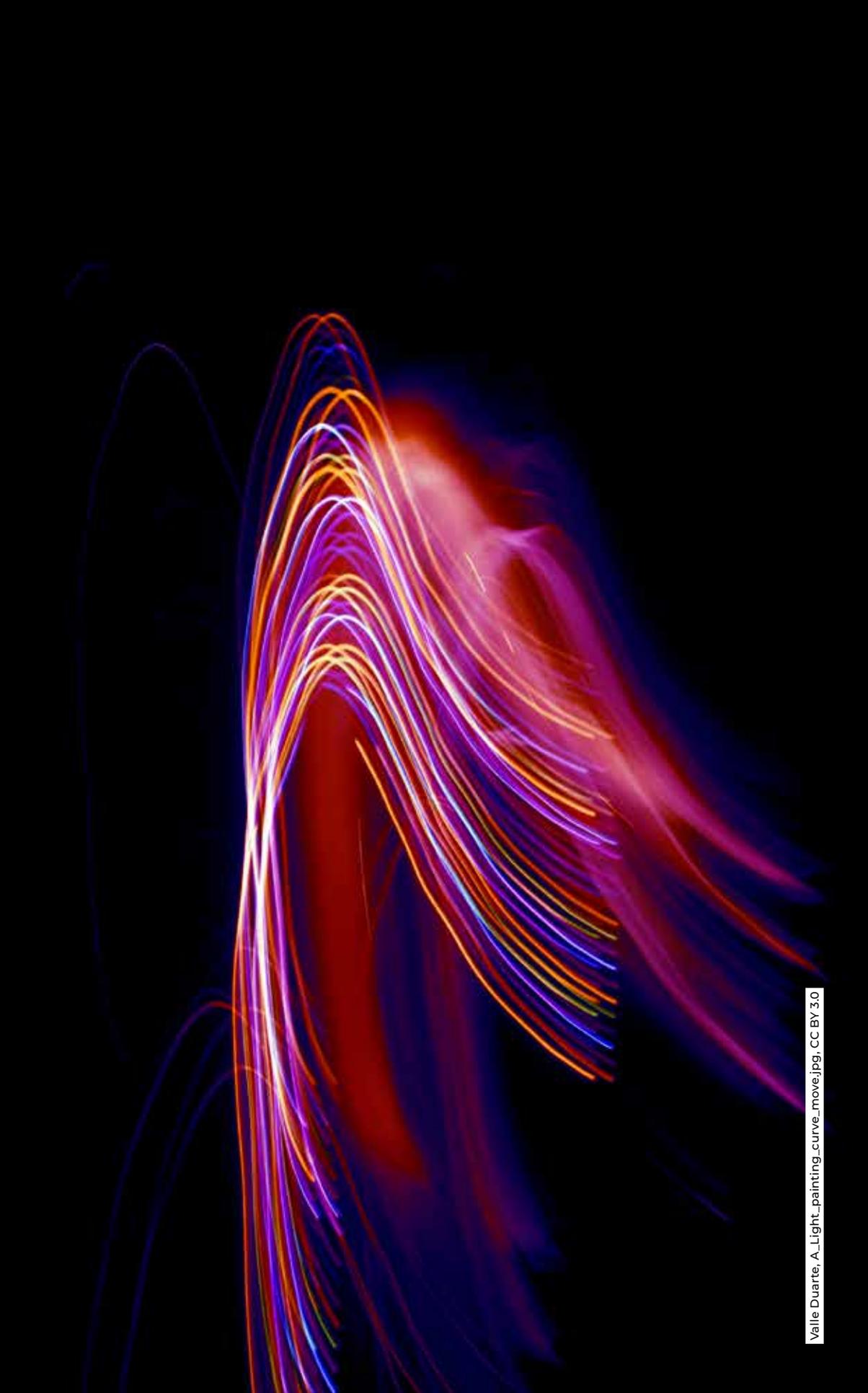
Mehr Kollaboration wagen – das Motto für die 2020er-Jahre

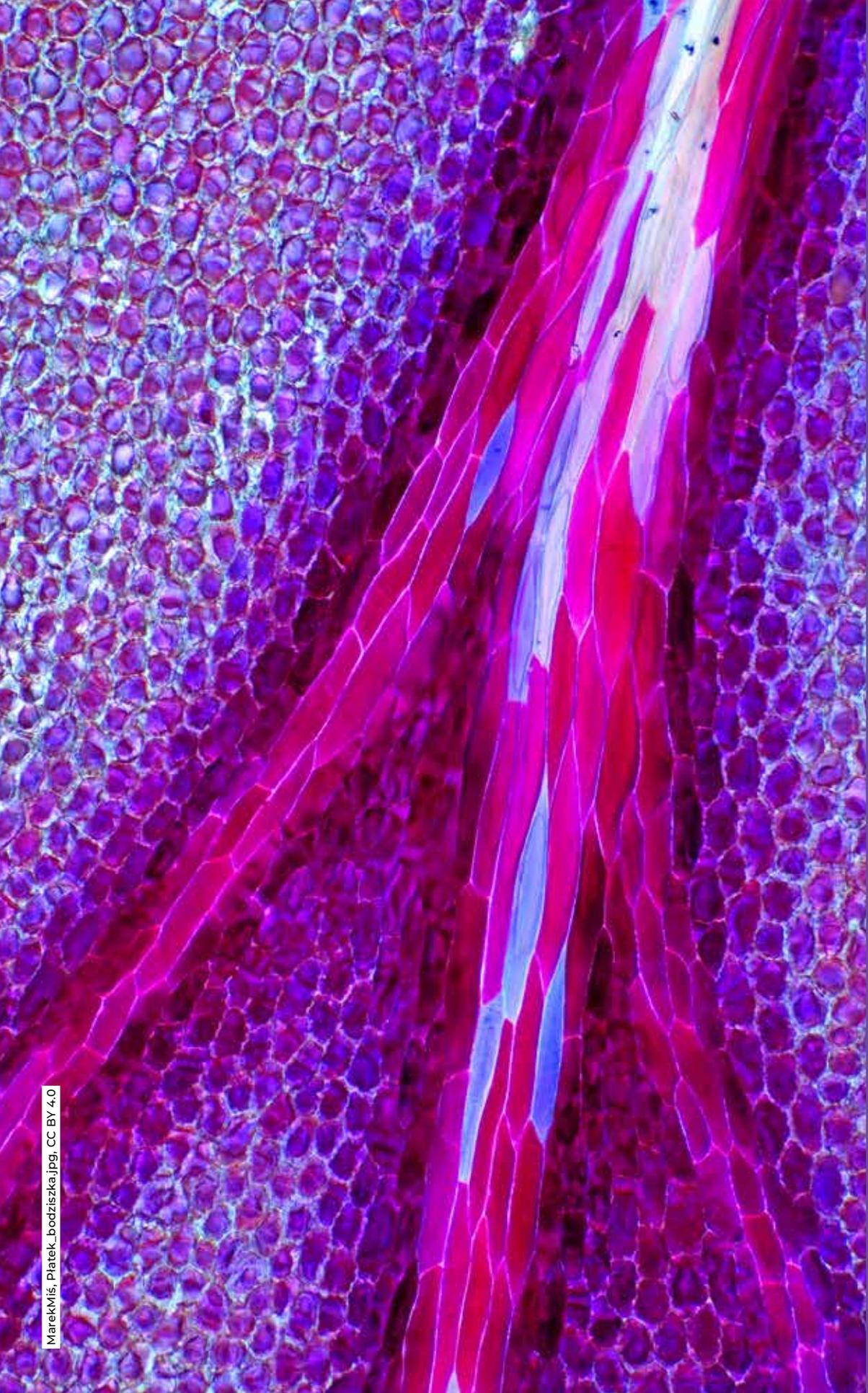
Seit ihrer Entstehung haben die demokratischen Staaten stets Angst vor den Individuen gehabt, die durch die »Volks-herrschaft« plötzlich Mitsprache hatten. Die zunehmende Freiheit wurde daher begleitet von einer monumentalen Offensive zur isziplinierung des Verhaltens – in Familien, Schulen, Fabriken, Armeen oder Gefängnissen. Seit mindestens einem halben Jahrhundert entspricht diese Verhaltensnormierung jedoch nicht mehr der Art, wie im Westen gearbeitet, gelebt und auch konsumiert wird. Wäre es nicht ein Schutz vor der angeblichen »Tyrannei« der Individuen, ihnen – wie bei Wikipedia – mehr Autonomie zu geben, sie aber gleichzeitig in kollaborative Prozess einzubeziehen? Das erfordert allerdings mehr als »Partizipations«-Verfahren, in denen letztlich

das absegnen werden soll, was Politik oder Verwaltung vorher beschlossen haben. In der »Flüchtlingskrise« hat es alle möglichen Formen von Zusammenarbeit gegeben – was hat die Verwaltung daraus gelernt? In den Kommunen, in denen über die Art der Unterbringung von Geflüchteten von vornherein diskutiert wurde, war die Legitimität dieser Unterbringung danach sehr hoch – welche Schlüsse wurden daraus gezogen? Und hätten die »tyrannischen« Individuen nicht eine bessere Lösung für den Stuttgarter Bahnhof gefunden als die lebensferne Nomenklatura eines privatisierten Staatsunternehmens? »Mehr Demokratie wagen« hieß einmal ein Leitspruch der 1970er-Jahre. 20 Jahre Wikipedia belegen doch eindrucksvoll, warum »Mehr Kollaboration wagen« ein ähnliches Motto für die 2020er-Jahre werden könnte.



Mark Terkessidis ist freier Autor, Journalist und Migrationsforscher. Zu seinen Themenschwerpunkten gehören Migration und Rassismus. Terkessidis studierte Psychologie in Köln, war von 1992 bis 1994 Redakteur der Zeitschrift Spex und unterrichtete an den Universitäten Köln und St. Gallen. Terkessidis Buch »Kollaboration« erschien 2015, zuletzt erschien »Wessen Erinnerung zählt? Koloniale Vergangenheit und Rassismus heute«.





»Würdest du das, was
du in der Wikipedia
machst, ›Arbeit‹
nennen?« –
»Nein. Eher Kunst.«

Gereon Kalkuhl



Über Kollaboration

Ein Statement von  Friederike Habermann

Kollaboration finde ich als Begriff zu unscharf. Commoning drückt viel mehr aus.

Kollaboration heißt im Grunde nichts anderes als Zusammenarbeiten. Das kann auf völlig verschiedenen Grundlagen passieren. Im Kapitalismus als Angestellte, durch die Marktwirtschaft verbunden auf derselben Baustelle als Handwerker*innen. Commoning dagegen ist durch andere Logiken geprägt. Zwei sind für mich entscheidend: zum einen Besitz statt Eigentum, zum anderen Beitragen statt Tauschen.

Besitz statt Eigentum gründet darauf, dass im deutschen Gesetzbuch eine Unterscheidung getroffen wird: Eigentum ist das, was einem rechtlich gehört. Besitz ist das, was man aktiv gebraucht. Wenn man das weiterdenkt, wären Besitzrechte in Ordnung, weil man etwas gebraucht. Aber etwas über die eigene Besitznahme hinaus in Eigentum zu verwandeln, bedeutet: Andere haben es nicht, brauchen es aber – und müssen einem deshalb Geld dafür geben. Das ist beim Commoning ausgeschlossen.

Beitragen statt Tauschen heißt: eine innere Motivation zu haben statt durch äußere Motivation getrieben zu sein. In den meisten Zusammenhängen besteht ja Zwang: Wir müssen unsere Miete bezahlen, also übernehmen wir im Zweifelsfall schlecht entlohnte Jobs. Das ist – um es mit dem alten Wort zu sagen – der Entfremdungseffekt. Oder auch: der Gummibärchen-Effekt. Wenn Menschen für ihr Handeln eine Belohnung bekommen, hören sie auf, von sich aus hilfsbereit zu sein. Die äußere, extrinsische Belohnung macht die innere, die intrinsische Motivation kaputt.

Es geht darum, jenseits dieser Markt- und Tauschlogik selbst entscheiden zu können, was wir mit unserem Leben machen. Es geht um eine ganz andere Form des Zusammenwirkens. Der Schwerpunkt ist: Wir entscheiden für uns selbst, aber auch miteinander, was wirklich wichtig ist.

Auf dieser Basis existiert Commoning oder Peer Production.

Eines der Prinzipien, das uns hilft, aus den gegebenen Logiken auszubrechen, ist die Fülle. Im Kapitalismus wird uns unentwegt vermittelt, alles sei knapp. Das ist etwas, was auch linke Theoretiker*innen oft zu sehr verinnerlicht haben – nur auf die Probleme zu schauen, darauf, was angeblich alles gerade nicht möglich ist.

Als ich vor 15 Jahren ein Buch über das Handeln der Menschen während der Finanzkrise in Argentinien geschrieben habe, bekam ich zu hören, es sei ja logisch, dass in so einer Situation viel solidarisches Wirtschaften möglich werde. Aber das sei eben die Krise.

Wenn wir hierzulande unsere solidarischen Praktiken betreiben – in Umsonst-Läden, mit Foodsharing etc. – dann heißt es: Klar, dass man das machen kann. Solange es noch so viel Wohlstand gibt.

Es geht immer darum, das zu nutzen, was da ist

Solange wir komfortable Möglichkeiten haben, außerhalb von Tausch- und Marktlogik zu leben und neue Räume aufzubauen, nutzen wir das eben. Als Motor für Transformation.

Bini Adamczak bringt es in ihrem Buch »Beziehungsweise Revolution« auf den Punkt: Die Zäsur, egal ob als Finanzkrise,

Pandemie oder Umsturz – ist nicht die Revolution. Sondern die Revolution ist das, was sich in den Beziehungsweisen zwischen Menschen vorher geändert hat. Und was sich hinterher weiter ändert.

In der Krise greifen zwar Wissen oder andere Denkweisen auf viel mehr Menschen aus als vorher. Aber die Erfahrung, z. B. in Argentinien, zeigt auch: Verbreiten kann sich nur das, was bereits in der Welt ist, was vorher schon gelebt wird: in Beziehungsweisen, die Räume anderer Selbstverständlichkeit oder auch Halbinseln gegen den Strom bilden.



Friederike Habermann ist Aktivistin, freie Akademikerin und Autorin. Die promovierte Politikwissenschaftlerin forscht und schreibt zu der Verwobenheit von Wirtschaft und Herrschaftsverhältnissen. Zurzeit arbeitet Habermann zu solidarischen Wirtschaftsformen und Vernetzung unter anderem am Commons-Institut. 2018 erschien ihr Buch »ausgetauscht«, eine von mehreren Veröffentlichungen im Ulrike Helmer Verlag.

Von Ehrenamt und Kollaboration

Ein Interview mit  Gereon Kalkuhl

Was bedeutet Ehrenamt für dich persönlich?

Für mich ist das Ehrenamt ein Engagement, um etwas in Umwelt oder Gesellschaft zu verbessern. Aber es ist auch eine Tätigkeit, die einem selbst Spaß machen sollte und bei der man etwas dazulernen kann. Toll ist am Ehrenamt, dass man etwas, was einen stört, direkt verbessern kann.

Ich habe zum Beispiel in der Wikipedia mein Interesse an Schach vertiefen können und viele Artikel zu Schachspielern angelegt oder verbessert. Ich hatte das Erlebnis, dass durch mein Zutun etwas besser wurde. Das war sehr befriedigend für mich. Dann habe ich gemerkt, dass auch noch andere davon profitieren und das hat mich sehr gefreut.

Was ist für dich das Besondere an einem Online-Ehrenamt?

Ein Online-Ehrenamt ist zeitlich und räumlich entgrenzt. Zum Beispiel ist man als Wikipedianer sehr selbstbestimmt, was Arbeitsort und -zeit angeht und kann auch die Regeln des Projekts selbst mitgestalten. Wir brauchen nur einen Internetzugang und können loslegen. Darüber hinaus ist natürlich die Skalierung und Reichweite online viel höher, als es bei einem Offline-Ehrenamt jemals möglich ist: Was ich in der Wikipedia editiere, kann man sofort weltweit einsehen.

Hast du auch ein Offline-Ehrenamt?

Ja, ich bin zum Beispiel Stadtrat. Das gilt als Ehrenamt. Aber ich bin auch Mannschaftsführer in einem Schachverein, Schiedsmann und war Schöffe an einem Landgericht.

Wie viel Zeit investierst du in die Wikipedia?

Seit 2007 in etwa 2–4 Stunden jeden Tag. Ich glaube, ich habe seitdem wirklich fast keinen einzigen Tag ausgelassen.

Kann das Ehrenamt in den Beruf übergehen oder siehst du das klar getrennt?

Das Ehrenamt ist schon ganz anders, weil es hier keinen Druck und keine Vorgaben gibt. Aber natürlich kann man dabei viel lernen, was sich auch in anderen Lebensbereichen oder im Beruf anwenden lässt. Auf die Wikipedia bezogen zum Beispiel die Fähigkeiten des journalistischen und enzyklopädischen Arbeitens oder das Schlichten von Streit zwischen verschiedenen Parteien, zum Beispiel als Administrator. Denn immer wieder muss man ja in der Wikipedia zu Artikelversionen kommen, mit der alle zufrieden sind, das erfordert schon eine ganze Menge Fingerspitzengefühl.

Dabei muss gesagt werden, dass es Ehrenamt, wie wir es hier leben, nicht überall gibt, denn man muss es sich auch leisten können. Da sind wir in Deutschland in einer privilegierten Situation. In vielen afrikanischen Ländern ist das etwa nicht so einfach, da haben die Menschen sehr existenzielle Sorgen.

Würdest du das, was du in der Wikipedia machst, »Arbeit« nennen?

Nein. Eher Kunst. Arbeit ist das, womit ich meinen Lebensunterhalt verdiene. Das muss nicht unbedingt Spaß machen, aber man muss ja irgendwie die Miete zahlen. Aber in meiner Freizeit mache ich Dinge, die mich erfüllen; ich mache Musik oder schreibe und drücke mich dadurch aus.

Wie siehst du die Bedeutung des Ehrenamts in der deutschen Gesellschaft?

Wir haben hier zum einen sehr gute Rahmenbedingungen, allein schon dadurch, dass wir in Deutschland Spenden absetzen können. Dadurch wird ehrenamtliches Arbeiten enorm erleichtert. In Nordmazedonien etwa wird auf Spenden eine Steuer erhoben, die es extrem teuer macht – weshalb kaum jemand spendet. Unsere Wikipedia-Community dort hat große Schwierigkeiten, ihre Projekte zu finanzieren.

Zudem hat das Ehrenamt in Deutschland einen guten Ruf, auch wenn es immer eine Minderheit ist, die ehrenamtlich tätig ist. Dennoch wissen die Menschen um die Bedeutung des Ehrenamts und es wird anerkannt, dass darin ein hoher Wert liegt.

Das Gespräch führte Julia Gebert (Wikimedia Deutschland).



Gereon Kalkuhl engagiert sich seit 2006 in der Wikipedia Community und schreibt unter dem Benutzernamen Gereon K. Auch außerhalb der Wikipedia Community informiert er über digitales Ehrenamt und die Bedeutung von Wikipedia. 2017 und 2019 war Kalkuhl als Strategy Coordinator und Strategy Liaison bei der Wikimedia Foundation tätig und begleitete die Ausarbeitung der Movement Strategy.

Liquid Lobbying



Im windigen Berlin und im verregneten Brüssel begannen vor rund sieben Jahren eine Reihe von Wikimedia-Aktiven, Fragen zu den gesetzlichen Rahmenbedingungen für Freies Wissen zu stellen. Es entstand ein Netzwerk von ehrenamtlich und hauptberuflich engagierten Menschen. Wie ehrenamtliches Engagement in Brüssel Einfluss auf die Politik gewinnt.

Eine feste Adresse für Freies Wissen

Wie ehrenamtliches Engagement in Brüssel Einfluss auf die Politik gewinnt

Ein Essay von  Dimitar Dimitrov

Ganz am Anfang: die quälenden Fragen

Im windigen Berlin und im verregneten Brüssel begannen vor rund sieben Jahren eine Reihe von Wikimedianerinnen und Wikimedianern, Fragen zu den gesetzlichen Rahmenbedingungen für Freies Wissen zu stellen: Welche staatlichen Werke sollten vom Urheberrechtsschutz ausgenommen werden? Wie könnte eine für Fotografen leicht nachzuvollziehende EU-weite Panoramafreiheit* aussehen? Wie kann der Unternutzung kultureller Werke durch eine »digitalisierungsfreundlichere« Gesetzgebung begegnet werden? Wie schärfen wir das Bewusstsein für Netz-Intermediäre wie Wikipedia, die von verschiedenen Regelungen betroffen sind?

* Panoramafreiheit

Die Panoramafreiheit (auch Straßenbildfreiheit) ist eine in vielen Rechtsordnungen vorgesehene Einschränkung des Urheberrechts, die es jedermann ermöglicht, urheberrechtlich geschützte Werke, beispielsweise Gebäude, Kunst am Bau oder Kunst im öffentlichen Raum, die von öffentlichen Verkehrswegen aus zu sehen sind, bildlich wiederzugeben, ohne dass hierfür die Urheberin oder der Urheber des Werkes um Erlaubnis ersucht werden muss.

[Quelle: Wikipedia]

Eine nach Brüssel gesendete Roadmap und ein erstes Big Fat Brussels Meeting brachten die Erkenntnis, dass diese Fragen sowohl national als auch auf europäischer Ebene bearbeitet werden müssen – und zwar dauerhaft. Wie aber sollten wir uns im Irrgarten der Bürokratie zurechtfinden und zugleich mit der Macht der seit Jahrzehnten kontinental organisierten Wirtschaftsinteressen Schritt halten?

Vision »Liquid Lobbying«

Es erschien wenig aussichtsreich, eine politische Interessensvertretung, insbesondere auf EU-Ebene, nur mit Ehrenamtlichen zu betreiben. Prozesse, die sich über Jahre hinziehen, eine Vielzahl relevanter Veranstaltungen, die in der Woche stattfinden – das erfordert enorme zeitliche Ressourcen. Andererseits wäre eine Vertretung aus reinen Brüssel-Profis oder durch eine Consulting-Firma unserer Bewegung und unserer Kultur nicht gerecht geworden. So entschieden wir uns fürs Liquid Lobbying – eine langfristige Kooperation zwischen Wikimedia-Vertreterinnen und

-Vertretern in Brüssel, Freiwilligen und nationalen Chapter-Angestellten, um gemeinsam Positionen zu erarbeiten, die in der EU Gehör finden.

Von der Start-up-Mentalität zum etablierten Stakeholder

Bis Ende 2013 hatten wir nur eine Teilzeitstelle, arbeiteten uns an einer Vielzahl wichtiger netzpolitischer EU-Entscheidungen ab (Urheberrecht, DSGVO, Open Data) – und wurden regelmäßig gefragt, wie es denn WikiLeaks-Gründer Julian Assange ginge. Politisch interessierte Wikimedianerinnen und Wikimedianer kannten sich untereinander kaum, und unser Engagement war ... sporadisch. Hier eine Aktion gegen Netzsperrern, dort, ein Jahr später, eine zu Open Data, gelegentlich die Teilnahme an einer Konsultation. Die größte kontinentale Urheberrechtsreform seit zwei Jahrzehnten stand an – und kaum eine Entscheidungsträgerin oder ein Entscheidungsträger kannte uns.

2020, vor dem Start der nächsten großen netzpolitischen Reform (dem Digital Services Act), gehörten wir bereits zum Kreis jener Gruppen, die vom zuständigen Kommissar zu Gesprächen eingeladen wurden. Inzwischen sind unsere Communitys und Partner in fast allen EU-Ländern mit der nationalen Umsetzung der Urheberrechtsrichtlinie befasst. Zuvor hatten wir

schon erreicht, dass gemeinnützige Online-Dienste keine Uploadfilter einsetzen müssen, und dass Digitalisate von gemeinfreien Werken auch gemeinfrei bleiben. Von »Ein Mann, ein Ort« hat sich unsere Struktur zu »Viele, am liebsten immer und überall« gewandelt. Es entstand und entsteht ein Netzwerk von ehrenamtlich und hauptberuflich engagierten Menschen, die Freiem Wissen eine Stimme in gesetzgeberischen Prozessen verleihen.

Der große nächste Schritt: 27 Mal Urheberrecht national

Es ist spannend, zusammen mit zahlreichen nationalen Aktivistinnen und Aktivisten sowie netzpolitischen Vereinen aus vielen Ländern eine EU-Gesetzgebung zu begleiten. Einen solchen Prozess in 27 nationalen Gesetzgebungsverfahren gleichzeitig koordiniert zu beeinflussen, bedeutet noch mal eine ganz andere Herausforderung. Aber genau daran arbeiten wir zusammen mit unseren Partnerinnen und Partnern aus den Dachverbänden Communia und EDRI (European Digital Rights). Im Idealfall funktioniert Liquid Lobbying wie ein Flaschenzug. Mit nur einem Bruchteil der finanziellen Mittel, die etwa Wirtschaftsverbänden zur Verfügung stehen, kann sich die Zivilgesellschaft so aufstellen, dass ihre Stimme in den EU-weiten Gesetzgebungsprozessen Aussagekraft und Einfluss gewinnt. Das ist vor allem den zahlreichen Ehrenamt-

lichen zu verdanken, die ihre Zeit und Energie in oft mühsame Initiativen stecken.

Die nächste Ebene

Die Interessenvertretungen in Europa teilen sich in zwei Gruppen. Die eine ist nur auf Brüsseler Ebene kampagnenfähig – die andere kann auch in vielen der Mitgliedsstaaten nachhaltig Gesetzgebung verfolgen und dazu Stellungen beziehen. Zur letzteren Gruppe wollen auch wir gehören, entsprechend bauen wir unsere Strukturen aus. Allerdings gibt es – gerade in Bezug auf die nationalen netzpolitischen Communitys – eine klare finanzielle Hürde.

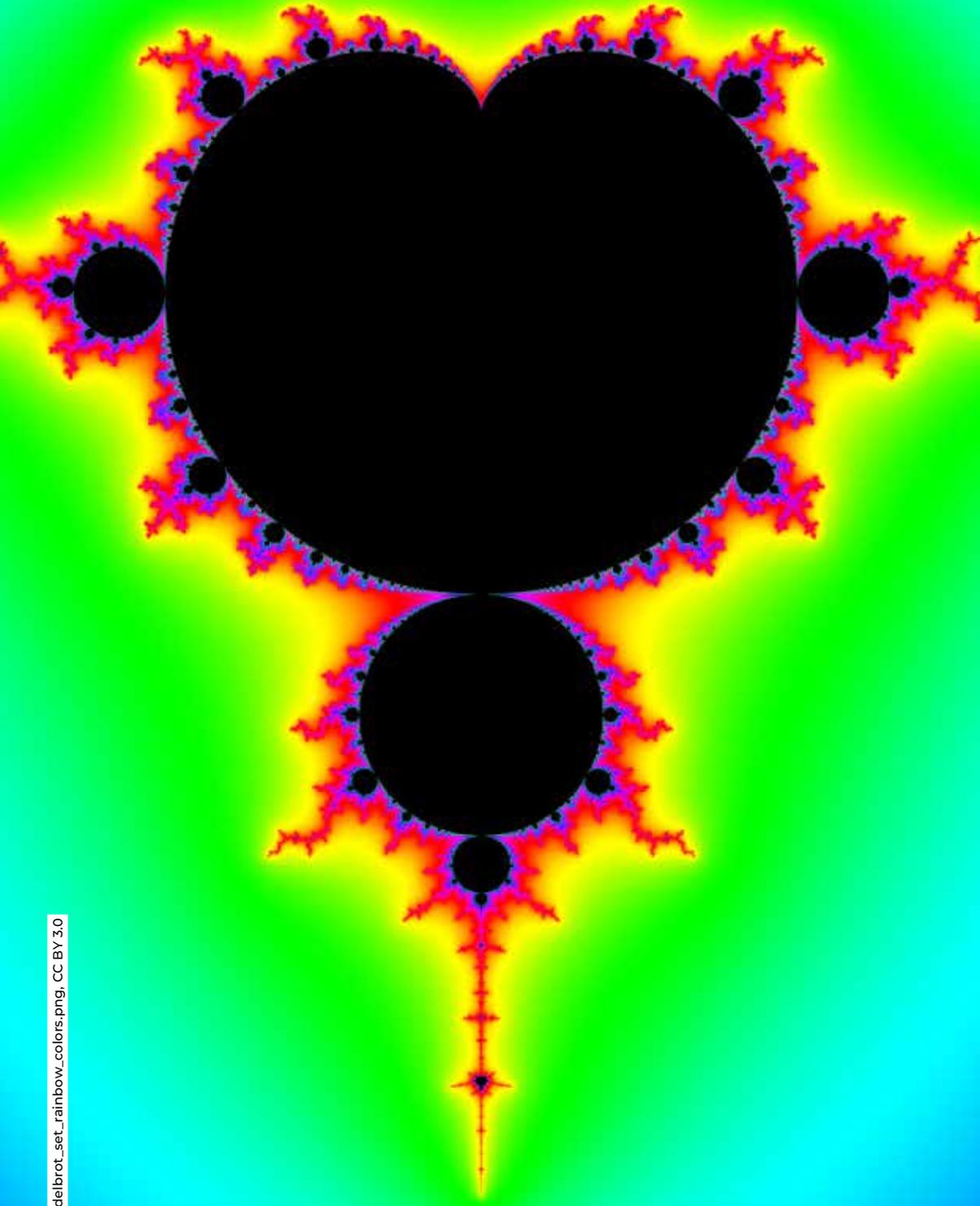
Eine Community, die in ihrem Land ehrenamtlich an einem Projekt wie der Urheberrechtsreform arbeitet, ist vielleicht für rechtliche Beratung, Informationen, Kommunikationsberatung oder kleine Stipendien für eine Broschüre dankbar. Aber wenn sie nachhaltiger arbeiten möchte, stößt sie an Grenzen – und gelangt über Projekthilfe nicht hinaus. Sich durch Spenden oder Mitgliedsbeiträge zu professionalisieren, ist in vielen Ländern keine Option. Wo es aber keine Kernfinanzierung gibt, kann auch keine Struktur wachsen, die sich um die Bürokratie kümmert, während die Ehrenamtlichen sich auf die inhaltliche Arbeit fokussieren. Das führt nicht selten zu Demotivation. Liquid Lobbying kann nur langfristig wirken.

Deswegen werden wir in den kommenden Jahren weiterhin nach Möglichkeiten suchen, netzpolitische Communitys in strukturschwächeren Ländern zu unterstützen. Denn ein zivilgesellschaftliches Netzwerk, das sowohl national als auch europäisch aktiv ist, hilft allen in Europa.



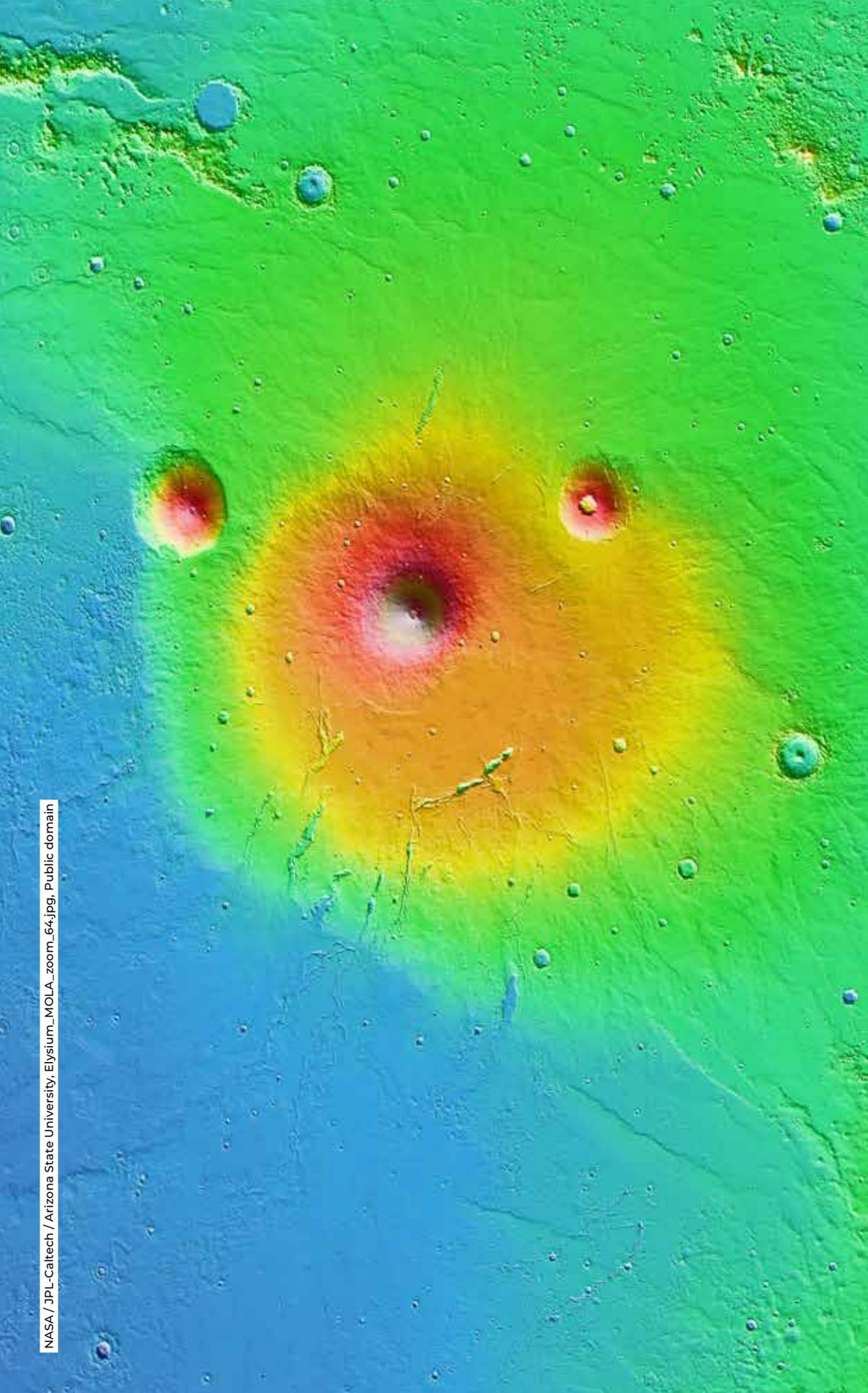
Dimitar Dimitrov ist Politikwissenschaftler und Kosmopolit. Im Wikimedia Movement als Dimi oder The Brussels Guy bekannt, arbeitet er für Wikimedia Deutschland als Teil der Free Knowledge Advocacy Group EU und vertritt die Interessen des Wikimedia Movements auf europäischer Ebene.





»Die meisten haben kein Problem damit, personalisierte Werbung für Schuhe zu bekommen. Aber dass Daten für politische Beeinflussung genutzt werden, das hat die Debatte über soziale Netzwerke deutlich verändert.«

Katharina Nocun



Atem für die Langstrecke

Ein Interview mit  Pavel Richter

Wie hat die Digitalisierung beziehungsweise die Vernetzung der Gesellschaft Interessenvertretung und Lobbying verändert?

Auch im Bereich Lobbying hat die Digitalisierung – oder besser: die digitale Transformation – dazu geführt, dass die Rolle von Gatekeepern dramatisch an Bedeutung verloren hat. Wikipedia ist ein gutes Beispiel dafür. Früher gab es die traditionellen Gatekeeper in Verlagen und Redaktionen, die Enzyklopädien geschrieben haben. Deren Macht aber ist durch die Wissens-Communitys im Netz infrage gestellt – und solche Entwicklungen lassen sich in vielen Bereichen beobachten. Die Folge für das Lobbying ist, dass zumindest in der Theorie mehr Menschen Einfluss auf politische Entscheidungswege nehmen können, die früher keine oder kaum Möglichkeiten dazu hatten. Das ist eine klare Veränderung durch die digitale Transformation.

An welche Entscheidungswege denken Sie zum Beispiel?

An eine ganze Reihe von Online-Petitionen oder Volksbegehren, die früher so nicht funktioniert hätten. Nicht, weil die Themen damals keine Relevanz besessen hätten. Aber Beispiele wie die Volksbegehren »Deutsche Wohnen enteignen«, oder die Initiative gegen die Bebauung des Tempelhofer Feldes in Berlin zeigen, dass es heute

rein technisch einfacher ist, größere Massen an Menschen im Netz zu mobilisieren – auch dank der dramatisch gesunkenen Gemeinkosten, die damit verbunden sind. Man muss keine Flyer mehr drucken, keine Kampagnenstände aufbauen. Stattdessen ist es möglich, in größeren Netzwerken zu kommunizieren und damit schnell und effektiv Unterstützung zu generieren. Masse – selbst simulierte Masse – ist eine wirksame Möglichkeit, Einfluss auszuüben. Das wissen wir aus dem klassischen Lobbying.

Handelt es sich dabei um flüchtigere oder fluidere Crowds im Vergleich zu analogen Zeiten, als Unterstützende mit mehr Aufwand mobilisiert werden mussten?

Ein faszinierendes, wenn auch nicht eins zu eins auf Deutschland übertragbares Phänomen sehen wir in den USA: Dort kann man mit allen Anliegen die eigene Kongress-abgeordnete oder den eigenen Kongress-abgeordneten anrufen. Da bietet sich eine interessante Kombination aus analogem und liquidem Lobbying an – Liquid Lobbying verstanden als dezentrales Netzwerk von ehrenamtlich Lobbyierenden. Nach allem, was man weiß, werden E-Mails von den Büros der Abgeordneten weitestgehend ignoriert. Telefonanrufe hingegen werden registriert und spielen eine wichtige Rolle bei der Erfassung der Meinung der eigenen Basis. Genau das lässt sich organisieren.

Smartes Liquid Lobbying in den USA mobilisiert also analoge Telefonanrufe – mit den Mitteln der Crowd und des Netzwerkes.

Sie waren von 2009 bis 2014 Geschäftsführer von Wikimedia Deutschland. Welche Herausforderungen lagen und liegen darin, eine Interessenvertretung für die Wikipedia-Communitys aufzubauen?

Lobbying – ob analog oder liquid spielt dabei keine Rolle – ist immer Langstrecke. Es ist komplexes Beziehungsmanagement, Beziehungsaufbau, immer wieder Nachhaken und Nachfassen, permanent im Gespräch bleiben. Und das funktioniert natürlich nur, wenn man eine gut geölte Organisation ist. Mir ist in den fünf Jahren als Geschäftsführer immer wieder positiv aufgefallen, wie leicht es für Wikimedia ist, ins Gespräch mit politischen Entscheidungsträgerinnen und Entscheidungsträgern zu kommen. Das hat viel mit der Arbeit der Ehrenamtlichen zu tun und dem guten Ruf, den die Wikipedia genießt. Vielen ist der Unterschied zwischen Wikimedia als Organisation und Wikipedia als Projekt kaum bewusst – aber das spielt keine Rolle, das Entscheidende ist das soziale Kapital, das durch die Wikipedia entstanden ist.

Welche Ressourcen verlangt Lobbying als Langstrecke?

Man muss dabei zwei Schritte unterscheiden. Der erste ist, initiale Aufmerksamkeit zu erreichen. Dafür gibt es im Netz Möglichkeiten, etwa, sich kurzfristig mit einer Hashtag-Kampagne ins Gespräch zu bringen. Allein die Tatsache, dass ein Thema im Netz Wellen schlägt, ist ja für analoge Medien – aber auch für politische Entscheidungsträgerinnen und Entscheidungsträger – relevant. #MeToo ist ein gutes Beispiel. Von den Missständen, die öffentlich gemacht wurden, konnte niemand ernsthaft überrascht sein. Aber durch die Kraft, die Direktheit, mit der die Betroffenen kommuniziert haben, ist eine Wirkung weit über das Netz hinaus erzielt worden. Bloß beginnt nach dem Aufmerksamkeits-Boom eben die Langstrecke, und die ist mühsam. Was es dafür braucht, das ist eine smarte Bündelung ehrenamtlicher Kräfte, die sich über den ersten Impuls hinaus organisieren und an Bord bleiben.

Was ja für viele schon am Zeitaufwand scheitert ...

Deswegen kann es gerade den Ehrenamtlichen helfen, auch den Schulterchluss mit hauptamtlichen Strukturen zu suchen, seien es Stiftungen, seien es Vereine. Gerade bei Leuten, die sich engagieren wollen, wird oft unterschätzt, dass Lobbying mehr

ist, als für eine gute Sache Gutes zu tun. Es braucht Techniken, Erfahrungen, auch die Kenntnis und Akzeptanz von Spielregeln, die nun mal herrschen. Das gilt auch für eine soziale Bewegung wie *Fridays for Future*, der es hervorragend gelungen ist, initiale Aufmerksamkeit zu erreichen. Aber um wirklich Veränderungen zu erreichen, müssen sich die Beteiligten eben langfristig an Lobbystrukturen beteiligen. Für die hauptamtlichen Strukturen wiederum ist es essenziell, die besondere Motivation, die Bedürfnislagen und die Anforderungen von ehrenamtlichen Strukturen nicht nur zu kennen, sondern zu respektieren und die eigene Arbeit entsprechend anzupassen.

Hat die Idee des Liquid Lobbying, wie es die Free Knowledge Advocacy Group EU erprobt, auch in anderen Bereichen eine Zukunft?

Absolut. Wikipedia ist auch hier das beste Beispiel dafür, dass wir eine Aufgabe vollständig selbstorganisiert angehen können. Ohne Hierarchien, ohne Vorgaben, und in Verbindung mit hauptamtlichen Strukturen. Das macht Wikipedia einzigartig – aber auch zum Ansporn für Menschen, die sich anderen Aufgaben stellen wollen. Auch beim Klimawandel, bei der Pandemiebekämpfung, bei der Bekämpfung sozialer Ungleichheit und des globalen Hungers können und müssen wir nicht darauf warten, dass es die *Politik* für uns regelt, oder

dass *die Lobbyisten* für uns streiten. Das gibt mir Hoffnung für die großen Herausforderungen, vor denen wir heute stehen.



Pavel Richter studierte Politikwissenschaft, Geschichte und Öffentliches Recht und arbeitet seit vielen Jahren an der Schnittstelle von Internet und Gemeinwohl. Von 2009 bis 2014 baute er als Geschäftsführer Wikimedia Deutschland zum weltgrößten Wikimedia-Verein aus und war anschließend CEO der Open Knowledge Foundation. Seit 2018 leitet er die Digitalstrategie des Bundesverbands Deutscher Stiftungen. Er ist Autor von »Die Wikipedia-Story. Biografie eines Weltwunders«.

M

Macht der Daten

In der Pandemie ist sehr deutlich geworden, was auch vorher schon ein Problem war: Wir nutzen viele Dienste, die nicht sorgsam mit unseren Daten umgehen, weil sie im jeweiligen Moment einen kurzfristigen Mehrwert versprechen. Wissen und Wirken: Wer hat die Datenmacht in der freien Gesellschaft?

Wissen und Wirken

Wer hat die Datenmacht in der freien Gesellschaft?

Ein Interview mit  Katharina Nocun

Brauchen wir eine Neubewertung darüber, welche Daten wir von uns preisgeben?

Katharina Nocun: In der Pandemie ist sehr deutlich geworden, was auch vorher schon ein Problem war: Wir nutzen viele Dienste, die nicht sorgsam mit unseren Daten umgehen, weil sie im jeweiligen Moment einen kurzfristigen Mehrwert versprechen, auf den wir angewiesen sind – oder weil schlichtweg die Alternative fehlt. Dieses Problem sollte man aber nicht auf den einzelnen Menschen abwälzen, der aufgrund einer Marktmachtsituation im Zweifelsfall keine Wahl hat. Sondern wir als Gesellschaft müssen gute Datenschutzregelungen finden. Bürgerinnen und Bürger müssen darauf vertrauen können, dass ein hoher europäischer Datenschutzstandard sicherstellt, dass Datensammlungen nicht ganz so übergriffig ausfallen. Was mir im Kontext der Pandemie aber mehr Sorgen macht, ist die Diskussion um die Corona-Warn-App.

Inwiefern?

Vor allem in Talkshows wurde ja immer wieder zur Debatte gestellt, ob man den Datenschutz nicht aufweichen müsse – dann würde die App auch besser funktionieren. Da schien mir die Vorstellung zu herrschen, Technik sei eine Art von Magie. Es war kaum Verständnis dafür zu erkennen, was sie zu leisten imstande ist und was überzogene Erwartungen sind. Tatsächlich wird eine App diese Pandemie leider nicht besiegen. Und wenn man Abstriche beim Datenschutz machen würde, wären viele Menschen noch skeptischer, der App überhaupt ihre Daten anzuvertrauen. Solche Forderungen haben dem Vertrauen in die App massiv geschadet. Mich als Datenschützerin hat das wütend gemacht.

Weil in solchen Debatten der Datenschutz gegen das vermeintlich größere Wohl ausgespielt wird?

Es gab in den vergangenen Jahren viele Beispiele dafür, welche toxischen Nebenwirkungen unkontrollierte Datensammlungen

haben können. Ich erinnere da gern an den Cambridge-Analytica-Skandal*, der selbst Menschen, für die Datenschutz sonst nicht das wichtigste Thema war, die Augen geöffnet hat: Mit Datensammlungen können Anbieter die Anfälligkeit einer Person für Werbung identifizieren und ausnutzen. Die meisten haben kein Problem damit, personalisierte Werbung für Schuhe zu bekommen. Aber dass Daten für politische Beeinflussung genutzt werden, zudem noch im Kontext einer Kampagne, die gezielt mit Falschinformationen und hasserfüllten Inhalten arbeitete – das hat die Debatte über soziale Netzwerke und personalisierte Werbung nachhaltig verändert.

Wo droht der Wert unserer Grundrechte beim Thema Daten ins Hintertreffen zu geraten?

Beim Einsatz von künstlicher Intelligenz. KI hat das Potenzial, unser Leben in vielen Bereichen zu verbessern, und schneller Ergebnisse zu liefern, als es Menschen tun könnten. Das reicht von der Genom-Analyse bis zu selbstfahrenden Autos. Die entscheidende Frage ist: Wie stellen wir sicher, dass Algorithmen, denen wir Verantwortlichkeiten von großer Tragweite überlassen, auch gute Entscheidungen treffen? Gerade bei selbstlernenden Systemen ist es wichtig, sich die Datenbasis genau anzuschauen. Denn wenn ein System beispielsweise mit Daten gefüttert wird, die eine klare Be-

*Cambridge Analytica
Cambridge Analytica (CA) war ein 2014 von der britischen SCL Group gegründetes Datenanalyse-Unternehmen, das im Mai 2018 Insolvenz anmeldete. Es hatte seinen Hauptsitz in New York City und sammelte und analysierte in großem Stil Daten über potenzielle Wähler mit dem Ziel, durch individuell zugeschnittene Botschaften das Wählerverhalten zu beeinflussen (Mikrotargeting).
[Quelle: Wikipedia]

nachteiligung von Frauen im Job zugrunde legen, dann werden diese Systeme die Diskriminierung lernen, aufnehmen und reproduzieren. Genau wie ein Kind. Es ist wichtig, dass wir über die Verantwortung von Unternehmen, aber auch staatlicher Stellen sprechen, die solche Systeme nutzen oder an ihrer Entwicklung beteiligt sind.

Wie könnten diesbezüglich Transparenz und gegebenenfalls Sicherungsmechanismen geschaffen werden?

Man könnte über Transparenzpflichten für Unternehmen nachdenken, sodass sie bis zu einem gewissen Grad offenlegen müssten, auf welchen Grundlagen diese Technologie fußt. Es existieren auch bereits Konzepte aus der Wissenschaft, wie man das Risiko von Diskriminierung auf Basis von Daten gering halten kann. Ich sehe jedoch das Problem, dass dieses Thema für nicht wichtig genug gehalten wird. Datenschützerinnen und Datenschützer stehen ja schnell im Verdacht, sie seien technikfeindlich. Aber damit hat das nichts zu tun. Ich finde es vielmehr naiv zu glauben, dass Gewinnzwänge oder werbegetriebene Businessmodelle von Unternehmen stets die beste technische Lösung hervorbringen.

Sehen Sie die Chance auf einen Bewusstseinswandel?

Ich glaube, wir werden erst in zehn, zwanzig Jahren erkennen, welche Bedeutung dem Datenschutz in einer Informations-Ökonomie zukommt. Diskriminierung aufgrund von Daten könnte in Zukunft Standard sein. Es wird erfasst, wer zu einkommensstarken, wer zu einkommensschwachen Gruppen gehört, wer wegen Erkrankungen online nach bestimmten

Begriffen gesucht hat. Basierend auf solchen Daten können Nutzerinnen und Nutzer Nachteile erfahren. Deswegen ist es wichtig, dass wir schon jetzt dieses Schadenspotenzial erkennen und klare Grenzen ziehen, auch wenn dies mit der Gewinnmaximierungsabsicht einiger Unternehmen in Konflikt steht.

Wo sonst müssen wir aufpassen, wenn es um Bereiche wie Überwachung und Datenspeicherung geht?

Es ist ein Unterschied, ob der Staat Informationen über seine Bürgerinnen und Bürger sammelt oder ob ein Privatunternehmen das tut. Wenn es um Unternehmen geht, habe ich die Möglichkeit, mich für einen anderen Dienst zu entscheiden oder ganz zu verzichten. Beim Staat liegt die Sache anders, er hat ja auch das Gewaltmonopol. Von daher ist es besonders wichtig, ein Auge darauf zu werfen, auf welche Daten Behörden zugreifen dürfen. Was mir Sorge bereitet sind Fälle, in denen Sicherheitsbehörden Geräte hacken, wofür auch Informationen über technische Sicherheitslücken angekauft werden. Statt dafür zu sorgen, dass diese Lücken nicht länger ein Risiko darstellen, halten die Behörden sie geheim – und treiben nebenbei noch den Marktpreis dafür in die Höhe, sodass es noch unwahrscheinlicher wird, dass jemand sie den Anbietern meldet.

Beobachten wir eine Entwicklung weg vom Technikenthusiasmus hin zur kritischen Zurückhaltung?

Nein. Datenschutz und Technikenthusiasmus schließen sich nicht aus, es geht vielmehr um eine nachhaltige Form von Digitalisierung. Eine solche Wende bräuchte

es auch beim Thema Open Source. Immer mehr Behörden und staatliche Stellen in ganz Europa setzen zunehmend auf freie Softwarelösungen, unter dem Motto »Public Money, Public Code«. Das ermöglicht auch Synergieeffekte zwischen Behörden. Wenn eine Software entwickelt wurde, beispielsweise die Tourismus-App einer Stadt, lässt sie sich dank der freien Lizenz auch in anderen Städten einsetzen. So können ganz neue Kooperationen entstehen, teilweise über Ländergrenzen hinweg. Damit sparen alle Seiten Geld, und man gewinnt eine größere Nutzerbasis, die auch hilft, Fehler zu finden und auszubügeln. Es gibt mittlerweile Guidelines für Behörden: Wie setze ich freie Software richtig ein? Das stimmt mich schon positiv.



Katharina Nocun ist Publizistin, Politik- und Wirtschaftswissenschaftlerin, ehemalige Netzaktivistin, Bloggerin und Politikerin. Sie war von Mai bis November 2013 politische Geschäftsführerin der Piratenpartei Deutschland und leitete bei Campaign unter anderem die Kampagne »Schutz für Edward Snowden in Deutschland«.

Verstehen, wie die Welt zusammenhängt

Ein Interview mit  Jens Ohlig

Wo geht der datenpolitische Diskurs gegenwärtig in die richtige Richtung?

Beim Thema Dateneigentum sind wir auf dem richtigen Weg. Das sah schon mal anders aus, zum Beispiel wurde debattiert, wem eigentlich die Daten gehören, die während einer Autofahrt anfallen – über den Zustand der Straße, Stauaufkommen und Ähnliches. Autos sind heute ja rollende Computer. Gehören diese Daten den herstellenden Firmen – oder den Autofahrerinnen und Autofahrern? Und das ist die falsche Frage. Ich kann ja auch nicht den Anspruch auf eine Temperaturmessung erheben, bloß weil ich sie mit meinem Thermometer durchgeführt habe. In der jüngsten Datenstrategie der Bundesrepublik gehen die Überlegungen nun eher von dieser Richtung weg. Dafür entstehen neue Ideen wie Datentreuhänder, die man im Auge behalten sollte.

Wo sehen Sie problematische Entwicklungen?

Ein Beispiel: Es gibt in der EU, anders als in allen anderen Jurisdiktionen der Welt, ein Sui-generis-Recht für Datenbanken. Diese Richtlinie wurde 1996 eingeführt, in der Erwartung, dass so etwas wie eine europäische Datenbankindustrie entstehen würde. Konkret bedeutet das: Wenn ich gemeinfreie Daten in einer Datenbank zusammenfüge, dann erwerbe ich durch diesen kura-

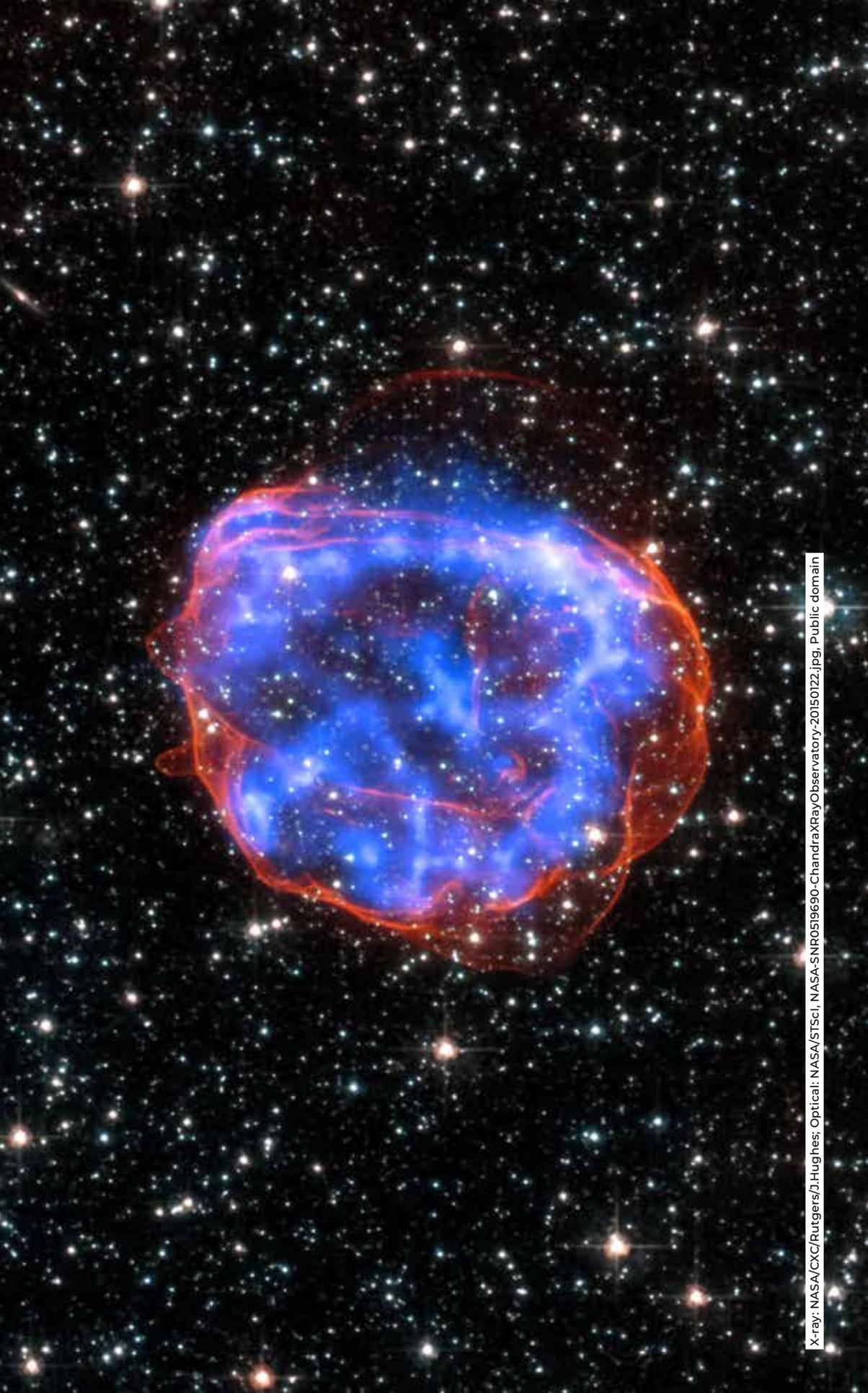
torischen Akt eine Art Urheberrecht auf die Zusammenstellung. Dabei bleibt der Begriff »Datenbank« schwammig. Wo immer ich einen Datenhaufen ansammele – so steht es wirklich im Gesetz, »Datenhaufen« –, ob im Computer oder auf Papier gedruckt, kann das als Datenbank verstanden werden. Diese Richtlinie hängt wie ein Damoklesschwert über unserer freien Datensammlung.

Wo sehen Sie die größten Potenziale in der »Verdatung« unseres Lebens?

Letztendlich verstehen wir besser, wie die Welt zusammenhängt. Seit der Aufklärung gibt es Bestrebungen, Bibliotheken aufzubauen. Im 19. Jahrhundert ist die Informationswissenschaft dazugekommen, mit dem Wunsch, Wissen zu kategorisieren und zu verknüpfen. Heute tragen wir alle kleine Computer und Datensammelgeräte mit uns herum. Es braucht eine Aushandlung – rechtlich und gesellschaftlich – wie die Datenmengen, die dabei anfallen, eben nicht nur in den Silos der Großkonzerne landen, sondern der Allgemeinheit zugutekommen können. Da stehen wir noch ganz am Anfang.

Welche Rolle spielt Open Data in Ihrer Vision vom Netz der Zukunft?

Schon demokratietheoretisch halte ich offene Regierungsdaten für eine Selbstverständlichkeit. Wir haben Datenschutz





»Wir müssen im Netz ein grundsätzliches Problem angehen: das Geschäftsmodell ›pseudo-gratis gegen Daten«. Das ist die Wurzel von sehr vielen Übeln.«

Rena Tangens



für Bürgerinnen und Bürger, aber keine maschinenlesbare Regierung. Ein tolles Community-Projekt wie »kleineAnfragen« – das die Anfragen an Parlamente gesammelt und zu jedem Thema durchsuchbar gemacht hat – musste wieder aufgeben, weil die Dokumente nicht so zur Verfügung gestellt wurden, dass sie maschinell zu verarbeiten waren. Dabei sollte all das, was letztlich mit unseren Steuergeldern bezahlt wird, im Netz für Wissensgenerierung zur Verfügung stehen.

Und welche Rolle spielt die Software Wikidata?

Wikidata ist ein größenwahnsinniges Projekt, bei dem es letztendlich darum geht, die Summe des menschlichen Wissens zu katalogisieren, in strukturierten Daten abzubilden. Das wird sicherlich nicht in den kommenden drei Jahren vollendet, vielleicht sogar niemals – aber es kann eine Grundlage schaffen. Tim Berners-Lee, der Begründer des World Wide Web, hat das Projekt gelobt, der Traum vom Semantischen Web* sei dadurch greifbarer geworden. Wir können ein besseres Leben

durch Technologie und freie Daten erreichen, wenn wir nur wollen. Wenn wir nicht Plattformen, die nur auf Profitmaximierung aus sind, mehr Rechte einräumen als dem Gemeinwohl.



Jens Ohlig ist Projektmanager bei Algorithmwatch und betreut das Projekt SustAln – Sustainability Index for AI. Zuvor war Jens Ohlig acht Jahre lang bei Wikimedia Deutschland beschäftigt, wo er sich auf Community-Kommunikation, Datenpartnerschaften und Datenspenden für Wikidata konzentrierte. Im Jahr 2012 war er Teil des initialen Teams, das Wikibase entwickelte, die Software, auf der Wikidata aufbaut. Vor seiner Tätigkeit als Softwareentwickler studierte er Übersetzung und Sprachen. Er war im Vorstand des Chaos Computer Clubs und unterstützt diverse Hackspaces.

*Semantic Web: Das Semantic Web erweitert das Web, um Daten zwischen Rechnern einfacher austauschbar und für sie einfacher verwertbar zu machen; so kann beispielsweise das Wort »Bremen« in einem Webdokument um die Information ergänzt werden, ob hier der Begriff des Schiffs-, Familien- oder Stadtnamens gemeint ist.
[Quelle: Wikipedia]

N

Niemandland

Eigentlich passt alles, was man über soziale Netzwerke und Verantwortung wissen muss, in einen einzigen Satz: Sei kein arschloch! So einfach diese Regel klingt – wie diverse Beispiele zeigen, ist es in der Praxis doch komplizierter. Versuch einer Anleitung.

One size fits all?

Welche Verantwortung geht mit Reichweite auf Social Media einher?

Ein Essay von  Eva Horn

Eigentlich passt alles, was man über soziale Netzwerke und Verantwortung wissen muss, in einen einzigen Satz: Sei kein Arschloch! Für den Fall, dass es jemand noch etwas konkreter mag: Schreibe nichts, was du nicht auch vor 50 Leuten auf einer Bühne mit deinen Eltern im Publikum sagen würdest. Erdacht habe ich diese weisen Worte allerdings nicht selbst, sondern sie stammen von Torsten Beeck und Ayla Kiran, meinen (ehemaligen) Vorgesetzten beim SPIEGEL.

Man darf jede Menge Dinge sagen. Aber man hat kein Recht darauf, dass einem niemand widerspricht

So einfach diese Regel klingt – wie diverse Beispiele zeigen, ist es in der Praxis doch komplizierter. Der Versuch einer Anleitung:

Mit der Verantwortung in den sozialen Netzwerken ist das so eine Sache. Das »Wird-man-ja-wohl-noch-sagen-Dürfen« ist mittlerweile zum geflügelten Wort geworden – dabei geht es meistens darum, legitime Kritik an den eigenen Äußerungen

abschmettern zu wollen. Denn es ist nun einmal so: Man darf als Privatperson in sozialen Netzwerken (und auch im sogenannten Real Life) jede Menge Dinge sagen (sofern sie keinen Straftatbestand darstellen, was allerdings auch erst einmal von jemandem angezeigt und in der Folge von einem Gericht entschieden werden müsste). Aber man hat kein Recht darauf, dass einem niemand widerspricht. Und man hat auch nicht das Anrecht darauf, dass aus einer Äußerung keine Konsequenzen folgen. Dies gilt zum Glück für jeden Nutzenden – unabhängig von der Größe der Accounts.

Eigentlich, und das ist ja eine der schönen Sachen an diesen sozialen Netzwerken, gibt es kein groß und klein. Alle können ihre Meinung, ihre selbstgemalten Bilder oder sonstige Ergüsse ins Netz stellen – ein freies Internet ist da sehr demokratisch. Dieser Umstand hat in der Vergangenheit dazu beigetragen, dass marginalisierte Gruppen, die sonst eher wenig Zugang zur Öffentlichkeit haben, über die sozialen Netzwerke mehr Aufmerksamkeit für ihre Anliegen gefunden haben. Die Beispiele sind zahl-

reich, Hashtags wie #MeToo (sexualisierte Gewalt), #MeTwo (Rassismuserfahrungen), #NotJustSad (Depressionen) sind vielleicht hierzulande die bekanntesten. Und es ist gut, dass diese Gruppen zusehends die Aufmerksamkeit bekommen, die ihnen zusteht. Auch wenn nicht alle alten Player damit umgehen können, dass sich plötzlich neue Stimmen erheben.

Vielen Nutzenden fehlt bis heute das Rüstzeug, seriöse von unseriösen Quellen zu unterscheiden

Warum müssen wir uns diese Gedanken überhaupt machen? Neben vielen positiven Errungenschaften haben die sozialen Netzwerke auch eine dunkle Seite – und die ist ziemlich mächtig. Ob Hass im Netz, Stalking oder auch das massenhafte Verbreiten von Fake News, die Probleme sind massiv und die Schäden für die Opfer immens. Im Netz »geborene« Verschwörungstheorien oder -ideologien wie QAnon* sind nur auf den ersten Blick lustig, auf den zweiten Blick sind sie zersetzend bis gefährlich – und vielen Nutzenden fehlt bis heute das Rüstzeug, seriöse von unseriösen Quellen zu unterscheiden. Wie auch, wenn selbst

etablierte Medienhäuser immer wieder auf die Tricks von besonders gut organisierten Kleinstgruppen hereinfallen. Da wird beispielsweise in einer Telegram-Gruppe dazu aufgerufen, bei einem Fernsehsender anzurufen und sich über eine Sendung zu beschweren. Eine ungeschulte Redaktion, die sonst nie angerufen wird, erkennt möglicherweise nicht, dass es sich um eine konzertierte Aktion einer kleinen Gruppe handelt, und wähnt sich im Shitstorm.

Eine Verantwortung für unsere Accounts haben wir alle, egal, ob sie groß oder klein sind

Dies ist kein Aufruf dazu, legitime Kritik zu unterlassen und nicht mehr zum Telefon zu greifen, im Gegenteil. Wir machen alle Fehler und es ist gut, wenn wir darauf hingewiesen werden, damit wir sie korrigieren und aus ihnen lernen können. Doch es gibt keinen Grund, sich für richtige Entscheidungen zu entschuldigen oder zurückzuziehen. Und hier gibt es natürlich schon einen Unterschied zwischen reichweitenstarken und reichweiteschwachen Accounts. Von reichweitenstarken Accounts, insbesondere bei Medienhäusern, sollte man erwarten können, dass sie professionell agieren und Menschen beschäftigen, die sich mit sozialen Netzwerken auskennen und ihre Funktionsweise verstehen. In der Praxis sind viele Social-Media-Teams aber unterbesetzt, und in den Redaktionen fehlt es an

* QAnon
QAnon oder kurz Q nennt sich eine mutmaßlich US-amerikanische Person oder Gruppe, die seit 2017 Verschwörungstheorien mit rechtsextremem Hintergrund im Internet verbreitet. Das Pseudonym bezeichnet seitdem auch diese Verschwörungsthesen.
[Quelle: Wikipedia]

diversem Personal, welches in der Lage ist, zu entscheiden, was ein Fehler ist, wie man ihn korrigieren sollte, wie man im Jahr 2020 kommuniziert – und was aufgebauschte Empörung ist. Aber eine Verantwortung für unser Tun haben wir alle, egal, ob große oder kleine Accounts, egal, ob online oder offline.



Eva Horn ist Journalistin und arbeitet seit 2016 bei SPIEGEL ONLINE im Ressort Social Media. Sie studierte Politikwissenschaft, Geografie und Germanistik in Münster und Barcelona. Horn arbeitete zuvor u. a. als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Landtag von Baden-Württemberg und im Europaparlament. Auf Twitter ist sie als habichthorn zu finden.

Deswegen sollte man sich die folgenden drei Punkte zu Herzen nehmen:

1. Quellen checken und im Zweifelsfall nachrecherchieren.
2. Provozierenden Menschen keine Aufmerksamkeit schenken (kurz gesagt: Stop making stupid people famous).
3. Kontext liefern, wenn man etwas weiterverbreitet.

Die Prophetie des Albus Dumbledore

Ein Interview mit  Rena Tangens

Ein Internet ohne Beschränkungen – das war die Utopie der frühen Netz-Bewegung. Wieso geht es am Ende eben doch nicht ohne Regeln?

Die Idee war Freiheit. Nicht: Regellosigkeit. Das ist ein Unterschied. Freiheit bedeutet nicht, dass ich alles herausposaunen muss, was mir durch Kopf geht. Vor allem bedeutet es nicht, dass Äußerungen keine Konsequenzen haben dürften. Ich finde den Begriff »Niemandland« für das Netz deswegen auch nicht passend, »Neuland« trifft es viel besser. Die Häme, die Angela Merkel entgegengeschlagen ist, als sie gesagt hat, das Internet sei für uns alle Neuland, halte ich für Besserwissertum und Arroganz. Ein bisschen mehr Demut und Einsicht, dass wir alle die Wahrheit nicht gepachtet haben, wäre angebrachter.

Sie selbst sind eine Pionierin des Netzes. Trotzdem sprechen Sie von Neuland?

Wir müssen immer noch ausprobieren, was funktioniert und was nicht, an welchen Stellen wir regulieren und eingreifen müssen. Als wir das Z-Netz aufgebaut haben, Ende der 80er-Jahre, war das Wort »Internet« noch nicht wirklich bekannt. Aber es gab schon damals nicht nur technische Standards, wie Daten zwischen verschiedenen Mailbox-Servern ausgetauscht wurden, sondern auch eine grobe Übereinkunft, wie

man miteinander klarkommen sollte. Es existierten also von Anfang an Regeln. Der Unterschied ist, dass wir in den frühen Zeiten mehr Handhabe hatten, sie selbst zu setzen. Indem wir beim Zerberus-Mailbox-Programm die Funktionen gestaltet haben, haben wir auch einen Kommunikationsrahmen errichtet – und an vielen Stellen dafür gesorgt, dass es friedlicher lief. Wir haben außerdem sichergestellt, dass die E-Mails in den persönlichen Postfächern verschlüsselt waren, mit dem Passwort der jeweiligen Teilnehmenden. Ebenfalls Regeln, in diesem Fall für den Schutz der privaten Kommunikation auf technischer Ebene.

Wie glückt so ein respektvolles Miteinander im Netz?

Natürlich gab es auch im Z-Netz heftige Auseinandersetzungen. Zum Beispiel im Brett Politik. Vor allem eine Person hat dort immer wieder rechte Ansichten, provokativ verpackt, gepostet. Die anderen haben sich daran abgearbeitet und versucht, diesen Menschen zu überzeugen. Der hatte aber natürlich gar kein Interesse an einem ernsthaften Diskurs, seine Absicht war ein Schaukampf für die Galerie. Wir wollten die Person aber auch nicht unkommentiert weiteragieren lassen. Also haben wir im Brett Politik einen Text verfasst und erklärt, dass wir nicht weiter auf ihn eingehen werden, weil wir uns die Themen nicht diktieren lassen wollen. Diesen Text haben alle

im Politik-Brett Aktiven unterschrieben und er ist automatisch jede Woche einmal versendet worden, damit auch Neue ihn mitbekommen. Das hat ziemlich gut funktioniert.

Schon vor 20 Jahren haben Sie den Begriff »Datenkrake« geprägt. Ist das Bild für Sie noch stimmig – und falls ja, wer sind heute die Kraken, vor denen wir uns am meisten in Acht nehmen müssen?

Für mich ist der Begriff noch treffend, weil er nicht so eindeutig abwertend ist wie »Datenverbrecher« oder Ähnliches. Beschrieben wird damit der Versuch, an vielen Stellen etwas einzusammeln, das Bild transportiert etwas Unheimliches – ich weiß nicht genau, wann und wo der nächste Arm plötzlich hingreift –, es beinhaltet aber auch den Respekt vor diesen ausgesprochen ästhetischen und intelligenten Tieren. Auch Datenkraken sind oft faszinierend, trotzdem müssen wir ihnen an vielen Stellen Einhalt gebieten. Zum Beispiel dort, wo Firmen sich viele Rollen gleichzeitig anmaßen: unverzichtbare Infrastruktur für alle zu sein, außerdem Medium und Werbeagentur. Diese Machtkonzentration finde ich in einer Demokratie absolut inakzeptabel. Wir haben schon 2013 Google einen »BigBrotherAward« verliehen – nach langer und gründlicher Recherche.

Was gab den Ausschlag dafür?

Google ist für mich eine der größten Datenkraken, nicht nur, weil der Konzern aus so vielen verschiedenen Quellen Daten sammelt und zusammenwirft, verarbeitet und kategorisiert. Google bestimmt auch, was relevant ist, allein schon durch die Gestaltung der Suchergebnisse. Das bedeutet ein unglaubliches Potenzial für Manipulation. Aber es geht ja noch weiter. Google hat sehr viel Macht auch über Technik. Die meisten Leute verändern wahrscheinlich nie ihren DNS-Server, der bei Google die Standard-Einstellung ist. Google hat außerdem das Betriebssystem Android, auf dem die meisten Smartphones mittlerweile laufen. Sie haben Chrome, den Browser, der die größte Verbreitung hat. Auch in den Medien mischt der Konzern mittlerweile an vielen Stellen mit. Weil zum Beispiel Zeitungen darunter leiden, dass Google und Facebook ihnen das Werbegeschäft weggeschnappt haben, sind sie nicht selten froh, wenn Google ihnen Projekte finanziert. Natürlich schreibt der Konzern keine redaktionellen Inhalte vor. Was da passiert, nennt man im PR-Bereich »Landschaftspflege«. Man macht sich Leute gewogen und schafft Abhängigkeiten. Niemand beißt die Hand, die einen füttert.

Seit der Gründung des Vereins Digitalcourage 1987 ist viel passiert. Trotzdem sprechen und streiten wir über ähnliche Themen wie damals: die Rolle des Datenschutzes, die Notwendigkeit sinnvoller Regulierung. Wo sehen Sie positive Entwicklungen?

Es gibt einen schönen Ausspruch von Albus Dumbledore aus dem vierten Harry-Potter-Band: ›Die Zeit wird kommen, da ihr euch entscheiden müsst zwischen dem, was richtig ist, und dem, was bequem ist.‹ Das Wichtigste ist das Gefühl, etwas verändern zu können, sich nicht einreden zu lassen, es sei sowieso zu spät, an den Strukturen zu rütteln. Wir haben Zehntausende von Menschen für die »Freiheit statt Angst«-Demos in Berlin und anderen Städten auf die Straße gebracht, das waren die größten Demos seit den 80ern zu Volkszählungszeiten. Was aber die Aufgabe ist: Alternativen anzubieten. Dafür müssen wir aktiv sorgen. Wir brauchen einen europäischen Suchindex, damit es andere Suchmaschinen geben kann. Das ist eine große Aufgabe. Ich stelle mir ein öffentlich-rechtliches Modell vor, und zwar ein gesamteuropäisches. Das heißt eben nicht, dass wir eine europäische Suchmaschine brauchen. Aber einen Index, der Innovation und Wettbewerb wieder möglich macht.

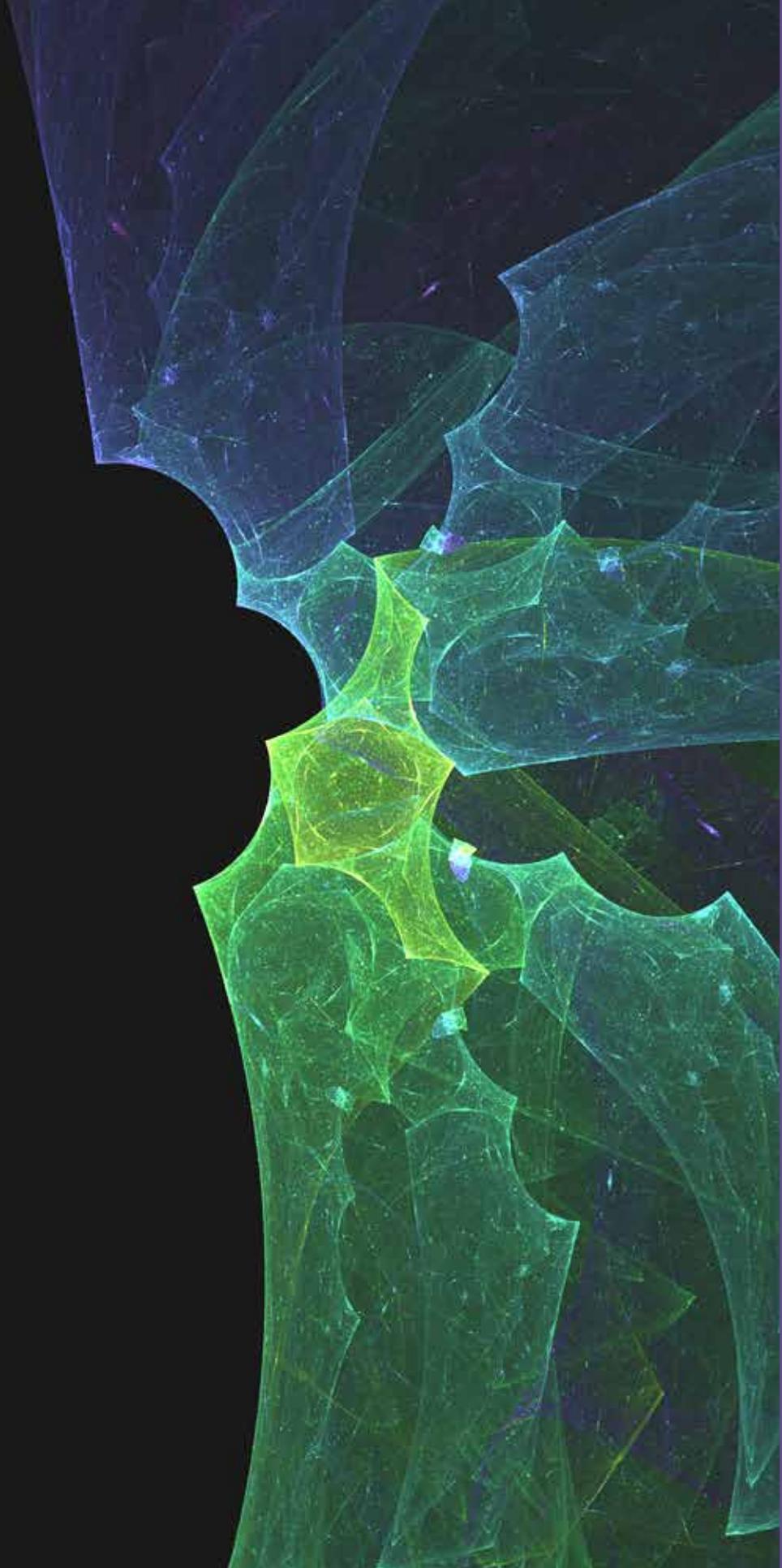
Was bleibt die größte Baustelle?

Wir müssen im Netz ein grundsätzliches Problem angehen: das Geschäftsmodell »pseudo-gratis gegen Daten«. Das ist die Wurzel von sehr vielen Übeln. Als wir im Z-Netz die Mailboxen betrieben haben, waren Telefonkosten noch sehr hoch. Hat die Box mit einer anderen Stadt telefoniert, war das nicht mehr Ortstarif, sondern der Zähler tickerte. Deswegen haben Leute für die Mailbox bezahlt. So konnten wir gemeinschaftlich die Infrastruktur finanzieren – und zugleich fühlten sich auch alle mit verantwortlich. »Pseudo gratis« meint eben auch, dass Algorithmen darauf angelegt sind, Leute möglichst lange auf der jeweiligen Plattform zu halten, was man bei Youtube besonders stark merkt. Und Aufmerksamkeit wird dadurch gebunden, dass immer kontroversere, radikalere Inhalte angezeigt werden. Ich wünsche mir eine Suchmaschine, die meinerwegen auch gerne kostenpflichtig ist, mir dafür aber nicht hinterherspioniert oder versucht, mich zu beeinflussen. Denn der Überwachungskapitalismus schadet der Demokratie.



Rena Tangens ist Datenschutzaktivistin, Internet-Pionierin und Künstlerin. 1984 rief sie gemeinsam mit padeluum das Kunstprojekt Art d'Ameublement ins Leben, gründete 1988 gemeinsam mit Barbara Thoens die Haecksen, ein Zusammenschluss weiblicher Mitglieder des Chaos Computer Clubs. Tangens ist Mitbegründerin und Vorsitzende des Grundrechte- und Datenschutzvereins Digitalcourage, Ehrenmitglied des Chaos Computer Clubs und unterstützt die überwachungskritische Datenschutzdemonstration Freiheit statt Angst.





»Wenn der Staat
Daten sammelt –
außer es sind
durch Datenschutz
abgedeckte
Informationen –
dann sollten sie per
Definition offen sein.«

tante



Die Open-Bewegungen haben viel erreicht. Teile der Verwaltung suchen mittlerweile den intensiven Austausch mit Gruppen des digitalen Ehrenamts, während Politik häufiger zum Innovationstheater lädt. Aber was haben die Open-Bewegungen erreicht? Wo haben sich die gesellschaftlichen Parameter tatsächlich verschoben – zu mehr »Open«?

Open für alle?

Ein Gespräch mit  Christine Kolbe  und Arne Semsrott

Was haben die Open-Bewegungen erreicht?

Christine Kolbe: Seit wir vor zwölf Jahren mit Open Everything gestartet sind, ist in vielen Bereichen Großes entstanden: im Open-Data-Bereich, auch mit Wikimedia in Deutschland. Die Open-Education-Bewegung, für die ich mich in den vergangenen Jahren verstärkt engagiert habe, verzeichnet ebenfalls Erfolge, gerade auf der Ebene der Schulen, die durch ihre Verankerung in der Mitte der Gesellschaft ja enorm wichtig sind. Die Bedeutung von offen lizenzierten Bildungsmaterialien wird immer mehr verstanden – von der Politik ebenso wie von der Lehrerinnen- und Lehrer-Community.

Arne Semsrott: Im Bereich der politischen Transparenz und Informationsfreiheit ist ein Umwälzungsprozess im Gang, der tatsächlich das Verhältnis zwischen Bürgerinnen und Bürgern und dem Staat Stück für Stück verändert. Wir haben erreicht, dass zum Beispiel der Gesetzgebungsprozess jetzt transparenter ist – weil zumindest auf Bundesebene Gesetzentwürfe und Lobby-Stellungnahmen dazu standardmäßig veröffentlicht werden. Wir erleben jetzt die Diskussion um ein Lobby-Register. Und gleichzeitig gibt es Gegenbewegungen, was immer ein Zeichen für Erfolg ist. Bestimmte Ministerien versuchen, manche Informationen nicht mehr zu verakten, damit sie nicht herausgegeben werden können.

Was können die Bewegungen voneinander lernen?

Semsrott: Zum Beispiel bei den verschiedenen Strategien, wie man auf Entscheidungsträgerinnen und Entscheidungsträger zugeht. Da gibt es sehr unterschiedliche Ansätze, von kooperativ bis offensiv. In beiden Fällen – wie schafft man Konsens, wie übt man Druck aus? – lässt sich voneinander lernen.

Kolbe: Die Bewegungen haben in der Regel das gleiche Mindset, gleiche Wertestandards. Es gibt natürlich Communitys, die weit vorangehen – die Open-Source-Bewegung etwa, die gleichzeitig aber auch eine sehr geschlossene Community ist. Ich finde es wichtig, über den Tellerrand zu schauen: Was bedeutet beispielsweise Open Culture im Open-GLAM-Bereich? Was treibt uns dazu, Gemälde zum Besitz Einzelner zu erklären? Was bedeutet Teilhabe? Aus solchen Fragen können starke Impulse für die Bewegungen erwachsen.

Semsrott: Ich finde den Punkt interessant, dass nicht alle Communitys wirklich offen gegenüber neuen Leuten sind – obwohl sie das Label »open« tragen. Das betrifft zum einen das Problem, dass einige dieser Bereiche sehr weiß und männlich geprägt sind, überwiegend Mittel- oder Oberschichtshintergrund haben. Aber auch thematisch sehe ich Potenziale für mehr Vernetzung.

»Bits und Bäume« ist ein gutes Beispiel, ein Projekt, das Tekkies und Menschen aus der Umweltbewegung zusammenbringt. Solche Kooperationen wären sicherlich auch in anderen Open-Bereichen sinnvoll.

Kolbe: Ein anderes Beispiel ist die Maker-Szene: eigentlich auch eine männlich geprägte Bewegung von Erwachsenen. Aber deren Wertekodex lässt sich auf die Pädagogik übertragen. Wir helfen uns gegenseitig, wir teilen das Werkzeug, Lernen ist ein Prozess, in dem auch Scheitern seinen Platz hat. Die Offenheit zu scheitern kommt ja in der deutschen Bildungspraxis gar nicht vor.

Haben sich die gesellschaftlichen Parameter verschoben – zu mehr Offenheit für Open?

Kolbe: Im Bildungsbereich befinden wir uns in einer Sensibilisierungsphase. Aber dieser Paradigmenwechsel braucht Zeit, weil das neuzeitliche Verständnis von »geistigem Eigentum« sich so tief in unsere DNA eingeschrieben hat. Dass ich persönlich wachse, wenn ich Werke teile, Zeit spende, Wissen zugänglich mache – das ist ein Prozess, der individuell erfahren werden muss. Die größer werdende Twitter-Community von Lehrerinnen und Lehrern ist ein hoffnungsvoll stimmendes Beispiel: Da werden bundesweit im Twitter-Lehrerzimmer auch mal Materialien geteilt, bei denen die Urheberrechtsfrage nicht ganz wasserdicht ist.

Aber der Weg führt weg von didaktischen Konzepten, auf denen der eigene Name für Ruhm und Ehre stehen muss.

Semsrott: Um mehr Bewusstsein zu schaffen, müssen die Open-Bewegungen in den kommenden Jahren mit ihren Anliegen noch forcierter an Entscheidungsträgerinnen und Entscheidungsträger herantreten. Wir hatten lange die etwas naive Hoffnung, dass die Communitys vormachen, wie es gut läuft – und dann werden diese Ideen schon übernommen. Häufig löst sich das aber leider nicht ein. Wir brauchen mehr politische Arbeit, auch mehr Protest, damit sich die Open-Konzepte durchsetzen.

Kolbe: Und natürlich sollte es mehr Förderung für die offenen Bewegungen geben. Immerhin haben wir jetzt den Prototype Fund zur Entwicklung von Open-Source-Tools, in den staatliche Gelder fließen – aber da geht es eben, wie der Name schon sagt, um Prototypen. Jetzt bräuchte es den nächsten Schritt.

Semsrott: Nicht nur beim Bund, sondern auch bei Stiftungen gibt es den Impuls, immer etwas Neues, das nächste fancy Ding zu fördern. Dabei wird vergessen, dass etliche gute Ideen bereits funktionieren. Gerade im Bereich von Open Source haben wir eine sehr wacklige Infrastruktur, die teilweise darauf basiert, dass Leute sie in

ihrer Freizeit pflegen. Das kann es nicht sein. Es existiert dafür kein öffentliches Förderprogramm.

Was ist Ihre Forderung an die Politik?

Semsrott: Um schnellere Veränderungen zu bewirken, brauchen wir ganz einfach bessere Gesetze. Im Bereich der politischen Transparenz wäre das ein Transparenzgesetz, das die Veröffentlichung zentraler Informationen vorschreibt. Darüber könnte man viel Offenheit verankern.

Kolbe: Wir brauchen Strukturförderung für Pädagoginnen und Pädagogen, die Bildungsmaterial frei und offen zur Verfügung stellen wollen. Und Investitionen in die Infrastrukturen. In Berlin gibt es eine Schulcloud – nicht Open Source – die fortwährend zusammenbricht. Wie in so vielen Fällen werden die Potenziale nicht genutzt, die eigentlich vorhanden wären. Also, die Forderung lautet: mehr Ressourcen. Open Money!



Arne Semsrott ist bei der Open Knowledge Foundation Projektleiter des Portals FragDenStaat.de und beschäftigt sich mit Informationsfreiheit. Er ist Politikwissenschaftler, arbeitet als freier Journalist und engagiert sich in weiteren NGOs zu Themen wie Transparenz und Lobbyismus, unter anderem als ehrenamtlicher Vorstand von LobbyControl.



Christine Kolbe arbeitet zum Lernen im digitalen Wandel, Pädagogischem Making und Kultur im Digitalen. Bis Herbst 2020 leitete sie die deutsche Beteiligung im EU-Projekt DOIT – Innovate entrepreneurial education in makerspaces. Im Projekt edulabs – Lernen im Digitalen Wandel übernahm sie von 2017 – 2018 die Rolle der didaktische Koordinatorin.

Von Open-Data-Praxis und potemkinschen Digitalisierungskulissen

Ein Interview mit 

Du engagierst dich in Ulm in einer Gruppe von Open-Data-Interessierten mit dem Ziel, Datensätze unter offener Lizenz zu kriegen. Wie läuft das praktisch, welche Erfolgserlebnisse und welche Hürden gibt es?

Das begann alles etwa 2010, als sich durchs Internet verschiedene Leute zusammenfanden, die eigentlich ganz pragmatisch sich ihnen im Alltag stellende Situationen und Probleme betrachteten und sich überlegten, wie man diesen mit Offenen Daten begegnen könnte. In der Praxis hieß das, mit wechselnden Gegenübern in der Stadtverwaltung zu analysieren, wie man an die notwendigen Daten kommen könnte und wie man diese letztlich für Dritte nachnutzbar bereitstellt.

Über die Jahre ergaben sich viele spannenden Diskussionen und auch Erfolgserlebnisse. Unsere vergleichsweise kleinen Stadtwerke waren die zweite Quelle nach dem riesigen Verkehrsverbund Berlin-Brandenburg, die Soll-Fahrplandaten unter Freier Lizenz im GTFS-Format veröffentlicht haben. Gemeinsam mit Verbündeten haben wir dann 2017 die Kampagnenplattform rettedeinenahverkehr.de gestartet, mit der man sich für offene Fahrplandaten einsetzen kann. Und mittlerweile treffen sich jeden zweiten Mittwochabend Menschen online, die sich zu Mobilitätsdaten austauschen – und da sind regelmäßig auch Leute aus Verkehrs-

ministerien und Verbänden mit dabei. Das ist etwas, was wir vor elf Jahren nicht gedacht hätten.

Die Szene hat sich aber in den vergangenen Jahren auch stark verändert. Mit dem wachsenden Bewusstsein, dass dieses »Open« schon wichtig ist, kamen auch immer mehr Akteure aufs Spielfeld, die zwar hochprofessionell kommunizieren, aber nicht unbedingt unsere Ziele und Werte teilen. Das Digitalisierungsfeld ist enorm schlagwortgetrieben, und während es eigentlich vorwiegend um scheinbar dröge wirkende Infrastrukturaufgaben geht, verkaufen Berater und Organisationen mittlerweile gerne glitzernde Scheinlösungen, die von den eigentlichen Problemen nur ablenken.

Ist es nicht gut, wenn Politik jetzt die Potenziale der Open-Initiativen erkennt und selbst Hackathons etc. fördert?

Es gibt ein Zitat aus einem Artikel von 2011, der damals einen App-Wettbewerb des Innenministeriums kritisierte: »Wir brauchen keine weiteren Hackathons, sondern langfristige Förderung einer Open-Data-Infrastruktur. Und eine Veranstaltung unter dem Schirm eines Ministers ist kein erster Schritt in diese Richtung, sondern ein Beitrag zur Verschwendung von Zeit und Ressourcen.« Und traurigerweise hat das nichts an Aktualität verloren.

Es gab im vergangenen Jahrzehnt zahlreiche Veranstaltungen und Konzeptprototypen, die die Vorteile von Offenen Daten und einer schlagfähigen IT-Infrastruktur der öffentlichen Hand aufzeigen wollten. Eigentlich nur als Demonstrator gedachte Plattformen wie kleineanfragen.de wurden – obgleich als Freie/Open-Source-Software entwickelt – nie wie angedacht von der öffentlichen Hand aufgegriffen und weiterbetrieben. Stattdessen musste eine Plattform, auf die sich viele Abgeordnetenbüros, wissenschaftliche Dienste und auch die Presse stützten, über sechs Jahre lang ehrenamtlich von einer einzelnen Person betrieben werden. Selbst nach Abkündigung des Projekts mit über eineinhalb Jahren Vorlauf tat sich: nichts.

Deswegen: Lange Jahre war die Hoffnung groß, einfach mit hinreichend vielen Demonstratoren, Konzeptprototypen und Beispielen im Rahmen von Hackathons und sonstigen Veranstaltungen aufzuzeigen, was alles möglich wäre, wenn der Staat nur auf offene Daten, offene Schnittstellen und durchdachte IT-Infrastrukturen setzen würde. Das alles ist aber langfristig nur zielführend, wenn am Fundament, der Infrastruktur, quasi den metaphorischen Wasser- und Abwasserleitungen die notwendigen Ausbau- und Wartungsarbeiten vollzogen werden. Es braucht nicht noch eine Veranstaltung mehr, um zu zeigen, was möglich wäre – die Beweise sind hin-

reichend geführt. Der Ball liegt schon längst beim Staat, die notwendigen Schritte auch endlich umzusetzen.

Und nicht zuletzt ist es auch eine Ohrfeige für alle Ehrenamtlichen, die schon längst die Beispiele gezeigt haben und links liegen gelassen wurden.

Würdest du sagen, »Tech for Good« geht nur mit radikaler Offenheit, was etwa Infrastruktur und verlinkte Daten angeht? Oder muss sich die Open-Szene mittlerweile hier auch weiterentwickeln und gewisse Differenzierungen oder Zugeständnisse machen?

»Tech for Good« ist zunächst einmal ein Reklamebegriff. Wie so oft ist die eigentliche Frage die nach den Machtverhältnissen: Wer definiert eigentlich, was »good« ist und nach wessen Bedingungen hier gespielt wird. Wessen Bedürfnisse werden dabei berücksichtigt und welche Bevölkerungs- und Bedürfnisgruppen verschwinden in der Wahrnehmung. Dennoch ist die Frage wichtig, auf welche Gesellschaft und welche Utopievorstellung wir hinarbeiten möchten. Solange wir uns in einem Spannungsfeld befinden, in dem ein Teil der Akteure Daten zu handelbarer Ware umdefinieren oder Aufgaben der Daseinsvorsorge privatisieren möchte, gilt es, sich mit aller Kraft dagegen einzusetzen und eine positivere Gegenerzählung zu haben. Daten sind nicht

das neue Öl, sie sind das Grundwasser der Menschheit, und so, wie wir nicht möchten, dass Konzerne Wasser privatisieren und monopolisieren, möchten wir das auch nicht bei Faktendaten, die der Allgemeinheit gehören.

Solange die Möglichkeit besteht, dass die Open-Szene schleichend gentrifiziert und kommerzialisiert wird, ist es umso wichtiger, sich auf höhere Ziele zu verständigen und das eigene Handeln immer wieder mit diesen abzugleichen. Hier faule Kompromisse einzugehen, ist keine Weiterentwicklung, sondern ein Aufweichen eigener Prinzipien und höherer Ideale, die bislang noch gar nicht richtig zum Tragen kommen konnten. Im Gegenteil sollten wir langsam viel deutlicher einfordern, was schon längst Realität sein sollte



Stefan Kaufmann war Mitgründer einer Open-Data-Arbeitsgruppe an seiner Uni und darf seit 2016 im Auftrag der Stadt Ulm mit dem Verschwörerhaus einen Raum bereitstellen, in dem Freies Wissen, Open Data und Digitales Ehrenamt stattfinden und in die Stadtverwaltung hineinstrahlen sollen.

Der Wert der Offenheit

Ein Interview mit  tante (aka Jürgen Geuter)

Das Paradigma der Offenheit hat viele Initiativen hervorgebracht, von Open-Source-Software über Open Data bis zu Open Science. Gefühlt hat die Aufbruchstimmung allerdings in den vergangenen zehn Jahren abgenommen. Was haben die Open-Bewegungen in Ihren Augen erreicht?

Auf einem bestimmten Level haben die Open-Bewegungen sehr viel erreicht. Weite Teile des Internets laufen auf Open-Source-Software, der Kern von Android ist Open Source. Open Data ist ein Schlagwort, an dem auch die Digitalministerin nicht mehr vorbeikommt. Die Begriffe – Open Source, Open Data, auch Open Science – hatten einen gewissen Impact. Aber das Versprechen und die Hoffnungen, die damit verbunden waren, haben sich bis heute nicht erfüllt.

Aus welchen Gründen?

Oft spielen die Motivationen der Akteurinnen und Akteure eine Rolle. Open-Source-Software zu monetarisieren, ist zum Beispiel extrem schwierig, was die Finanzierung solcher Projekte sehr herausfordernd gestaltet. Open Data ist zwar in aller Munde, aber diejenigen, die diese offenen Daten anbieten könnten, füllen den Begriff nicht affirmativ mit Leben. Das gilt auch für Open Science: Wenn junge Wissenschaftlerinnen oder Wissenschaftler zum Beispiel einen Datensatz von Facebook zur Verfügung ge-

stellt bekommen, können sie ihn entweder öffentlich machen; oder sie forschen allein daran und stricken exklusiv ein paar Paper und ihre Dissertation daraus.

Egoismus siegt über Openness?

Wir haben keine Kultur und auch keine ökonomische Struktur, die diese Open-Varianten grundsätzlich stützt. Open bedeutet immer: Ich gebe Kontrolle über Daten ab, ich gebe Exklusivität auf. Diese Exklusivität ist aber häufig genau das, was man monetarisieren kann. Damit lässt sich Einkommen sichern, Karriere, Reputation. Als die Open-Bewegung so stark startete, standen dahinter Überzeugungstäterinnen und Überzeugungstäter. Zum Beispiel die Menschen, die in der Wikipedia schreiben, aus der Überzeugung, dass von Freiem Wissen alle Menschen profitieren sollten. Jetzt aber schlagen diese Open-Begriffe in der allgemeinen Gesellschaft auf – und dort, so bitter es ist, wird dieser sehr abstrakte Wert von Openness wenig wertgeschätzt. Weil er praktisch nichts bedeutet. Dass irgendwo tolle Daten liegen, hilft erst mal nur denen, die programmieren können. Open Science – das klingt schön und gut. Aber wer liest am Ende diese Paper? Wer kann das überhaupt?

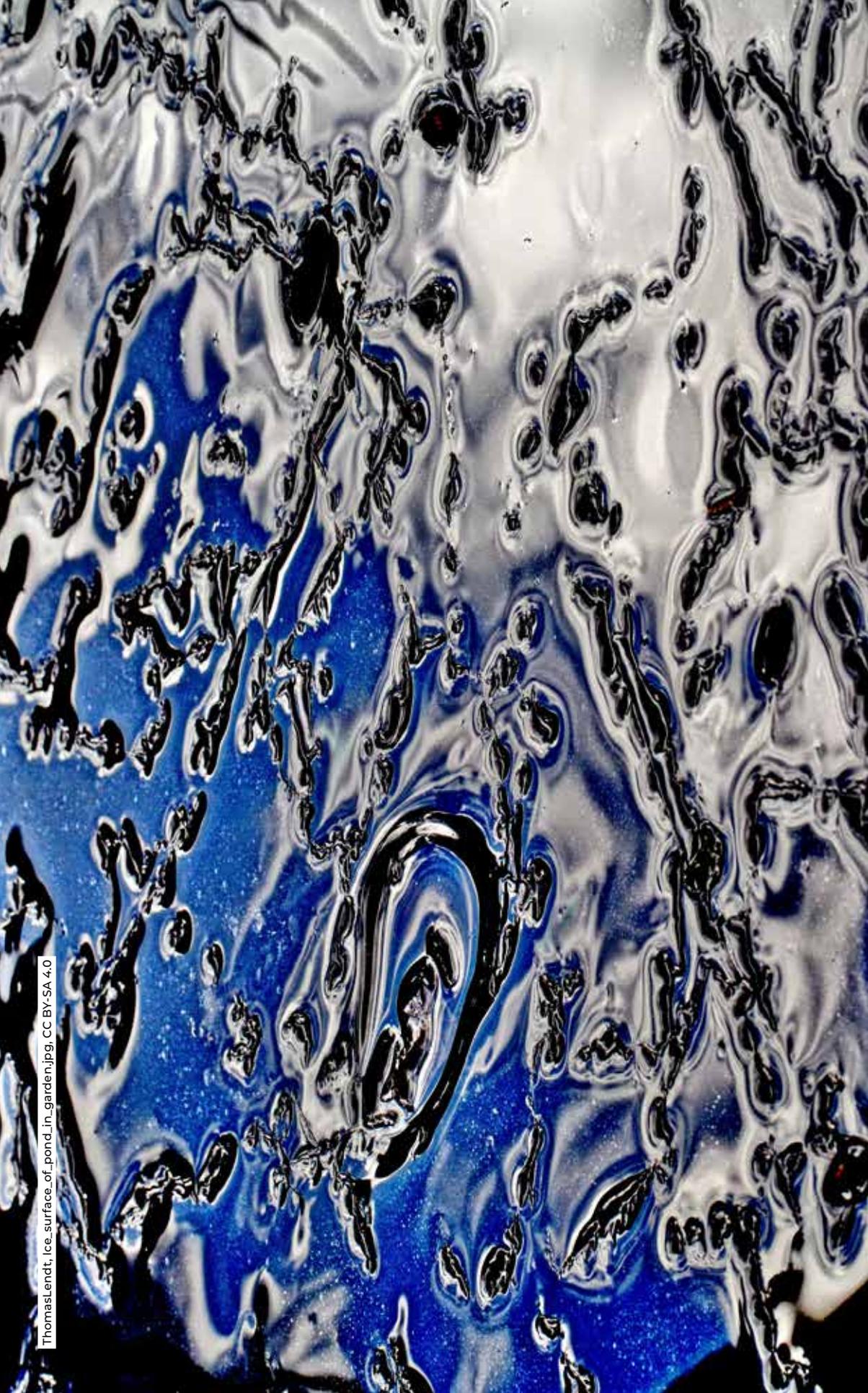


Smithsonian Institution from United States, Stellar Shrapnel Seen in Aftermath of Explosion of a Supernova Remnant Located in the Large Magellanic Cloud. (4844234602).jpg, Public Domain



»Wenn wir ein
Smartphone kaufen,
nehmen wir an, die
Digitalkompetenz
sei im Lieferumfang
enthalten.«

Markus Beckedahl



Die Angebote bleiben jeweils in der eigenen Nische verhaftet?

Ja, und das ist die Schwierigkeit, die das Paradigma der Offenheit hat. Es bietet theoretisch extrem viel an – Freiheit, die Möglichkeit, Dinge auf die eigenen Bedürfnisse zuzuschneiden, Transparenz – aber ich muss extrem viel investieren, damit sich das auch einlöst. Deswegen haben diese Bewegungen nicht so viel erreicht, wie sie wollten. Als das Konzept Open die Blase der Enthusiastinnen und Enthusiasten, die Blase der Expertinnen und Experten verlassen hat, fiel auf: Ach so, nicht jeder kann programmieren. Ach so, nicht jeder hat Lust, täglich in der Wikipedia Artikel zu formatieren. Alle finden die Wikipedia toll. Plötzlich gibt es ein freies Nachschlagewerk von ziemlich hoher Qualität. Aber was für die meisten relevant ist: dass sie nichts dafür zahlen müssen und dass es halbwegs vertrauenswürdig ist. Die Leute wollen vor allem den Zugang.

Könnte die Politik Impulse der Open-Bewegungen aufnehmen – auch im Sinne einer gemeinwohlorientierten Netzpolitik?

Auf jeden Fall. Für die Politik wäre Openness ein extrem guter Weg, Vertrauen zu gewinnen und Technikkompetenz auszustrahlen. Wenn der Staat Daten sammelt – außer es sind durch Datenschutz ab-

gedeckte Informationen – dann sollten sie per Definition offen sein. Der Staat müsste im Einzelfall argumentieren, vor welcher Instanz auch immer, weshalb sie nicht offen sein sollten. Das wäre ein Paradigma, das sich der Staat locker verordnen könnte. Tatsächlich verfügt er über extrem viele wertvolle Informationen: seien es Karten-Daten, Daten über den ÖPNV, Stromverbrauch, Bevölkerungsentwicklung – Daten, mit denen sich wirklich etwas anfangen ließe, gerade im Hinblick auf z. B. neue Mobilitätsherausforderungen. Hier bleibt der Staat aber in puncto Offenheit weit hinter seinen Möglichkeiten zurück. Man kann zwar Daten anfordern – bekommt aber im Zweifelsfall PDFs, die Scans von Ausdrucken sind. Definitiv keine Daten, die man benutzen könnte.

Was könnte mehr Offenheit vonseiten des Staates bewirken?

Wir erleben momentan eine Krise des Vertrauens in Institutionen. Und die hat auch mit fehlender Transparenz zu tun. Beispiel Netzpolitik: Es wird hinter verschlossenen Türen mit Netzbetreibern verhandelt, und am Ende lautet das Ergebnis, man könne ihnen nicht zumuten oder sie nicht dazu zwingen, allen einen tauglichen Internetanschluss nach Hause zu legen. Wenn der Staat die Zahlen auf den Tisch legen würde, auf deren Basis argumentiert wird, könnte man sicher sein, dass sich genügend Menschen finden, die Modelle bauen, um

das gegenzurechnen. Okay, was kostet es denn, Glasfaserkabel für alle zu verlegen? Fünf Milliarden? Gut, dann kaufen wir drei Panzer weniger. Erledigt. Das wäre eine Möglichkeit, die politische Diskussion extrem zu verändern und denjenigen Menschen Argumente an die Hand zu geben, die für ein Gemeinwohl streiten.



tante schreibt im Netz für diverse Publikationen zu Digitalisierung und der Theorie der digitalisierten Gesellschaft und war in diesem Rahmen als Experte für Ministerien und den Bundestag tätig. Er ist Gründungsmitglied des transdisziplinären Otherwise Network und zeichnet sich durch seine Begeisterung für Affen aus.

Gemeinwohl ist ja ebenfalls ein Wert, der schwer zu qualifizieren ist.

Um wirklich ein Gemeinwohl aus den Open-Bewegungen erwachsen zu lassen, muss man auch ihre Probleme adressieren. Es genügt eben nicht, irgendwelche Daten irgendwo hinzulegen. Da wird man immer wieder an den Punkt gelangen, dass viel Geld rausgeworfen wurde, aber niemand sie sich heruntergeladen, geschweige denn sinnvoll genutzt hat. Man muss erst krabbeln lernen, bevor man zu laufen anfängt. Die Impulse der Open-Bewegung aufzunehmen, heißt: Daten liegen offen. Aber sie besser aufzunehmen, das bedeutet: Man gibt den Nukleus einer Benutzbarkeit dazu, man baut zum Beispiel eine rudimentäre Web-Anwendung dazu, mit der die Daten ein wenig exploriert werden können, z. B., indem man einfache Diagramme erzeugen kann. Dann wird sich sehr schnell zeigen, was die Leute für geiles Zeug damit anfangen. Wir müssen erreichen, dass der Wert von Open passiv spürbar und aktiv umsetzbar wird.

Zwischen Utopie und Realität: Gibt es Spielregeln, die in der Netzpolitik anders sind als in der klassischen Politik? Und wie steht es um die Wirkmacht der digitalen Zivilgesellschaft in der Politik?

Politik im Netz

Zwischen Utopie und Realität

Ein Interview mit  Markus Beckedahl

Bietet die wachsende digitale Zivilgesellschaft eine Chance, auf dem politischen Spielfeld in den kommenden Jahren ein freies Netz zu erkämpfen – mit allen Fragen, die daran hängen?

Ein freies Netz, das auf gemeinwohlorientierten Prinzipien basiert, ist eine Utopie, für die wir kämpfen müssen und kämpfen sollten. Und ich hoffe, dass wir dieser Utopie gemeinsam ziemlich nahekommen werden. Es braucht mehr engagierte Bürgerinnen und Bürger, die sich informieren, vernetzen, die gemeinsam für ihre und unsere Interessen eintreten und sich in gesellschaftliche und politische Debatten schlagkräftig einmischen.

Welche Debatten sind die dringlichsten?

Wo soll ich da anfangen? Seit vielen Jahren gibt es immer mehr Überwachungsgesetze. Alles deutet darauf hin, dass wir die Grenzen zum Überwachungsstaat, zur Überwachungsgesellschaft längst überschritten haben. Dagegen müssen wir ankämpfen, um auch weiterhin in Freiheit leben zu können. Das Urheberrecht ist immer noch nicht zeitgemäß. Daran hat auch eine Urheberrechtsreform nichts geändert, die vor allem den Status quo zementiert, viele Alltagspraktiken weiterhin kriminalisiert, beziehungsweise als Urheberrechtsverletzung deklariert. Es bräuchte dringend

eine echte Reform, auch, um die Akzeptanz in der Gesellschaft zu steigern. Und schließlich haben wir seit Langem das Problem mangelnder IT-Sicherheit – damit einhergehend auch die fehlende Vermittlung von Digitalkompetenzen durch den Staat. Wir bräuchten konzertierte Aufklärungskampagnen, um mehr Menschen zu befähigen, souverän als sogenannte mündige digitale Bürgerinnen und Bürger im Netz agieren zu können.

Sehen Sie dabei ausschließlich den Staat in der Pflicht?

Eigentlich sollte all das Teil der öffentlichen Daseinsvorsorge sein. Von klein auf bekommen wir beigebracht, dass wir nach links und rechts gucken sollen, wenn wir über die Straße gehen. Früher gab es im Programm der Öffentlich-Rechtlichen die Sendung »Der 7. Sinn«, die den Bürgerinnen und Bürgern erklärt hat, wie sie sich im Straßenverkehr zu verhalten haben. Wenn wir dagegen ein Smartphone kaufen, nehmen wir an, die Digitalkompetenz sei im Lieferumfang enthalten. Dabei ist darin ein Fernsehsender eingebaut, die Leute können live drauflosstreamen – aber alle wundern sich, welche gesellschaftlichen Probleme wir mit der Digitalisierung haben. Das hängt zu einem Teil damit zusammen, dass wir alleingelassen werden. Natürlich verlangt dieses Thema nach einer gesamtgesellschaftlichen Anstrengung.

Trotzdem ist es auch Staatsversagen, dass seit 20 Jahren die Politikerinnen und Politiker zwar in jeder Sonntagsrede die Wichtigkeit und Notwendigkeit von Digitalkompetenz betonen, aber sich Jahr für Jahr nichts davon in den entsprechenden Posten der Landes- und Bundeshaushalte niederschlägt.

Ist dieses Kompetenzproblem in erster Linie eine Generationenfrage?

Vor allem in der Vergangenheit wurde die Debatte um Digitalkompetenz ausschließlich auf die Schulen konzentriert. Das ist schön und gut. Aber 90 Prozent der Menschen in unserer Gesellschaft gehen nicht mehr zur Schule, es sei denn, sie holen ihre Kinder ab. Wer denkt an die Lehrerinnen und Lehrer, die Kompetenz doch überhaupt vermitteln sollen? Ich glaube, dass Kinder und Jugendliche sich zu einem großen Teil Peer-to-Peer gegenseitig beibringen können, welche Stolperfallen man im Netz vermeiden sollte. Wohingegen ältere Menschen vollkommen alleingelassen werden – auch mit den Ängsten, mit denen sie vielfach an technische Fragen herangehen.

In welchem Ausmaß existiert überhaupt eine digitale Zivilgesellschaft? Ist das, was wir mit dem Begriff verbinden, teilweise auch ein gedankliches Konstrukt?

Die digitale Zivilgesellschaft gibt es. Sie ist ein Teilbereich der klassischen Zivilgesellschaft, und zwar jener Teil, der sich, aus dem Netz kommend, mit Themen der Digitalisierung auseinandersetzt. Ein blühendes Ökosystem, in dem Wikimedia Deutschland sicher einer der größten Player des deutschsprachigen Raums ist. Diese digitale Zivilgesellschaft hat sich auf der Grundlage ähnlicher sozial-techni-

scher Netzsozialisationen entwickelt, getrieben von Werten, für die man eintritt: gemeinsam Arbeiten, gemeinsam Zugang zu Wissen schaffen, keinen Überwachungsstaat akzeptieren, gemeinwohlorientierte Infrastrukturen anstreben, aber auch selbst bauen – basierend auf Open-Source-Prinzipien in der digitalen Welt. Die klassische Zivilgesellschaft betreibt das im analogen Raum.

Gibt es Spielregeln, die in der Netzpolitik anders sind als in der klassischen Politik?

Netzpolitik ist ein Querschnittsthema. Und sie hat eine starke technische Komponente, die man immer mit berücksichtigen sollte. Das mag zwar in der Umweltpolitik auf bestimmten Gebieten nicht anders sein. Aber in der Netzpolitik ist das ausgeprägter. Hier hängt alles mit der Regulierung von Technik zusammen, mit der Ermächtigung durch Technik. Und damit verbunden sind natürlich Fragen an die Politik: Warum gibt es nicht flächendeckend Makerspaces und Hackerspaces, die gefördert werden? Warum gibt es nicht mehr Plattformen, wo Menschen zusammenarbeiten können, wieso fehlt es generell an Förderung für engagierte Menschen mit guten Ideen für gemeinwohlorientierte Infrastrukturen? Es geht darum, die Utopien Realität werden zu lassen. Oftmals scheitert das einfach an Zeit und Geld. An Engagement mangelt es nicht.



Markus Beckedahl ist Gründer und Chefredakteur von netzpolitik.org, Mitgründer der re:publica sowie der newthinking communications GmbH. Er war Mitglied der Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages zu »Internet und digitale Gesellschaft« und ist seit 2010 Mitglied des Medienrates der Medienanstalt Berlin-Brandenburg. Seit 2007 ist Beckedahl ehrenamtlicher Projektleiter bei Creative Commons Deutschland e. V.

Der Wald und die Einzelbaumregelung

Welche Strategien eine gemeinwohlorientierte und diskriminierungsfreie Datenpolitik braucht

Ein Statement von  Lorena Jaume-Palasi

Gemeinwohl ist ein schwammiger Begriff, genauso wie Gerechtigkeit. Es fällt schwer, ihn zu definieren, obwohl alle zu wissen glauben, was damit gemeint ist. Die Auslegung ist divers, aber das ist zugleich Teil des Konzepts Gemeinwohl: Man kann anhand dieses Begriffs verschiedene Auffassungen verhandeln. Dadurch wächst und verändert sich das Verständnis.

Die große Herausforderung ist, dass wir in den zentraleuropäischen Kulturen individualistisch ausgerichtet sind. Gemeinwohl ist aber keine individuelle Frage, sondern eine soziale. Man kann soziale Fragen nur schwer mit methodologischem Individualismus beantworten. Es ist ein sehr mechanistischer Ansatz, zu glauben: wenn man jedes einzelne Teil normiert, hat man dadurch auch das große Ganze geregelt. Ich ziehe gerne den Vergleich: den Wald durch Einzelbaum-Regelung normieren. Das funktioniert einfach nicht. Vielleicht tut man einem Stück des Waldes

damit etwas Gutes. Aber der Wald ist mehr als die Summe aller Bäume. Dasselbe gilt für die Gesellschaft. Auch eine Gesellschaft ist mehr als die Summe aller Individuen und ihrer Einzelinteressen. Woraus folgt, dass wir einen anderen Blick auf das Gemeinwohl brauchen. Einen sozialen Blick.

Gesellschaft benötigt ein Gleichgewicht zwischen individuellen und kollektiven Interessen. Das lässt sich auch auf die Bereiche Daten und Technologien anwenden. Auch hier sind wir – historisch bedingt – auf das Individuelle fokussiert. Wir verstehen

Daten als Eigentum, als *unsere privaten* Daten. Aber so leicht ist es nicht. Daten sind – wie Sprache – das Ergebnis der sozialen Natur der Menschen. Daten entstehen innerhalb der kommunikativen Dimension einer Gesellschaft, die Artefakte konstruiert, mit diesen Artefakten Interaktion betreibt und Wirklichkeiten konstruiert. Diese Daten haben eine individuelle, aber auch eine soziale Dimension – weil sie in einer bestimmten Sprache verfasst sind, weil sie Sachverhalte abbilden sollen, in denen bestimmte gesellschaftliche Annahmen stecken, die wiederum gewissen Perspektiven Sichtbarkeit verleihen und andere verschleiern. Deswegen sind Daten über *mich* nicht automatisch Daten von *mir*.

Ein klassisches Beispiel: das Geburtsdatum. Natürlich ist es *mein* Geburtsdatum. Aber genau so ist es auch das Datum der Mutterschaft meiner Mutter und der Vaterschaft meines Vaters. So leicht kann ich dieses Datum nicht monopolisieren, denn es steht in einem relationalen Zusammenhang, über den ich nicht die absolute Deutungshoheit habe. Meine Mutter und mein Vater werden es benötigen, um ihr Rentenformular auszufüllen – sollen sie mich dann um Genehmigung bitten müssen?

In der Praxisdimension sieht man allorten, wie unsere Modelle einen Radikal-individualismus fördern. *Personalisierte* Dienstleistung – das wird missverstanden als etwas komplett auf mich Angepasstes. Technisch stimmt das nicht. Technisch bedeutet das, dass ich in kleinere Schubladen, granularere Profile gesteckt werde. Aber das sind statistische Kategorien, in die auch sehr viele andere Menschen sortiert werden. Wir müssen uns von der Illusion verabschieden, das Digitale könne als

eine rein individuelle Angelegenheit betrachtet werden.

Ein Beispiel dafür, wie es anders geht, ist die Plattform »Decidim« in Spanien. Sie wurde von der Bürgermeisterin von Barcelona, Ada Colau, implementiert – als Reaktion auf ein Smart-City-Modell der Vorgängerregierung, das viele Menschen als Überwachungsinstrument empfanden. »Decidim« hat den Bürgerinnen und Bürgern stattdessen ein Datencockpit angeboten, in dem sie selbst entscheiden konnten, für welche Zwecke in der Stadt sie ihre Daten freigeben – und für wie lange. Die Plattform hat sich mehr und mehr zu einem Tool entwickelt, mit dem die Menschen konstruktiv Politik gestalten konnten. Sie hatten die Möglichkeit, darauf hinzuweisen, wo es bei ihnen brennt: von Verkehrslärm bis zu Luftverschmutzung. Durch diese Praxis haben sie verstanden, dass ihren persönlichen Daten eine Gemeinwohldimension innewohnt und was Datenteilung für eine Community bewirken kann.

Ich werde in diesem Zusammenhang oft gefragt, wie Technologien und Algorithmen diskriminierungsfrei gestaltet werden können. Meine Antwort lautet: Gar nicht! Algorithmen werden immer diskriminieren. Denn genau das ist ihre Aufgabe. Diskriminierungsfreiheit im Sinne von gerechtigkeitsfördernden Maßnahmen – das ist nichts, was sich codieren lässt. Man kann Prozesse entwickeln, in die Kompensationsmechanismen eingebaut sind, in die algorithmische Systeme so einbettet werden, dass sie helfen, eine gerechtere, inklusivere Gesellschaft zu bauen. Letztendlich muss die Frage doch lauten: Wie können wir erreichen, dass Gesellschaften nicht dis-

kriminieren? Gesellschaften werden immer diskriminieren. Es kommt auf den Punkt an, inwieweit sie Mechanismen entwickelt haben, um Diskriminierung zu adressieren, diese Fehler zu reflektieren und sie dann auch zu korrigieren.

Eine Gesellschaft muss verstehen, was strukturelle Diskriminierung ist. Und daran hapert es aufgrund unserer methodologisch-individualistischen Herangehensweise. Wir verstehen nicht, dass Rassismus zwar individuell exerziert und erfahren wird, aber eine strukturelle und institutionelle Dimension hat. Unsere reflexhafte Reaktion ist: Streichen wir das Wort »Rasse« aus dem Grundgesetz. Oder Kategorien, die Transmenschen ausgrenzen. Aber die Kategorien, durch die wir in Gesellschaften diskriminieren, werden sich im Laufe der Zeit verändern, weil sie sozioökonomische Asymmetrien widerspiegeln. Das heißt, wir werden niemals alle illegitimen Kategorien von Unterdrückung in der Verfassung abbilden können. Wir erleben auch Diskriminierung aufgrund von Tätowierungen, wegen der Kleider, die jemand trägt, oder wegen der Form des Körpers. Und in der Regel ist Diskriminierung intersektional: Sprich, aufgrund verschiedener Zuordnungen (z. B. weiblich, trägt Nasenpiercing, schwarz). All das kann darüber entscheiden, ob jemand einen Job bekommt oder nicht. Aus ethischer Perspektive sage ich: Das ist

ungerecht. Aber rechtlich sind manche der oben erwähnten Kategorien nicht abgebildet, und Intersektionalität als diskriminierende Zusammenführung von verschiedenen Kategorien zu definieren, wird dem nicht gerecht. Wir wissen, dass verschiedene Zuschreibungen und sozioökonomische Faktoren bei Diskriminierung zusammenkommen, aber sie lassen sich schwer auseinanderdividieren und gewichten, weil Diskriminierung nicht als relationaler Prozess verstanden wird.

Wir werden nur dann inklusiver, wenn wir einen sozialen Blick auf das Konzept der Ausgrenzung werfen und den Fokus auf solche Prozesse legen, die gesellschaftliche Asymmetrien stetig identifizieren, adressieren und kompensieren.



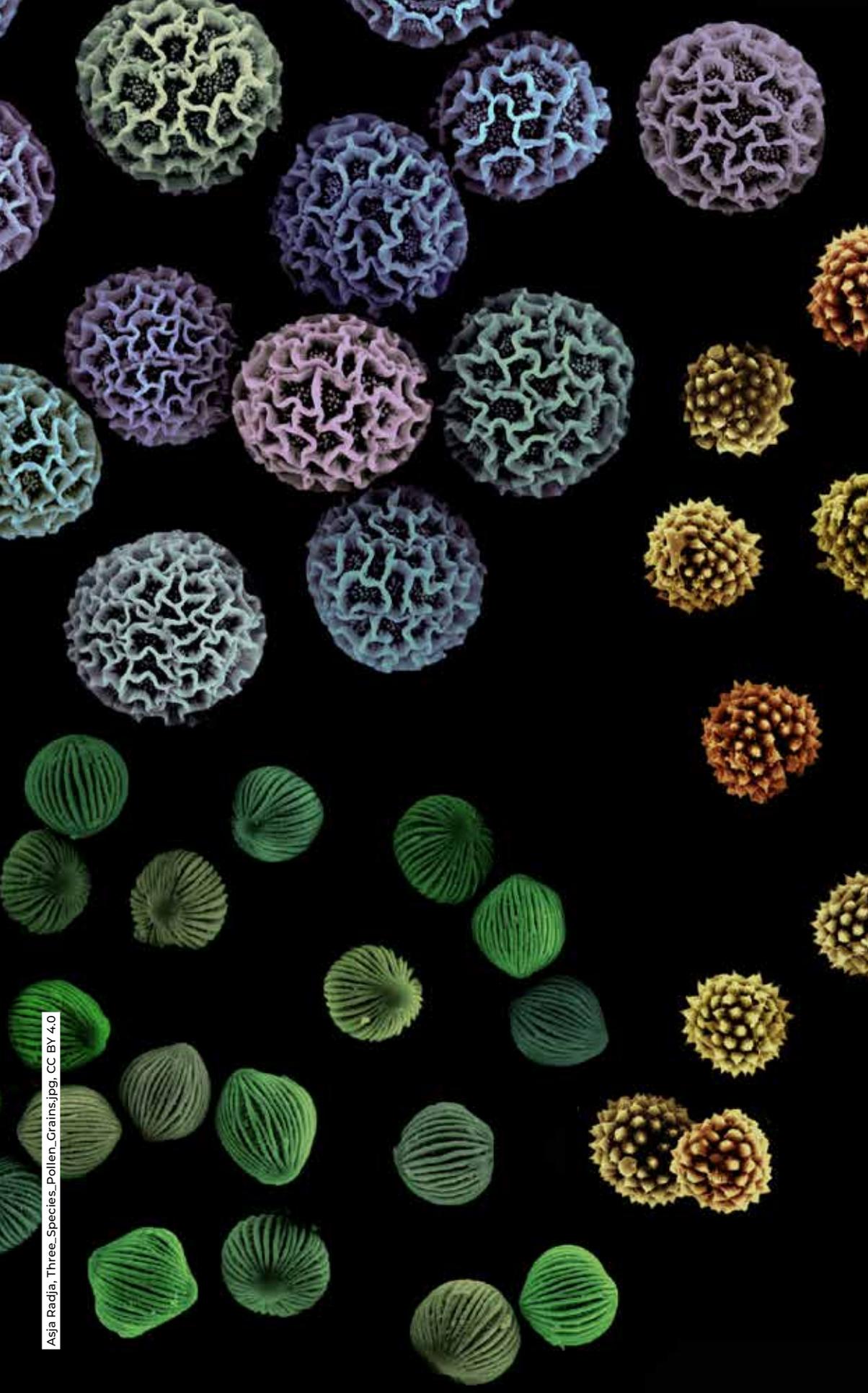
Lorena Jaume-Palasi ist Gründerin der gemeinnützigen Organisation The Ethical Tech Society, die das Ziel verfolgt, Prozesse der Automatisierung und Digitalisierung zu erforschen und in Bezug auf ihre gesellschaftliche Relevanz normativ einzuordnen. Jaume-Palasi forscht zur Ethik der Digitalisierung und Automatisierung, befasst sich in diesem Zusammenhang auch mit rechtsphilosophischen Fragen und wird dazu regelmäßig von internationalen Organisationen, Verbänden und Regierungen konsultiert.





»Die Kunst besteht darin, die Offenheit des Projektes zu erhalten und gleichzeitig Fehler und Vandalismus zu vermeiden.«

Lydia Pintscher



Asja Radja, Three_Species_Pollen_Grains.jpg, CC BY 4.0

Was hat Transparenz mit Qualität zu tun? Offenheit kann zwar als Wert an sich und damit als ein Qualitätsmerkmal wissenschaftlicher Arbeit betrachtet werden. Aber auch als Mittel zum Zweck ist Transparenz in der Forschung mit dem Qualitätsgedanken verbunden.

Wissenschaft, öffne dich!

Wie transparente Forschungsprozesse Qualität in der Wissen- schaft befördern

Ein Essay von  Rima-Maria Rahal

Was hat Transparenz mit Qualität zu tun? Offenheit kann zwar als Wert an sich und damit als ein Qualitätsmerkmal wissenschaftlicher Arbeit betrachtet werden. Aber auch als Mittel zum Zweck ist Transparenz in der Forschung mit dem Qualitätsgedanken verbunden.

Dies gilt, obwohl die Wissenschaft ein diverses und facettenreiches Feld ist, auf dem unterschiedliche Forschende Fragestellungen aus verschiedenen Blickwinkeln mit unterschiedlichen Methoden und Fokus auf verschiedenen Aspekten bearbeiten. Denn trotz aller Diversität ist sich die Wissenschaft in einem Kernaspekt einig: Es geht darum, Erkenntnisse zu gewinnen und die Grenzen dessen, was wir verstehen und erklären können, auszuweiten.

Neue Erkenntnisse mit erfundenen Rädern

Dieser Prozess des Erkenntnisgewinns kann besser oder schlechter ablaufen. Im Optimalfall ist der Prozess unter anderem sowohl selbst korrigierend als auch

kumulativ. Zum einen sollen bessere Erklärungsansätze bestehende, weniger passende ablösen. Um diese Entwicklung zu ermöglichen, bauen zum anderen Fragestellungen und Methoden aufeinander auf – anstatt das Rad ständig neu zu erfinden, werden mit den bereits erfundenen Rädern neue Erkenntnisse vorangetrieben. Zugleich können aber Fehlversuche auch als solche erkannt werden, sodass zukünftige Ressourcen nicht weiter in Forschungsvorhaben investiert werden, die sich schon als Sackgassen herausgestellt haben. So bleibt der Forschungsprozess zielgerichtet und ressourceneffizient.

Das Aufeinander-Aufbauen von Forschungsvorhaben lässt sich jedoch nur dann erreichen, wenn der Wissenschaftsprozess an sich transparent gestaltet wird

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler müssen sich im Detail über den Forschungsgegenstand informieren können, um ihn beforschen zu können. Dies wird durch die Publikation von Forschungs-

inhalten in offenen Formaten gefördert: etwa Open Access in mehr oder weniger traditionellen Zeitschriften, in Form von (Vorab-)Veröffentlichungen außerhalb solcher Zeitschriften (Preprints) oder als unkonventionelle Beiträge in anderen frei zugänglichen Medien (Blogs, Podcasts, etc.). Weiter können nur transparent kommunizierte Theorien mit testbaren Hypothesen überprüft, korrigiert und erweitert werden.

Dafür sind wiederum transparente Tests dieser Hypothesen notwendig, sodass die Theorien entsprechend überarbeitet werden können. Auch hier gilt: Nur transparent verfügbar gemachte Arbeiten lassen sich nachvollziehen, reproduzieren und replizieren. Forschende müssen sich über die Arbeit ihrer Kolleginnen und Kollegen informieren können, um (ggf. empirisch) zu prüfen, ob sie unter denselben Voraussetzungen zu denselben Schlüssen gelangt wären. Denn nur diejenigen Arbeiten können zur Korrektur oder Bestätigung von Theorien herangezogen werden, die durch ihre Nachvollziehbarkeit und Robustheit tatsächlich dazu geeignet sind. Sonst entsteht eine Verzerrung der Theorie, die dadurch ihre Erklärungs- und Aussagekraft einbüßen würde. Außerdem würden weitere Forschungsvorhaben sonst in die falsche Richtung zielen. Wird jedoch der Prozess des Erkenntnisgewinns transparent, lässt er sich überprüfen und ggf. korrigieren. Demnach trägt Transparenz dazu bei, den Wissenschaftsprozess so zu formen, dass kumulative und selbst korrigierende Abläufe umgesetzt werden können.

Die Offenheit und ihre Grenzen

Zudem können Bemühungen unternommen werden, schon in der Vorbereitung von Forschungsarbeiten den Prozess so zu gestalten, dass möglichst verlässliche Erkenntnisse generiert werden. Dazu sind beispielsweise transparente Publikationsformate wie Registered Reports geeignet, die schon vor Durchführung der ausschlaggebenden Tests zur aufgestellten Theorie unabhängige Expertinnen und Experten im Peer-Review-Verfahren* einschalten. Anders als beim klassischen Peer-Review am Ende der Forschungsarbeit können so methodische Verbesserungen vorgenommen werden, bevor der erkenntnisgebende Prozess durchgeführt wird. Zudem ermöglichen solche Formate auch die Publikationszusage unabhängig von den entstehenden Ergebnissen, sodass Verzerrungen (z. B. zulasten nicht-signifikanter Ergebnisse) in der Forschungsliteratur vermieden werden. Dadurch kann die veröffentlichte Literatur zum passgenaueren Abbild der tatsächlich stattfindenden Forschungstätigkeiten werden.

Wie transparent muss der Forschungsprozess aber genau sein? Muss jedes finale Ergebnis eines Forschungsabschnitts offengelegt werden oder soll engmaschiger berichtet werden, soll sogar jeder einzelne Gedanke der Beteiligten öffentlich zugänglich gemacht werden? Was bedeuten Nachvollziehbarkeit, Offenheit und Trans-

* Peer-Review-Verfahren

Eine Peer-Review (englisch von Peer, Gleichrangiger, und Review, Begutachtung, seltener deutsch: Kreuzgutachten) ist ein Verfahren zur Qualitätssicherung einer wissenschaftlichen Arbeit oder eines Projektes durch unabhängige Gutachterinnen und Gutachter aus dem gleichen Fachgebiet.

[Quelle: Wikipedia]

parenz im Spiegel der unterschiedlichen Disziplinen und Methodenzugänge? Und wo haben sie ihre Grenzen, wenn zum Beispiel Fragen des Datenschutzes, des Urheberrechts, von Konkurrenz unter Forschenden oder praktische Begrenzungen bei der Speicherung, Zugänglichkeit und Nutzung der zur Dokumentation von Forschungsprozessen generierten Datenmengen ins Spiel kommen? Ganz offen und total transparent kann die Wissenschaft wohl nicht sein.



Rima-Maria Rahal studierte Psychologie in Heidelberg und Amsterdam und promovierte an der Universität Leiden zu kognitiven Grundlagen von Entscheidungen in sozialen und moralischen Dilemmata. Ihre Doktorarbeit schrieb sie zur Erforschung von Gemeinschaftsgütern. Derzeit arbeitet sie an der Tilburg University. Rahal ist Alumna des Fellowships Freies Wissen und erarbeitet einen Onlinekurs zu methodischen Grundlagen wissenschaftlichen Experimentierens unter Einbeziehung offener Forschungspraktiken.

Dennoch, die Transparenz der Forschungsansätze ist ein zentrales Kriterium für den Ablauf des Wissenschaftsprozesses im Sinne guter wissenschaftlicher Praxis und fördert die Qualität der Forschungsarbeit. Statt massenhaft Literatur ohne Rücksicht auf deren Belastbarkeit zu publizieren, rückt die Frage, ob Erkenntnisse nachvollziehbar sind und ob darauf aufgebaut werden kann, in den Fokus der Forschungstätigkeit. Schließlich ist ein transparenter Wissenschaftsprozess also auch dazu geeignet, die Priorisierung von Forschungsqualität zu ermöglichen. Demnach sollte die wissenschaftliche Arbeit so offen und transparent wie möglich sein.

Von Datenqualität und Wikidata

Ein Interview mit 

Was bedeutet für dich »gute Datenqualität«, was bedeutet es für Wikidata?

In den vergangenen Jahren hat Wikidata als die Quelle für maschinenlesbare Grundlegendaten immer mehr an Bedeutung gewonnen. Zum Beispiel, wenn es um Hauptstädte geht, um die Lebensdaten berühmter Persönlichkeiten, das Veröffentlichungsdatum eines Films – aber auch um Beziehungen zwischen Konzepten, etwa: »Das Einhorn ist eine mythische Kreatur«. Viele Organisationen nutzen Daten aus Wikidata, um ihren Nutzer*innen Informationen und Wissen zu vermitteln und ihre Produkte zu verbessern.

Mit dieser wachsenden Bedeutung steigt auch die Verantwortung, korrekte und verlässliche Daten zur Verfügung zu stellen. Datenqualität in Wikidata hat viele Aspekte. Besonders wichtig sind Genauigkeit (sind die Daten frei von Fehlern?), Objektivität (sind die Daten unvoreingenommen?), Reputation (haben die Daten vertrauenswürdige Referenzen?) und Konsistenz (sind die Daten konsistent modelliert?). Nur wenn diese Kriterien erfüllt sind, kann Wikidata eine gute Datenquelle für Wikipedia und andere Projekte innerhalb und außerhalb des Wikimedia-Kosmos sein.

Was unterscheidet Wikidata von anderen Wissensdatenbanken, wenn es um Qualität geht?

Im Gegensatz zu anderen Wissensdatenbanken versuchen wir bei Wikidata, die Welt in ihrer Komplexität genauer abzubilden.

In Wikidata ist es zum Beispiel möglich, verschiedene Sichtweisen nebeneinander zu stellen – natürlich mit Referenzen. Das ermöglicht es zum Beispiel, verschiedene Seiten eines Disputs festzuhalten und sichtbar zu machen, statt so zu tun, als würde es diesen Disput nicht geben. Oder, wie es leider oft geschieht, nur eine Sichtweise zuzulassen – je nachdem, wen man sich mit den Daten gewogen machen möchte. Außerdem ist es möglich, in Wikidata überholte, aber nach wie vor weit verbreitete Daten zu speichern und sie als veraltet zu markieren – um zu vermeiden, dass sie weiter als korrekt angesehen werden.

Was wird unternommen, um die Qualität der Daten zu verbessern?

2021 haben wir zum Beispiel den Query Builder gelauncht. Das ist ein Werkzeug, das es uns unter anderem erleichtert, Daten zu finden, an denen noch gearbeitet werden muss. Editierende können damit etwa eine Liste von Menschen erstellen, die angeblich verstorben sind, bevor sie geboren wurden – oder sich eine Karte aller

Städte in Deutschland anzeigen lassen, um eventuell Städte zu identifizieren, deren Koordinaten fälschlicherweise außerhalb von Deutschland liegen.

Ein anderes Werkzeug, das wir entwickelt haben und das von den Editierenden weitläufig genutzt wird, sind die Constraint Checks. Damit lassen sich Regeln für die Daten in Wikidata definieren. Alle Daten werden dann gegen diese Regeln getestet und eventuell gefundene Regelverletzungen werden den Editierenden angezeigt, damit sie sie beheben oder als Ausnahme markieren können. So sollten etwa Ehepartner*innen von Menschen auch wieder Menschen sein. Wobei es natürlich Fälle wie den einer Frau gibt, die den Eiffelturm geheiratet hat! Aber das wäre dann eben die zu kennzeichnende Ausnahme.

Wie kann die Community sich einbringen?

Die Qualitätsarbeit in Wikidata ist vor allem deshalb so spannend, weil es ein offenes Projekt ist, an dem sich alle beteiligen können und das sehr flexibel ist. Diese Offenheit ist auf den ersten Blick eine Schwäche. Jede und jeder kann ja kommen und ungeprüft eintragen, was sie oder er will. Aber gleichzeitig ist sie auch eine große Stärke. Denn genau so bietet Wikidata allen die Möglichkeit, gute Daten einzubringen, oder einen Fehler zu berichtigen. Die Kunst besteht darin, die Offenheit des Projektes zu erhalten und gleichzeitig Fehler und Vandalismus zu vermeiden. Die Editierenden, mein Team und ich arbeiten jeden Tag daran, die besten Lösungen dafür zu finden.

Wie profitiert die Welt außerhalb von Wikidata von besserer Datenqualität?

Die Daten in Wikidata werden natürlich nicht nur zum Selbstzweck gesammelt und gepflegt. Wir alle tun das, um eine gute Datengrundlage für Wikipedia, die anderen Wikimedia-Projekte sowie viele andere Unternehmungen und Organisationen außerhalb von Wikimedia zu schaffen. Da

unser Leben mehr und mehr von Technologie abhängt, ist es wichtig, dass diese Technologie hochqualitative Daten als Grundlage hat. Wenn man heute dem digitalen persönlichen Assistenten auf dem Smartphone eine Wissensfrage stellt, ist es nicht unwahrscheinlich, dass die Antwort auf Daten in Wikidata beruht. Es ist wichtig, dass diese Antworten korrekt sind. Und es ist wichtig, dass die Datengrundlage für alle offen zur Verfügung steht und jede und jeder dazu beitragen kann. Nur so können wir echte Teilhabe auch in Zukunft sichern.

Was würdest du dir wünschen um die Datenqualität in Wikidata auch langfristig sicherzustellen?

Ich würde mir wünschen, dass viele der Projekte und Organisationen, die Daten von Wikidata in ihren Produkten nutzen, dies auch klar angeben. Das würde Transparenz für die Nutzer*innen dieser Produkte schaffen und sicherstellen, dass sie in die Lage versetzt werden, Daten zu ergänzen und etwaige Fehler zu beheben.



Lydia Pintscher ist Produktmanagerin Wikidata bei Wikimedia Deutschland e. V. sowie Vizepräsidentin des KDE e. V. Sie studierte Informatik an der Universität Karlsruhe. Pintscher hat sich um hoch anerkannte Beiträge zur Freien-Software-Gemeinschaft, wie z. B. die Leitung mehrerer großer Mentorenprogramme, verdient gemacht.

Kulturerbe-Institutionen beginnen sich zu wandeln: Sie fragen sich verstärkt, welche Perspektiven sie erzählen und was Dekolonisierung von Kulturgut für sie bedeuten würde. Heute geht es beim Thema Zugang durch Digitalisierung aber auch darum, Fortschreibungen des Kulturerbes und einen Austausch zwischen den Generationen zu ermöglichen. Erleben wir einen Mindshift?

Wem gehört die Kunst?

Ein Interview mit  Nora Al-Badri

Viele Kulturerbe-Institutionen beginnen sich verstärkt zu fragen, welche Perspektiven sie erzählen, welche Sichtweisen sie ausblenden und was Dekolonisierung von Kulturgut für sie bedeuten würde. Erleben wir einen Mindshift?

Es gibt auf jeden Fall ein ausgeprägteres Bewusstsein in der Gesellschaft und dadurch auch mehr Druck auf die Institutionen. Aber strukturelle Änderungen, die echten Wandel herbeiführen könnten – zum Beispiel die Bereitschaft, Fragen von Besitz neu zu denken – sehe ich in Deutschland und auch in Europa kaum. Es gab in Frankreich durch den von Emmanuel Macron in Auftrag gegebenen Restitutionsreport einen Impuls, in dessen Folge auch einige Objekte an die Herkunftsländer zurückgegeben wurden. Aber was wir nicht gesehen haben, weder im Louvre noch in der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, ist ein Umdenken in größerem Stil. Im Gegenteil. Vielfach wird die Öffnung von Datenbanken aktiv verhindert. Das ist nicht mehr zeitgemäß und nicht mehr legitim.

Welche Rolle spielt Digitalisierung in diesem Prozess des Umdenkens? Und welche sollte sie spielen?

Inzwischen leben wir im postdigitalen Zeitalter, das heißt, es stellt sich ohnehin die Frage, inwiefern das Originalobjekt noch gebraucht wird. Nicht jeder Mensch kann jedes Museum auf der Welt besuchen. Natürlich ist es eine tolle User Experience, spontan eine digitale Sammlung in Peru zu besuchen und sich die Objekte nebst Objektbiografien anschauen zu können. Aber auch in meiner künstlerischen Praxis schaue ich vor allem auf das emanzipatorische Potenzial von Digitalisierung.

Worin liegt dieses Potenzial?

Damit meine ich, dass Künstlerinnen und Künstler, aber auch Menschen aus den Herkunftsländern der Objekte, sich die Objekte und ihre Geschichten digital aneignen und damit umgehen können. Fakt ist auch, dass von großen Sammlungen teilweise nur ein Bruchteil ausgestellt wird. Entsprechendes Potenzial hat Digitalisierung als Archiv und Sichtbarmachung von Sammlungen – nicht zuletzt, wenn es um die Frage von Raubkunst und Restitution geht. Man kann nichts zurückverlangen, von dessen Aufenthaltsort man nichts weiß. Digitalobjekte besitzen eine große Wirkmacht und können Diskurse in Gang setzen – die Reproduktion, die digitale Kopie ist kein



Rama, Fragment of sculpted vase - AO_9032-IMG_9067-white.jpg CC BY-SA 3.0 FR



»Der Auftrag aus der Politik an die Institutionen müsste lauten: mit der Zivilgesellschaft gemeinsam für die Allgemeinheit Angebote zu schaffen. Er müsste lauten: Wikification.«

Ellen Euler



Sklave des Originals. Das hat auch mein Projekt »The Other Nefertiti«* gezeigt. Die Kehrseite ist, dass viele Museen daraus ableiten, Digitalisierung mache die Restitution überflüssig. Ein Trugschluss.

Auf welche Weise sollten Institutionen ihre Datensätze veröffentlichen?

Es gibt eine Praxis von Museen, Datensätze nur zum Anschauen freizugeben, aber nicht zum Herunterladen und Remixen. Das reicht eben nicht. Auch das ist ein Versuch der Institutionen, die Kontrolle zu behalten, was in diesem Kontext überhaupt nicht angebracht ist. Weil die Ursprungsfrage – wem gehört das Originalobjekt? – bei Weitem noch nicht geklärt ist. Ein weiterer wichtiger Punkt: Wenn es um die Digitalisierung von ethnografischen oder archäologischen Objekten geht, muss man in die Herkunftsländer schauen. Es gibt zum Beispiel einige indigene Protokolle, die den Digitalisaten von heiligen oder spirituellen Objekten die gleiche Kraft zusprechen wie dem Original. Auch da

* The Other Nefertiti:

»The Other Nefertiti«, auch »Nofretete Hack« genannt, ist 2016 mit Jan Nikolai Nelles entstanden. Das Projekt war eine Intervention im Neuen Museum Berlin. Wir haben die Ikone Nofretete ohne Wissen des Museums gescannt und den 3-Druck zunächst in Kairo ausgestellt und später in der Wüste vergraben – als Techno Heritage, das in Zukunft von jemandem gefunden werden kann. 3-D-Drucke sind das zeitgenössische Kulturerbe für die Kunst. Sie hebeln auch die Diskussion aus: Wem gehört eigentlich das digitale Objekt? Das ist zwar eine wiederkehrende und wichtige Frage. Aber häufig geht es dabei um die Besitzansprüche von Nationalstaaten und Regierungen. Uns hat es mehr interessiert, die Debatte auf philosophischer Ebene in Schwung zu bringen: Wem gehört diese Kunst? Digitale Reproduktion bedeutet die Möglichkeit millionenfacher Vervielfältigung. In der Folge des Projektes haben jetzt etliche Menschen die Nofretete in ihrem Wohnzimmer stehen. Auch solche, die nicht ins Neue Museum gehen können, zum Beispiel aufgrund ihres Passes.

stellt sich die Frage: Wer entscheidet, was gescannt und was veröffentlicht wird?

Sie sprechen im Kontext Ihrer Arbeit von »Techno Heritage« – was ist damit gemeint?

Das ist ein künstlerisches Konzept. Häufig, wenn wir über Sammlungen und Kulturerbe reden, bleibt der Blick in die Vergangenheit gerichtet. Was ich für relevanter halte: Wie die Vergangenheit mit der Gegenwart und vielleicht weniger kolonialen Zukünften verknüpft ist. Dadurch, dass ich Objekte zu Techno Heritage erkläre, versuche ich, diese Fragen aufzuwerfen.

Mit Ihrem Projekt »Fossile Futures« haben Sie die Digitalisierung des Brachiosaurus-Skeletts im Berliner Museum für Naturkunde betrieben. Welche Fragestellung an Kulturerbe stand dahinter?

Dieser Brachiosaurus ist auf seine Art auch ein Fall von Raubkunst, nur dass es sich eben um ein fossiles Artefakt handelt. In Tansania werden die Saurierknochen als eben solche heiligen Objekte angesehen. Die Herkunftscommunitys sind nicht glücklich damit, dass heute 230 Tonnen Knochen in Deutschland verweilen und hier ausgestellt werden. Tendaguru – der Hügel, wo die Funde gemacht wurden – war für sie ein spiritueller Ort, der dadurch seinen Wert verloren hat. Ein anderes Werk von mir heißt »Babylonian Vision«, dabei geht es um Objekte aus Mesopotamien, insbesondere des heutigen Irak, die in den größten Sammlungen des globalen Nordens zu finden sind. Ich habe die Webseiten der entsprechenden Museen gescraped, also automatisch alles heruntergeladen.

Das Projekt legt den Fokus auf digitale Technologien, speziell auf Künstliche Intelligenz (KI).

Wo ist der Link zwischen Kunst und KI?

Es gibt KI, die zum Beispiel mit Millionen Porträts noch lebender Menschen trainiert werden, teilweise auch im akademischen Kontext, was dann aber Firmen wie Google nutzen. Die KI lernt, wie sich ein Gesicht zusammensetzt, und kann die Bilder nicht nur remixen, sondern komplett neue Gesichter schaffen. Das könnte in Zukunft beispielsweise für Deep Fake eingesetzt werden - Videos, in denen etwa Politikerinnen und Politikern Sätze in den Mund gelegt werden. Die Technologie heißt »General Adversarial Networks«, eine neue Form von Bildgenerierung. Dieses Prinzip habe ich auf die babylonischen Objekte übertragen, um darauf hinzuweisen, was möglich ist. Man braucht eine kritische Masse an Input – und dadurch lernt das Programm, was das Wesen der Bilder ist. Auf dieser Basis kann es sie nicht nur reproduzieren, sondern tatsächlich neue Formen schaffen.

Im Kulturerbe-Bereich wächst das Infragestellung von Besitzansprüchen an und Deutungshoheit über Kunst. Was können speziell Open Data und Citizen Science dazu beitragen?

Natürlich sind Potenziale vorhanden, wenn Menschen gestalten und remixen können, das sollte aber nicht überschätzt werden. Denn ansonsten landet man schnell bei einer Quantifizierung von Downloads, Cultural Big Data sozusagen. Dabei genügt es doch schon, wenn zum Beispiel ein einzelner Mensch aus dem Amazonasgebiet ein digitalisiertes Objekt

aus seiner Region in einer Sammlung des globalen Nordens entdeckt, es beforschen und vielleicht Ansprüche stellen kann. Citizen Science, auch Demokratisierung von Sammlungen, verleiten zum Glauben, dass wir eine neue Masse suchten, eine andere Aufmerksamkeitsökonomie im digitalen Bereich.

Welche Fragen sollten sich die Institutionen im Kontext von Digitalisierung stellen?

Im Pergamonmuseum in Berlin steht eine Rekonstruktion des berühmten Ischtartors aus babylonischer Zeit. Dass sich Menschen im heutigen Irak das digital anschauen können, führt erst mal zu nichts. Dahinter stehen ganz andere Fragen: Sollte das Tor überhaupt hier sein? Und falls ja, wer entscheidet darüber?



Nora Al-Badri Nora Al-Badri ist eine multidisziplinäre Medienkünstlerin und Politikwissenschaftlerin. Sie lebt und arbeitet in Berlin. Al-Badri hat im Viktorija and Albert Museums' Applied Arts Pavilion at La Biennale di Venezia, 3rd Design Biennial Istanbul, ZKM Karlsruhe, Ars Electronica etc. ausgestellt. Sie gibt regelmäßig Kurse und Vorträge an Universitäten und Museen auf der ganzen Welt, wie z. B. dem Warburg Institute und dem Central Saint Martins College London, an der Leuphana Universität Lüneburg, dem Mozilla Festival und vielen mehr.

Offener Zugang

Theorie und Praxis

Ein Interview mit  Ellen Euler

Wo fehlt es gegenwärtig noch an digitalen Zugängen zu den Kulturerbe-Institutionen?

Zugang allein ist nicht alles. Zugang ist nicht der Kern von Open Access und Open Data. Selbst wenn man sich beispielsweise digitalisierte Gemälde ansehen kann wie im Museum, bleibt man Zuschauerin oder Zuschauer. Es geht doch aber darum, aus Zuschauenden Prosumerinnen und Prosumer* zu machen – zu ermöglichen, dass es Fortschreibungen des Kulturerbes gibt, einen Austausch zwischen den Generationen, dass Adaption, Wiederbelebung und Brauchbarmachung in der Gegenwart passieren können. Das ist im Digitalen insbesondere dann möglich, wenn man offene Schnittstellen, standardisierte Formate und freie Lizenzen hat, die ein Experimentieren zulassen, ein Arbeiten mit den Digitalisaten – und nicht nur die reine Reproduktion des Analogens ins Digitale.

* Prosumer

Alvin Toffler führte den Begriff 1980 in dem Buch »Die dritte Welle« (The Third Wave) für Personen ein, die zugleich Konsumenten als auch Produzenten des von ihnen verwendeten Produkts sind. Toffler sieht den Prosumenten als eine Person an, die ein Produkt oder eine Dienstleistung erzeugt und entwirft, um sie zu verbrauchen, also für den persönlichen Gebrauch. [Quelle: Wikipedia]

Müssen vor allem rechtliche Hürden abgebaut werden?

Es ist noch nichts damit gewonnen, wenn die EU-Gesetzgebenden die nationalen Gesetzgeberinnen und Gesetzgeber dazu anhalten, sie mögen bitte dafür Sorge tragen, dass keine Rechte mehr am Digitalisat entstehen und mithin Gemeinfreies gemeinfrei bleibt. Wenn dann wiederum ein Museum an Fotografieverboten im Haus festhält, keine 3-D-Digitalisate über offene Schnittstellen bereitstellt und keine offenen Daten in guter Qualität über Plattformen anbietet – dann bleibt es bei der Theorie. Dann ist gemeinfreier Inhalt nicht frei nutzbar. Der Fehler beginnt dort, wo Kulturerbe-Institutionen mit Unternehmen gleichgesetzt werden, die einen Return on Invest realisieren sollen. Kulturerbe-Institutionen versuchen, das mit der Lizenzierung von Bildmaterial zu erreichen, das für die Digitalwirtschaft interessant ist, wie z. B. historische Aufnahmen oder Gemäldereproduktionen.

Dabei wird häufig übersehen, dass hierfür ein immenser Aufwand betrieben werden muss, um diese Einnahmen zu generieren. Es bedarf eigenen Personals für die Vermarktung und auch geeignete digitale Infrastrukturen, die erst mal finanziert werden müssen; und auch die Rechtsverfolgung bei Lizenzverstößen und sonstigen sogenannten Transaktionskosten sind zu berücksichtigen. Um das alles zu finanzieren,

muss erst mal Geld in die Hand genommen werden - und unterm Strich rechnet sich dieses Lizenzgeschäft nicht.

Trotzdem wird es von der Politik befördert. Daran kann die Rechtesituation erst mal nichts ändern, denn auch Gemeinfreies lässt sich vermarkten. Es gibt Institutionen, die digitale Angebote machen und dafür Geld verlangen. Aber nicht für die Rechte, sondern für den Service. Das heißt: Ein Digitalisat, eine Reproduktion wird zur Verfügung gestellt – und dieser Service kostet. In den AGB steht dann, dass das Bild nicht weiter verwendet werden darf. Da kann es so gemeinfrei sein, wie es will. Wir müssen also nicht nur die rechtlichen Hürden abbauen, sondern vor allem die strukturellen. Wir brauchen die Bilder in den Wikimedia-Projekten. Wir brauchen sie in der Wikidata und in der Wikipedia. Sonst ist nichts gewonnen.

Wer sollte dafür Sorge tragen – die Politik?

Es braucht einen Bewusstseinswandel – eben nicht nur in den Institutionen, sondern auch in den Trägereinrichtungen, bei den Fördernden, in der Förderpolitik. Ich glaube, dass die Institutionen und die Mitarbeitenden grundsätzlich den Willen zum Wandel haben. Aber dafür braucht es auch Kapazitäten und Ressourcen. Wenn Institutionen die Ressourcen nicht haben oder

diese unter dem Finanzierungsvorbehalt stehen, dass sie sich auch rechnen, können sie die digitalen Angebote nicht schaffen und auch nicht frei zur Verfügung stellen. Politik, Förderung und die Strategie der Einrichtungen müssen Hand in Hand gehen. Der Auftrag aus der Politik an die Institutionen müsste lauten: mit der Zivilgesellschaft gemeinsam für die Allgemeinheit Angebote zu schaffen. Er müsste lauten: Wikification.



Ellen Euler hat seit 2017 eine Professur für Open Access und Open Data an der Fakultät für Informationswissenschaften der Fachhochschule Potsdam. Vorher war sie 6 Jahre lang im Management der Deutschen Digitalen Bibliothek tätig. Ihre Forschungsschwerpunkte sind der freie Zugang zu Wissen und Kultur über das Internet als Grundlage für digitale, transformative kulturelle Praktiken, Probleme des Informationsrechts, des Urheberrechts und der Rechtsinformatik.

Eines der vier Grundprinzipien der Wikipedia ist der »Neutrale Standpunkt«: Artikel sollen ihr Thema aus einer »neutralen Sicht« darstellen. Aber was, wenn die Sprache selbst keinen neutralen Standpunkt bietet? Warum Gleichstellung geschlechtersensible Sprache braucht

Ein Unterschied wie Tag und Nacht

Warum Gleichstellung geschlechtersensible Sprache braucht

Ein Essay von  Anatol Stefanowitsch

Eines der vier Grundprinzipien der Wikipedia ist der »Neutrale Standpunkt«: Artikel sollen ihr Thema »weder mit abwertendem noch mit sympathisierendem Unterton« aus einer »neutralen Sicht« darstellen. Für eine Enzyklopädie ist das ein unverzichtbares Prinzip, auch wenn es in der Realität nur schwer umzusetzen ist – die seitenlangen hitzigen Diskussionen zu vielen Artikeln, die in traditionellen Redaktionen sicher ebenso geführt werden, zeigen das. Aber was, wenn die Sprache selbst keinen neutralen Standpunkt bietet?

Der traditionelle Sprachgebrauch – so selbstverständlich er uns durch die Macht der Gewohnheit sein mag – ist deshalb häufig nicht neutral, sondern vom abwertenden oder sympathisierenden Unterton dieser Gesellschaften geprägt. Nirgendwo wird das so deutlich wie beim Bezug auf Personen. Wie in vielen anderen Sprachen sind im Deutschen fast alle Personenbezeichnungen gendert: Sie existieren in einer männlichen und in einer weiblichen Variante – geschlechtsneutrale Bezeichnungen gibt es im traditionellen Sprachgebrauch nur

in Ausnahmefällen. Bezeichnungen, die Kategorien außerhalb des Männlichen und Weiblichen einschließen, gibt es gar nicht.

Das stellt uns zum einen vor Probleme, wenn es darum geht, geschlechtlich gemischte Gruppen oder abstrakte Kategorien von Personen zu bezeichnen. Zum anderen macht es den Bezug auf Menschen, die sich in den Kategorien »männlich« und »weiblich« nicht wiederfinden, fast unmöglich.

Gesellschaftliche Normalfälle und die goldene Regel

Für den Bezug auf geschlechtlich gemischte Gruppen oder abstrakte Kategorien von Personen bietet der traditionelle Sprachgebrauch eine einfache Lösung: Man verwende einfach männliche Formen und verlasse sich darauf, dass Frauen (und andere, dazu später mehr) sich schon irgendwie mitgemeint fühlen werden. In Texten – vor allem auch in enzyklopädischen – findet sich diese scheinbare Lösung immer noch mit großer Selbstverständlichkeit.

Es ist aber nur eine scheinbare Lösung, denn sie spiegelt eben einen Standpunkt wider, der alles andere als neutral ist: dass nämlich Männer der gesellschaftliche Normalfall und Frauen eine Art Nachgedanke sind. Das entspricht zwar sehr genau den Wertvorstellungen vergangener Gesellschaften, aber sicher nicht der unseren.

Wie wenig akzeptabel dieses Vorgehen ist, zeigt sich jedes Mal, wenn ein Text es umgekehrt versucht: Als die Universität Leipzig 2013 ihre Satzung überarbeitete und dabei alle (generisch intendierten) männlichen durch (generisch intendierte) weibliche Personenbezeichnungen ersetzte, gab es einen Sturm der Entrüstung in den klassischen ebenso wie in den sozialen Medien. Und als das Justizministerium 2020 in einem Gesetzesentwurf ebenso verfuhr, sah sich der Innenminister höchstpersönlich in der Pflicht, in das Verfahren einzugreifen und den männlichen Normalfall wiederherzustellen.

Wenn es nun aber für Männer nicht zumutbar ist, sich in der Satzung einer Universität, die die meisten von ihnen nie besucht haben, oder in einem Gesetzesentwurf, den die meisten von ihnen nie lesen werden, als Nachgedanke zu einem weiblichen Normalfall wiederzufinden, können sie es gemäß der goldenen Regel umgekehrt auch den Frauen nicht zumuten.

Paradoxe Oberbegriffe und Zusatzaufwand fürs Gehirn

Daran ändern auch die Versuche mancher sprachwissenschaftlicher Kolleginnen und Kollegen nichts, das Maskulinum zu einer »neutralen« Form umzudefinieren. Das funktioniert schon auf der sprachsystemi-

schen Ebene nicht. Begründet wird die vermeintliche Neutralität des Maskulinums häufig mit der sogenannten Markiertheorie. Die Wörter *_Tag_* und *_Nacht_* sind hierfür ein gutes Beispiel: Das Wort *_Tag_* kann, in einen Gegensatz zu *_Nacht_* gestellt, den »Zeitraum zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang« bezeichnen (»Heute ist der kürzeste Tag des Jahres«), oder es kann sich auf eine »Zeitspanne von 24 Stunden« beziehen (wenn ich sage: »Sie hat seit drei Tagen Fieber« umfasst das auch die Nächte) und ist dann, paradoxerweise, Oberbegriff von *_Tag_* und *_Nacht_*.

Genauso, argumentieren manche meiner Kollegen, sei es auch mit männlichen und weiblichen Personenbezeichnungen: ein Wort wie *_Redakteur_* bezeichne entweder, im Gegensatz zur *_Redakteurin_*, einen Mann, der die entsprechende Tätigkeit ausübt, oder, als Oberbegriff von *_Redakteur_* und *_Redakteurin_*, eine geschlechtlich nicht näher spezifizierte Person, die dies tut.

Selbst, wenn diese Analyse stimmen sollte (und daran darf man zweifeln), ändert sie nichts am Kern des Problems. Der Grund, warum wir das Wort *_Tag_* als Oberbegriff für *_Tag_* und *_Nacht_* gewählt haben, und nicht das Wort *_Nacht_*, ist ja, dass der Tag für uns der Normalfall ist. Hier spielt sich der überwiegende Teil des gesellschaftlichen Lebens ab, während wir nachts doch meistens schlafen.

Es braucht aber gar keine sprachsystemischen Analysen, um zu realisieren, dass das generische Maskulinum nicht neutraler oder gerechter ist, als es ein generisches Femininum wäre: Psychologinnen und Psychologen untersuchen die Interpretation

dieser Form seit zwanzig Jahren im Labor und haben wieder und wieder gezeigt, dass das Maskulinum, ganz egal, wie es im Einzelfall gemeint sein mag, von deutschsprachigen Menschen zunächst männlich interpretiert wird – und dass eine generische Interpretation einen Zusatzaufwand bedeutet, den unser Gehirn nicht immer auf sich nimmt.

Ein neutraler Sprachgebrauch erfordert also mindestens, den männlichen Personenbezeichnungen die weiblichen zur Seite zu stellen. Das mag einen Text etwas länger machen, aber für die größere sprachliche Präzision und die neutrale Darstellung der Welt können wir das wohl in Kauf nehmen.

Doppelform, Unterstrich, Gendersternchen

Damit ist aber noch nicht berücksichtigt, dass es Personen gibt, die sich – aus welchen Gründen auch immer – nicht in den Kategorien »Mann« und »Frau« wiederfinden. Ich schreibe hier bewusst »aus welchen Gründen auch immer«, weil die Diskussion um sprachliche Neutralität an dieser Stelle häufig in eine Diskussion darüber umschlägt, ob es neben dem (oder außerhalb des) Männlichen und Weiblichen überhaupt geschlechtsrelevante Kategorien geben kann.

Wenn wir sie mit »Nein« beantworten, könnten wir bei Doppelformen wie _Redakteur und Redakteurin_ bleiben. Wenn wir sie mit »Ja« beantworten, müssen wir zu neuen Formen wie dem Gendersternchen oder dem Unterstrich greifen. In beiden Fällen beziehen wir eine Position, die uns selbstverständlich zusteht, für deren Konse-

quenzen wir dann aber auch die Verantwortung übernehmen müssen.

Neutral ist keine dieser Positionen, wobei das Bestehen auf einer Zweigeschlechtlichkeit zumindest durch die wissenschaftlich unstrittige Existenz von intersexuellen Personen sicher die weniger gut begründbare ist. Wer um Neutralität bemüht ist, muss auf die wenigen Möglichkeiten geschlechtsneutraler Personenbezeichnungen ausweichen, die das Deutsche uns bietet. Das sind vor allem Partizipien im Plural, mit denen wir durchaus kreativer umgehen können als der traditionelle Sprachgebrauch uns Glauben macht – statt _Redakteure und Redakteur*innen_ oder _Redakteur*innen_ können wir etwa _in der Redaktion Tätige_ sagen.

Länger als _Redakteur und Redakteurin_ ist das auch nicht. Aber neutraler ist es auf jeden Fall.



Anatol Stefanowitsch ist Sprachwissenschaftler. Er studierte an der Universität Hamburg Anglistik, Linguistik und Sprachlehrforschung und wurde 2001 an der Rice University promoviert. Er arbeitet am Institut für Englische Philologie und Interdisziplinäres Zentrum Europäische Sprachen der Freien Universität Berlin. Sein Buch »Eine Frage der Moral: Warum wir politisch korrekte Sprache brauchen« ist 2018 erschienen.

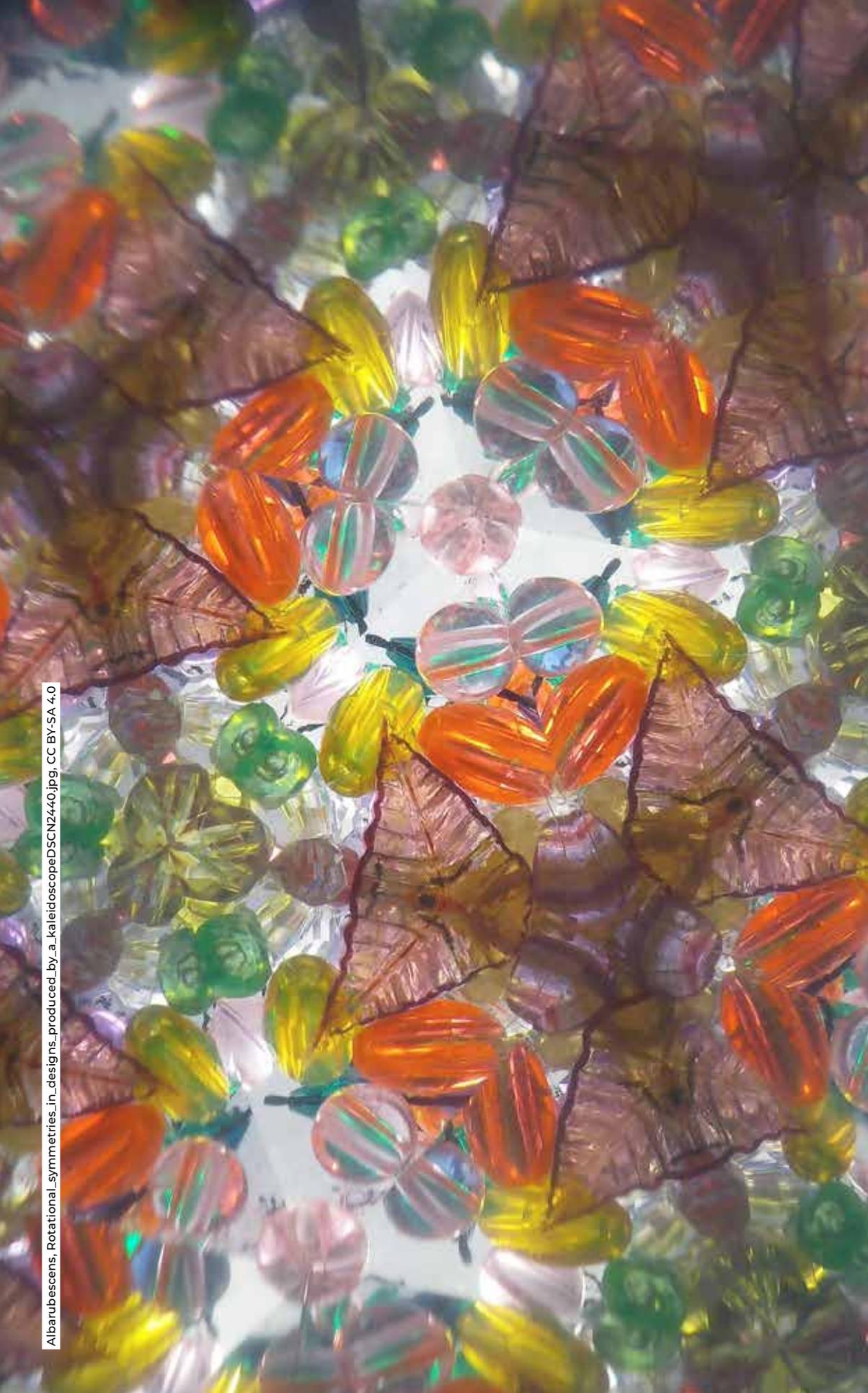


Basile Morin, Street crowd_reflecting_in_the_polyhedral_mirrors_of_the_station_Tokyo_Plaza_Omotetsando,,Harajuku,,Tokyo,,Japan.jpg, CC BY-SA 4.0



»Gegenrede fühlt sich für mich an, als würde man eine Tür unter hohem Druck zuhalten – um zu verhindern, dass eine gewaltvolle Ideologie mehr Macht und Raum gewinnt. Aber das bedeutet auch Stillstand.«

Kübra Gümüşay



Die Architektur der Gewalt

Ein Gespräch mit  Kübra Gümüşay  und  Christina Dinar

Gendersensible Sprache hat sich in vielen Bereichen des öffentlichen Lebens durchgesetzt. Auf der anderen Seite scheint im Netz, gerade angesichts einer gärenden Krisenstimmung, die Sprachverrohung noch zuzunehmen. Driften die Sphären immer weiter auseinander?

Kübra Gümüşay: Gesellschaft funktioniert in Gleichzeitigkeiten, es gibt weder nur Fortschritte noch ausschließlich Rückschritte. Wir haben heute ein ausgeprägteres Bewusstsein dafür, dass unsere Gesellschaft, so wie sie ist, nicht fertig sein muss. Sondern dass wir Menschen eigentlich die Werkzeuge in der Hand hätten, um ein gerechteres Miteinander zu ermöglichen. Das hat zum Teil mit dem Internet zu tun, das andere Lebensrealitäten sichtbar macht, uns aber auch vor Augen führt, dass es sich bei manchen Werten, die wir als Grundrechte formuliert haben, um Utopien handelt, nicht um Tatsachenbeschreibungen. Die Lücken zwischen Anspruch und Wirklichkeit werden sichtbarer, und das erzeugt Reibung. Die braucht eine Gesellschaft im Wandel aber auch.

Christina Dinar: Was mich beschäftigt, ist die Frage, inwiefern wir uns auch im Netz überhaupt noch begegnen und aufeinander einlassen. Wir müssen keine gemeinsame Sprache sprechen, wir müssen auch nicht alle gendern. Aber wir sollten Begegnun-

gen zulassen, selbst wenn sie manchmal schmerzhaft sind. Von den wachsenden Polarisierungen profitieren vor allem Rechtsextreme und Populisten. Das sieht man aktuell bei den Menschen, die sich von der Querdenkerbewegung oder Coronaleugnenden mobilisieren lassen, schlicht aufgrund ihrer großen Verunsicherung.

Gümüşay: Was wir brauchen, ist eine suchende Sprache. Es existiert ja kein Parallel-Duden, in dem die Wörter verzeichnet sind, die man benutzen darf oder nicht. Das Gendersternchen ist auch für mich nicht die perfekte Lösung – aber unter den aktuell zur Auswahl stehenden eine praktikable. Natürlich stellt sich viel grundsätzlicher die Frage, weshalb man überhaupt spezifizieren muss, welches Geschlecht eine Person hat, was doch häufig komplett irrelevant für den Kontext ist. Aber tatsächlich ist das Suchende, das Bewusstsein um die eigene Begrenztheit, notwendig, um in einen Dialog treten zu können. Stattdessen erleben wir ein Aufeinanderprallen von Absolutheitsansprüchen.

Erscheint das Problem der Hassrede im Netz auch deshalb so groß, weil eine aggressive Minderheit allein durch Lautstärke den Eindruck erweckt, die Mehrheit zu sein?

Dinar: Ja, die Mehrheit ist laut. Aber das Problem sind die stillen Mitlesenden. Die 80 Prozent der Menschen, die Hassrede

passieren lassen, statt ein Gespräch anzubieten, eine Haltung erkennen zu lassen, eine Gegenposition einzunehmen – um den Austausch voranzubringen. Eigentlich sollte das Internet genau das ermöglichen, tatsächlich begünstigt es scheinbar den Rückzug. Das passive Konsumieren schafft den Boden für die Extreme, statt Empathie beobachten wir Schaukämpfe um Deutungshoheit.

Gümüşay: Rücksichtnehmen, Raum für Zweifel lassen – das sind Ressourcen, die aufgebraucht werden können. Was wir in der Pandemie erleben, fühlt sich an wie ein Stau in Istanbul, New York oder Kairo, wo alle nach anderthalb Stunden so gereizt sind, dass sie nur darauf warten, provoziert zu werden, um endlich ihre Wut entladen zu können. Ich finde allerdings die ständigen Appelle an Menschen problematisch, sich doch bitte anders zu verhalten. Stattdessen sollten wir auf die Architektur der Plattformen schauen, wo diese Sprachgewalt sich ereignet. Architektur hat Einfluss darauf, wie wir uns in dem jeweiligen Raum bewegen, sie erzieht uns zu einem bestimmten Verhalten. Das heißt, jedes Mal, wenn gewaltvolle Worte und Narrative unwidersprochen bleiben, wird ein Exempel dafür statuiert, was vermeintlich sagbar ist.

Reichen die bestehenden Gesetze gegen Hassrede aus?

Dinar: In Deutschland haben wir ja das Netzwerkdurchsetzungsgesetz, kurz NetzDG, auf europäischer Ebene wird es bald den Digital Services Act geben. Das NetzDG soll den Userinnen und Usern die Möglichkeit geben, Inhalte zu melden, die strafrechtlich relevant sind, Beleidigungen und anderes. Erst kürzlich ist eine Erhebung dazu erschienen. Die Bewertung ist schwierig, weil die Plattformen, die unter dieses Gesetz fallen – das sind alle, die in Deutschland über zwei Millionen Userinnen und User haben – ihre Transparenzberichte nach eigenen Kriterien und nicht einheitlich gestalten. Auf Twitter wurden im zweiten Halbjahr 2020 nach diesem Verfahren 800.000 Posts gemeldet, bei Youtube 300.000, auf Tiktok 250.000 – und bei Facebook? 5.000 Posts. Daran sieht man schon, wie Plattformen ihre Macht nutzen, um Beschwerden zu umgehen. Bei Facebook ist das Meldeverfahren so komplex gestaltet, dass es kaum genutzt wird.

Welche Strategien bewähren sich nach Ihrer eigenen Erfahrung gegen Hassrede?

Gümüşay: Eine wirksame Strategie, die aber kaum diskutiert wird: Wir suchen uns aus, mit wem wir sprechen. Wenn wir als Referenz immer wieder diejenigen

Menschen zulassen, die am gewaltvollsten agieren, am aggressivsten, dann infantilisieren wir jegliche Form von Diskurs. Teilweise auch, weil es uns dann leichter fällt, uns über diese Menschen zu erheben und eine Position komplett zu delegitimieren. Die wirksamste Strategie ist, gewaltvolle Sprache nicht mit Aufmerksamkeit zu nähren.

Dinar: Interessant! Das war ja lange der Netiquette-Tipp für den Umgang mit unangebrachter Rede im Internet: Don't feed the troll. In den vergangenen Jahren ist dieser Imperativ aber zurückgetreten hinter die Forderung nach aktiver Gegenrede ...

Gümüşay: Gegenrede fühlt sich für mich an, als würde man eine Tür unter hohem Druck zuhalten – um zu verhindern, dass eine gewaltvolle Ideologie mehr Macht und Raum gewinnt. Aber das bedeutet auch Stillstand. Wenn ein Großteil unserer Ressourcen in Widerstand fließt und nur wenig in den Aufbau der Diskurskultur, die wir uns wünschen, dann stagnieren wir als Gesellschaft. Das lässt sich auf alle möglichen sozialen Bewegungen übertragen. Wenn antirassistische Arbeit primär bedeutet, Widerstand gegenüber rassistischer Sprache und Gewalt zu leisten, aber keine Räume entstehen, wo man sich darin übt, rassismuskritischer miteinander umzugehen, dann stagniert eine Bewegung.

Dinar: Meine Erfahrung aus dem Digital Streetwork ist, dass Kommunikation immer auch einen Lernprozess bedeutet. Und jeder Inhalt, den eine Community ächtet, wo sie eine klare Grenze zieht – etwa: Diese Haltung passt nicht zu unserem Konzept von Gleichheit – kann dieses Lernen bestärken und Impulse geben.



Kübra Gümüşay ist Journalistin, Autorin und politische Aktivistin. Sie studierte Politikwissenschaften in Hamburg und an der Londoner School of Oriental and African Studies. 2011 wurde ihr Blog Ein Fremdwörterbuch für den Grimme Online Award nominiert; die von ihr mitbegründete Kampagne #ausnahmslos wurde 2016 mit dem Clara-Zetkin-Frauenpreis ausgezeichnet. Gümüşays Buch »Sprache und Sein«, in dem sie beschreibt, wie Sprache unser Denken prägt und unsere Politik bestimmt, erschien 2020.



Christina Dinar hat Soziale Arbeit, Theologie, Kulturwissenschaften und Gender Studies studiert und war in der politischen Bildungsarbeit für verschiedene Stiftungen und im Community-Bereich bei Wikimedia Deutschland tätig. Für die Amadeu-Antonio-Stiftung leitete sie digitale Projekte gegen Hatespeech und für Rechtsextremismusprävention. Dinar ist Präsidiumsmitglied von Wikimedia Deutschland und Mitglied des Think Tanks futur eins.

T

Technophilie

Kein Zweifel: »Das Netz« hat das Potenzial, etablierte gesellschaftliche Strukturen wie überkommene oder dysfunktionale Regierungsformen aus den Angeln zu heben. Doch wie gehen wir mit der Tendenz um, dass Politik Technik zunehmend als Allheilmittel für gesellschaftliche Probleme adressiert?

Gemeinsam besser hämmern

Welche politischen Rahmen Algorithmen und KI brauchen

Ein Essay von  Julia Krüger

»We reject: kings, presidents and voting.
We believe in: rough consensus and running
code.«

[Leitspruch der Internetentwicklung aus dem Kontext der internationalen Abstimmung über gesellschaftliche Standards der Datenkommunikation im Rahmen der Internet Engineering Task Force (IETF) von David D. Clark (1992)]

Kein Zweifel: »Das Netz« hat das Potenzial, etablierte gesellschaftliche Strukturen wie überkommene, ineffiziente oder dysfunktionale Regierungsformen aus den Angeln zu heben – also durch technologische Entwicklung gesellschaftlichen Fortschritt zu erwirken. Allerdings ist spätestens seit dem Abwurf der ersten Atombombe über Hiroshima 1945 auch klar, dass jede technologische Errungenschaft zum Guten wie zum Schlechten genutzt werden kann. Die Debatte über Dual-Use-Technologien zeigt das ebenso wie die Überwachung und Manipulation von Menschen mittels moderner Datenanalyse-Technologie vonseiten des Staates oder der Wirtschaft.

In der Praxis führt bislang das mangelhafte Verständnis für Grundlagen und Funktionsweise von KI zu urheber- und wirtschaftsrechtlichen Einschränkungen

Doch das Netz und andere digitale Innovationen stellen den verantwortungsvollen Umgang der Gesellschaft mit Technologie vor zwei besondere Herausforderungen. Siehe »Maslows Hammer«: »Wenn dein einziges Werkzeug ein Hammer ist, sieht jedes Problem wie ein Nagel aus.« (Nach Abraham Maslow, 1966). Die Analogie, nach der die gewohnte Art der Lösung den Blick auf jedes neue Problem prägt, wird in der Technik- und Internetforschung gern zitiert – beispielsweise, um die Pfadabhängigkeit technischer oder politischer Entwicklungen zu beschreiben. Vermutlich können aber weit weniger Menschen mit den Hämmern »Internet«, »Software« oder »Datenanalyse« so professionell umgehen wie mit dem klassischen Werkzeug. Zumindest für Entwicklung oder innovative Anwendungen fehlt den meisten das Verständnis. Umgekehrt sind auch

Technikentwicklerinnen und Technikentwicklern oft viele Anwendungsbereiche nicht ausreichend vertraut. Wir haben es also mit einem »Werkzeug« zu tun, dessen zielgenaue Entwicklung und Anwendung Kooperation erfordert, und damit zunächst interdisziplinäre Bildung.

Besonders deutlich wird das derzeit beim Thema Künstliche Intelligenz (KI) – womit hier zunächst einmal die Vielzahl von Datenanalyse- und Plattformtechnologien gemeint ist, die durch große Mengen an Daten, Rechenpower und ein hohes Maß an Vernetzung selbst lernende Maschinen ermöglichen. In der Theorie versprechen diese Technologien potenziell neuartiges Wissen und Steuerungsoptionen. In der Praxis führt bislang das mangelhafte Verständnis für Grundlagen und Funktionsweise von KI zu urheber- und wirtschaftsrechtlichen Einschränkungen, die ihr wahres Potenzial mindern.

Man bräuchte eine Art öffentliches Daten-Management, das vielen Akteurinnen und Akteuren den Zugriff für unterschiedliche Zwecke ermöglicht

Als Beispiel kann die Corona-Pandemie dienen: Wollte man das neuartige SARS-CoV-2-Virus und seine Verbreitung besser verstehen, könnte man neben Virologinnen und Virologen auch Data-Scientistinnen und -Scientisten befragen. Bislang wurde

die Verbreitung des Virus vor allem durch Tests an Hamstern und Frettchen untersucht, ebenso durch Experimente mit Menschen und Objekten. Wobei einige Fragen offengeblieben sind: Wird SARS-CoV-2 auch über Objekte oder CO² übertragen? Falls ja, was würde das für den Handel mit Geld, für internationale Lieferketten, Klimaanlagen etc. bedeuten? Und was wäre bezüglich der Freiheitseinschränkungen im Kontext der Pandemie-Bekämpfung zu folgern? Sind sie zielführend?

Eine datenbasierte Beantwortung wäre vermutlich günstiger, ethischer, schneller und repräsentativer als traditionelle Forschung – bedürfte jedoch des Zugangs zu entsprechenden Daten. Nicht nur zu Infektionsdaten, sondern auch zu Informationen über globale Produktion und Verteilung (z. B. Infrastrukturen und Routen, Art und Menge der Güter, Verpackung, Art des Transports etc.), Daten aus Stadtplanung und Architektur (z. B. Gebäudepläne mit Luftkanälen oder Klimaanlagen, Lufträume, Nähe zu Häusern etc.), Daten des öffentlichen Nahverkehrs (Infrastruktur, Lufträume, Auslastung und Frequenz etc.). Diese müssten maschinenlesbar und standardisiert vorliegen. Und man bräuchte eine Art öffentliches Daten-Management, das vielen Akteurinnen und Akteuren den Zugriff für unterschiedliche Zwecke ermöglicht. Zumindest in Deutschland ist das bislang undenkbar.

Auch aktuelle EU-Gesetzesentwürfe verweisen mit der Registrierungspflicht und Anwendungserlaubnis zur Verwendung öffentlicher Daten sowie potenzielle Verwendungsgebühren leider in eine andere Richtung, die vor allem kommerzielle Verwertung fördert.

»If wars can be started by lies, they can be stopped by truth.« Julian Assange

Das Beispiel zeigt, dass die wahren Potenziale von KI nur durch Kooperation und Offenheit, basierend auf dem »freien Austausch« immaterieller Güter, geborgen werden können. Zudem bedarf es der Transparenz von KI – etwa offene Daten, Standards und Algorithmen – um Einsatz und Wirkung digitaler Tools überprüfen und möglichen Missbrauch verhindern zu können. Der gesellschaftliche Effekt von Technologieentwicklung hängt also auch an der Regulierung weiterer Gesellschaftsbereiche sowie grundlegenden Übereinkünften: Setzen wir KI ein, um etablierte »Branchen« wie Überwachung zu verstärken – oder um eine ganzheitliche Sicherheit für Menschen zu entwickeln? Und falls die Antwort ja lautet: Was braucht es dazu?

Von Julian Assange stammt der Satz: »If wars can be started by lies, they can be stopped by truth.« In Kenntnis des politischen Systems und seiner komplexen Verfahren würde ich heute hinzufügen,

dass auch Politik KI braucht – in Gestalt von Datenanalyse- und Plattformtechnologien. Weniger zur Automatisierung von Input (E-Voting etc.) oder Output (automatisierte Verwaltung etc.), als vielmehr zur besseren Verarbeitung der gesellschaftlich gestiegenen Informationslast, zur besseren Koordinierung relevanter Stakeholder oder zur demokratischen Steuerung eines sozio-ökologischen Wandels. Denn klar ist: Server, Datenverarbeitung, verschlüsselter Cat Content* – sie alle kosten uns Energie und andere Ressourcen und sollten mit Blick auf den Klimawandel wohlüberlegt sein.



Julia Krüger schreibt regelmäßig für netzpolitik.org und arbeitet unabhängig als Politik-Entwicklerin, Journalistin und Wissenschaftlerin zu Fragen der Netzpolitik – vorzugsweise zur Entwicklung Künstlicher Intelligenz (KI), Daten- und Plattform-Politik und ihren Bezügen zum Urheberrecht, Sicherheitspolitik und Gemeinwohl. Zuvor arbeitete sie u. a. für Saskia Esken, MdB SPD (Innen- und Digitalausschuss), und die Bertelsmann Stiftung. Unter dem Händel @phaenomen ist Krüger auf Twitter aktiv

* Cat Content

Cat Content (auch: Katzencontent) ist ein vorwiegend zum Bereich der Populärkultur gezähltes Internet-Phänomen. Der Begriff ist ein Scheinanglizismus und bedeutet wörtlich übersetzt »Katzen-Inhalte«. Im englischen Sprachraum ist der Begriff »Cat Content« dagegen nicht verbreitet. Dort spricht man von »Cats on the Internet«.
[Quelle: Wikipedia]

3 Fragen an: Chris Köver

Werden Technologien zunehmend zum Allheilmittel der Politik – siehe die Corona-App?

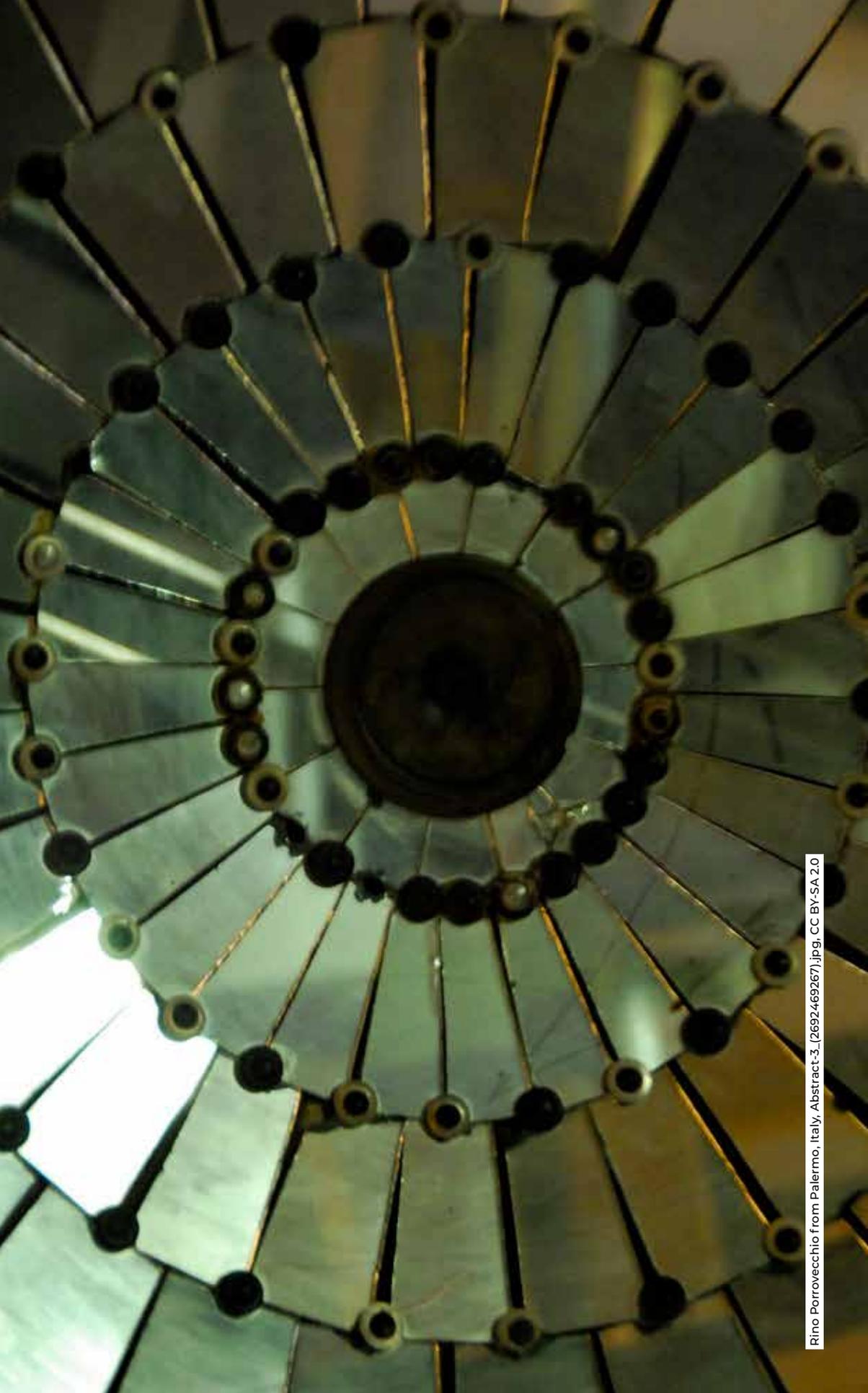
Ich glaube, es gibt eine ungünstige Tendenz, die Lösung für gesellschaftliche Probleme in technologischen Mitteln zu suchen. Das funktioniert aber nicht, denn Technologien sind nie an sich Lösung oder Problem. Ein Beispiel: Der Algorithmus der österreichischen Arbeitsmarktservices AMS teilt Arbeitssuchende in drei Kategorien ein – je nach Wahrscheinlichkeit, dass sie schnell wieder einen Job finden. Dafür wurde die AMS scharf kritisiert, weil es einen deutlichen Punktabzug gibt für Alter, fürs Frausein, fürs Muttersein oder für Behinderungen.

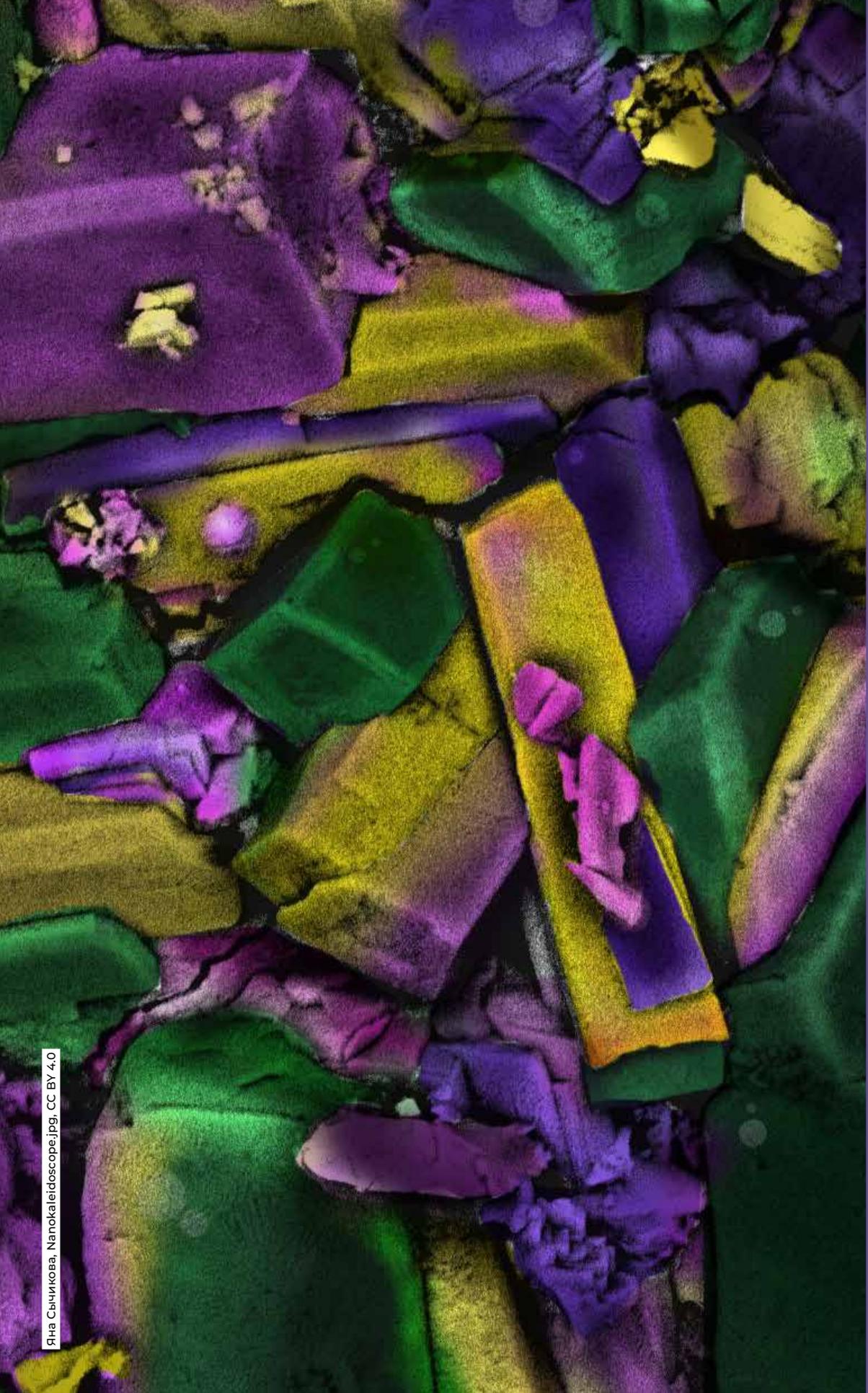
Das Problem ist aber nicht der Algorithmus. Der trifft ja lediglich eine Prognose, basierend auf vergangenen Daten aus dem Jobmarkt. Man könnte ihn als »Diskriminierungsbarometer« begreifen und positiv nutzen, etwa um zu identifizieren, wer besonders viel Unterstützung braucht. Stattdessen wird er eingesetzt, um Förderung vermeintlich effizient zu lenken – was im Ergebnis chancenarmen Menschen noch weniger Chancen einräumt. Dieses Problem lässt sich nicht im Algorithmus lösen. Sondern es bedarf der gesellschaftlichen Übereinkunft, wie und wofür wir diese Technologie einsetzen wollen.

Welche Probleme gehen damit einher, wenn gesellschaftliche Probleme durch Technologien gelöst werden sollen?

Solche Lösungsversuche lenken von anderen gesellschaftlichen Defiziten ab. Ich beschäftige mich viel mit technologisch gestützter Gewalt. Zum Beispiel werden Mobiltelefone zunehmend im Privaten dafür genutzt, Menschen ohne ihr Wissen zu überwachen und zu kontrollieren.

Es gibt sehr gute Initiativen, die dafür sensibilisieren, auch Antivirenhersteller haben das Thema jetzt für sich entdeckt. Zugleich ist das kein Problem, das Betroffene im Privaten lösen können oder sollten. Das Problem liegt vor allem bei der Polizei und den Staatsanwaltschaften: Dort fehlt es an Wissen, oft wird solche Gewalt abgetan mit der Begründung: »Es ist ja bisher nur online, da ist ja noch gar nichts passiert.« Oder es wird Betroffenen geraten, nicht mehr ins Internet zu gehen. Es fehlen auch die technischen Ressourcen, um Geräte zu untersuchen.





»Es ist tatsächlich leicht, abstrakt und dogmatisch verschiedene Positionen einzunehmen und sich dabei den Schädel einzuschlagen, statt wirklich aufs Konkrete zu gehen.«

Christoph Kappes



Wie können Technologien beziehungsweise algorithmische Entscheidungssysteme besser von der Politik eingesetzt werden?

Es wäre schon viel gewonnen, wenn staatliche Stellen automatisierte Entscheidungen nicht als Machtinstrument einsetzen würden, sondern tatsächlich an den Bedürfnissen der Betroffenen ausrichten. Das bedeutet aber, dass man eben diese Menschen natürlich schon in die Entwicklung mit einbeziehen müsste, abfragen sollte: Was hilft euch, was braucht ihr?

Manchmal wird dann vielleicht auch die Antwort kommen: Wir brauchen das nicht. Abgesehen davon muss in der EU eine klare Regelung gefunden werden, unter welchen Auflagen bestimmte Hochrisikotechnologien wie biometrische Erkennung überhaupt eingesetzt werden dürfen – egal, ob von staatlichen Stellen oder Unternehmen. An diesen Regeln wird gerade gearbeitet.



Chris Köver ist Journalistin. In ihrer Arbeit u. a. für netzpolitik.org recherchiert sie zu den Querverbindungen von digitalen Technologien und sozialer Gerechtigkeit, maschinellem Lernen und Diskriminierung, Überwachung und Geschlecht - aus einer intersektional feministischen Perspektive. Sie ist Mitbegründerin und Mitherausgeberin der seit 2008 erscheinenden feministischen Zeitschrift Missy Magazine.

Stichwörter, zu Theorien aufgeblasen

Ein Interview mit  Christoph Kappes

Was hat Sie an der digitalen Entwicklung in den vergangenen 20 Jahren überrascht – und was hätten Sie sich von Netzpolitik mehr gewünscht?

Es gibt nicht die eine große Überraschung. Ich sehe viele kleine Veränderungen, die in der Summe den Unterschied machen. Man kann auf Machtverhältnisse schauen, auf Technologien, ökonomische Strukturen. Und in jeder dieser Dimensionen gelangt man zu anderen Erkenntnissen.

Im Bereich Technologie hat es sehr viele Veränderungen gegeben, die für die End-User gar nicht so sichtbar sind. Das ist für Nicht-Technikerinnen und -Techniker alles »chinesisch«. So hat sich zum Beispiel Javascript sehr entwickelt, während Java für normale Webanwendungen fast verschwunden ist. Flash ist verschwunden, dafür sind Javascript-Frameworks, React und Vue beispielsweise im Vormarsch. Der Weg von Netscape zu Chrome ist technisch. Paradoxerweise hat sich für die Nutzenden aber gar nicht so viel geändert: Seiten können mehr, sind aber schneller im Seitenaufbau, vor allem auf Mobilgeräten. Weil Anwendungen nun mehr und mehr in der Cloud laufen, ist der Browser tatsächlich das Betriebssystem geworden, wie man früher ganz verwegen sagte. Das Tempo wird immer schneller, nicht zuletzt, weil es immer mehr Schnittstellen zwischen Diensten gibt, und weil moderne Technologien Skalierung

ermöglichen (Docker, Kubernetes). Innovationen erlauben es jeweils, auf einem höheren Level schnellere, bessere Lösungen zu bauen – die leider von der Komplexität her zunehmen.

Trotzdem gibt es heute wieder »schlanke Seiten« auf dem Handy, wie im Netscape-Browser von 1997, als es äußerst leichtgewichtige, schlanke Textseiten gab. Ob ich »überrascht« bin? Ja, weil es nicht absehbar war, nein, weil es doch nur leichter, schneller, einfacher geworden ist, während es unter der Haube sozusagen komplizierter wurde – die gleiche Entwicklung wie beim Auto. Das wiederum ist möglicherweise auch ein Problem für eine Open-Source-Gemeinde, weil es anspruchsvoller ist, mit der Technik hinterherzukommen. Im Bildungsbereich verfolge ich im Moment das Beispiel Moodle – so was konnte man in den 90ern bei Lycos auf drei Pizzaschachteln laufen lassen, aber wenn man heute hoch individualisierte Seiten und eine sechsstellige Zahl von Schülern morgens um acht online hat, ist das eine andere Nummer. Dafür muss man moderne Skalierungstechniken und Devops beherrschen, das müsste etwa das Finanzministerium des Landes Bayern als Betreiber wohl noch lernen. Ich fürchte, wegen der zunehmenden Komplexität verschwindet auch das selbst gehostete und selbst gebastelte Blog. Weniger Probleme hat man eben mit Plattformen wie Facebook und Co – dass

Menschen so bequem sind, hat mich dann doch etwas überrascht. Aber Menschen wollen es eben »convenient«, einfach los-schreiben.

Zur Ökonomie: Dass es eine gewisse Klumpenbildung unter den Anbietern gibt, hat mich schon überrascht, aber der Vorsprung ergibt sich eben aus Datenbeständen und ständiger Weiterentwicklung. Ein kleiner, zum Beispiel nationaler Anbieter, hat da keine Chance gegen Google oder Amazon – das sind eben Economies of Scale. Dieselben Economies of Scale machen es umgekehrt auch vielen Kleinanbietern möglich, einer von etwa hunderttausenden von Shopify-Shops zu sein.

Was die politische Öffentlichkeit wiederum angeht, bin ich doch enttäuscht, dass wir so viel Häme, Geätze und Missgunst sehen, von Hassrede ganz zu schweigen. Aber Überraschung ist eben auch eine Folge falscher Erwartungen. Man hätte es sich denken können, wenn man gedacht hätte. Netzpolitik war aus meiner Sicht immer wieder mit der Abwehr von Eingriffen in Freiheitsrechte befasst, von Vorratsdatenspeicherung bis Uploadfilter, und auch mit Kämpfen um zeitgemäßes Urheberrecht. Was viel zu wenig geschah, war nach vorn gerichtete Gestaltung von Standards, Codes und Ressourcen.

Wie könnte Politik Technik besser einsetzen, um digitale Communitys und zivilgesellschaftliche Organisationen strukturell zu unterstützen?

Politik wäre besser beraten, wenn sie grundlegende Softwareentwicklung fördern würde statt auf Projektebene zu investieren. Software ist in Schichten aufgebaut und hat

Spezialfunktionen, erst daraus ergeben sich dann Applikationen. Man muss in einer Art Landschaft von Anwendungen denken, Beispiel CivicTech, und von hier aus grundlegende Module entwickeln. Das gilt aber ebenso für kommerzielle Bereiche wie E-Commerce oder auch von allen nutzbare Anwendungen wie modernste Wikis. Ein Beispiel: Mitgliederverwaltungen, Spendenprozesse und Newsletter von Vereinen und anderen NGOs. Da ist ein großes Feld zu bestellen, mit dem man die Zivilgesellschaft stärken kann. Von hier aus ist es gar nicht so weit bis zu CRM-Software, die auch in kommerziellen Umfeldern gebraucht wird. Man sieht es auch in der Ordnungspolitik: Buchhändler beziehen Shopsysteme entweder vom Distributor, der nur begrenzt ihre Interessen verfolgt, oder sie müssen sich Shops für fünfstellige Beträge von einer Agentur bauen lassen, was sie finanziell stark belastet und selten wirklich gute Lösungen bringt. Warum fördert man nicht beispielsweise Shop-Infrastruktur, spezialisiert sie für Branchen wie Buchhändler (z. B. für spezifische Metadaten wie ISBN) und sichert den Code nicht gegen Übernahme ab? Es passiert ja immer wieder, dass Open Source wie Java von Oracle gekauft wird oder Magento von Ebay. Es wäre wichtig, nach grundlegenden Software-Architekturen und Tools zu schauen, die in verschiedenen Lösungen enden können. Dafür braucht man allerdings eine Art Project Office für eine Landschaft an Projekten (sog. »Programmen«) und viel mehr Fach-Know-how als nur ein paar Coder.

Wikimedia ist ja auch so ein Fall. Wenn man die nächsten Schritte mit den Features von Enterprise-Wikis zusammendenkt und auf eine technologische Basis setzt, wäre vielleicht viel gewonnen. Auch viele Unter-

nehmen leiden ja unter teurem Sharepoint-Gebastel. Dafür müsste man freilich auch mal kommerziellen Software-Anbietern die Stirn bieten, was Politik ungern macht, auch weil es keine steuernden Instanzen gibt.

Ich wünsche mir von der Politik eine koordinierende Hand, um aktiv Infrastruktur zu entwickeln, die für völlig verschiedene Bereiche genutzt werden kann. Hier muss man allerdings Open Source nicht gegen proprietäre Lösungen ausspielen, beide sind gut miteinander verträglich. Kommerziell läuft ja ohnehin viel auf Open Source, wie man umgekehrt mit Open-Source-Modellen auch Kontrolle behalten kann.

Lässt sich die Netz-Community in eine Open-Source- und eine Microsoft-Fraktion unterteilen?

Ja, das ist mein Eindruck, oder mehr noch: Es sind zwei »Communitys«, zwei Sphären, die Lagerkämpfe aufführen. In der Praxis leben jedoch Open-Source- und proprietäre Lösungen »in harmony« auf jedem Computer. Und ich halte Open Source auch nicht a priori für besser. Das hängt vom Anwendungsbereich ab. Wenn es um Software für die öffentliche Hand geht, ist Open Source sehr sinnvoll, weil besser erkennbar ist, ob jemand Hintertürchen eingebaut hat. Es gibt aber auch Bereiche, wo Open Source als ökonomische Waffe eingesetzt wird, um andere zu verdrängen. Google hat Apple damit im Mobile-Bereich vom Thron geschoben.

Wenn man sich anschaut, wie erfolgreich Google mit Android ist – das ist ein Open-Source-Modell. Oder wie erfolgreich Google mit Chrome und Chromium ist. Ebenfalls

Open-Source-Modelle, die aber mit bestimmten Strukturen gesteuert werden: Über Bezuschussung, bestimmte Schlüsselpositionen, über Einfluss in Gremien sichert man sich eine Position der Spinne im Netz. Umgekehrt wird Open Source gern auch kommerziell vereinnahmt, etwa Java durch Oracle oder Magento durch eBay. Ich denke, Politik müsste dafür sorgen, dass es keine Machtverklumpungen allein durch Software geben kann, die Abhängigkeiten zwischen Software-Schichten sind schon eine Besonderheit. Etwa kann, wer den Browsermarkt kontrolliert, auch eine exklusive Sonderstellung auf anderen Ebenen erreichen. Daher sehe ich es mit Sorge, wie Mozilla in Deutschland fast bis zur Bedeutungslosigkeit gelangt ist.

Häufig wird kritisiert, dass Politik Technik mit der Intention der Überwachung und Kontrolle nutzt. Verstellt der öffentliche Fokus auf diese Problematik andere, wichtigere Zukunftsfragen?

Das sollte man nicht gegeneinander aufrechnen. Die Öffentlichkeit verfügt über genug Aufmerksamkeit, um mehr als ein Thema zu behandeln. Da verstellt grundsätzlich nichts irgendetwas. Es ist aber schon eine Frage, wo man den Schwerpunkt setzt. Und es liegt in der Geschichte des Staates, dass Politik eher Eingriffe als Leistungen managt. Wir sehen auch in der Corona-Krise, wie schwer es fällt, eine Infrastruktur aufzubauen, das ist langsam (Warn-App), nicht immer professionell (luca App), von der Governance nicht gut gemacht. Was der Chaos Computer Club macht, müsste eigentlich eine öffentliche Stelle machen, und es braucht einfach mehr Ressourcen an IT im öffentlichen Dienst. Auch das RKI ist ein Beispiel für eine meines Erachtens wirklich

haarsträubende Praxis an Excel-Gebastel, das erinnert mich an die 1990er – und die Lösung ist nicht kompliziert.

Wir versteigen uns alle miteinander auch immer wieder in Abstraktionsdebatten, die mir ein bisschen zu dogmatisch sind. Die Grundrechtsverankerung des Datenschutzes kann ich als Jurist gut nachvollziehen, aber man muss stärker die ohnehin anfallenden Kommunikationsdaten von sensibleren Daten unterscheiden. Man muss die Fälle, die völlig unterschiedlich in ihrer Gefährdung sind, mehr differenzieren. Dies betrifft etwa zur Pandemiebekämpfung erhobene Kontaktdaten, die kurzfristig gelöscht werden müssen. Diese ganze Infrastruktur braucht allerdings auch ein »End of Live«, das hat die Politik nicht gut gemacht – so eine CWA-Infrastruktur muss sich, überspitzt gesagt, automatisch löschen.

Es ist tatsächlich leicht, abstrakt und dogmatisch verschiedene Positionen einzunehmen und sich dabei den Schädel einzuschlagen, statt wirklich aufs Konkrete zu gehen und zu fragen: Wo genau liegt das Problem? Das verbauen wir uns häufig durch ideologisch gefärbte Diskussionen. Die Lager reden zu wenig konstruktiv miteinander.

Wir erleben auch Diskussionen, getrieben durchs Feuilleton, die wissenschaftlich eigentlich überholt sind, aber sich aus Unkenntnis meme-artig wiederholen. Die Filter-Bubble-Theorie von Eli Pariser wird heute immer noch überall kolportiert, obwohl sie sich wissenschaftlich kaum bestätigen lässt und obwohl wir aus meiner Sicht ganz andere Probleme in der Kommunikation haben. Der Vorwurf eines »Solutionism«, den Evgeny Morozov formuliert hat, wird ebenfalls heute noch weiter trans-

portiert, obwohl es in der Technikgeschichte ein völlig normaler Vorgang ist, zunächst eine Erfindung zu machen, und dann zu überlegen, was sich damit anfangen lässt. Das ist technikgeschichtlich der Gang der Dinge. Als das Radio bereits erfunden war, wusste man nicht, dass man es erfunden hatte. Man musste noch ein paar Jahre ausprobieren.

Genau so ist es im Software-Bereich. Das ist ein Wechselspiel von technischem Artefakt und sozialen Strukturen, die wiederum antagonistisch sind, chancen- oder risikoorientiert. Es wird aus meiner Sicht zu viel an Stichwörtern, die irgendwo aus den Feuilletons aufgeschnappt wurden, als Theorie aufgeblasen und zu Distinktionszwecken unhinterfragt nachgeplappert.



Christoph Kappes, von Haus aus Jurist, hat 1991 eine der ersten Internet-agenturen Deutschlands gegründet. Seit über 20 Jahren beschäftigt er sich beruflich mit der Digitalisierung; mit wirtschaftlichen und technisch-konzeptionellen, seit einigen Jahren auch mit gesellschaftlichen Fragen. Seit 2008 berät er Unternehmen und schreibt zu Themen rund um die Digitalisierung, u. a. für FAZ, Zeit Online, Spiegel Online und Merkur.

U

Ungeregelt

Für datenpolitische Fragen brauchen wir einen regulativen Rahmen. Die Kenntnis der Macht, die in Daten steckt, kann nur der erste Schritt sein. Oft wächst Vertrauen in neue Technologien erst, wenn den Nutzenden ein Mindestmaß an Datenschutz zugesichert wird. Doch wie kann das notwendige Vertrauen in das Grundrecht des Datenschutzes in Zeiten der Pandemie geschützt werden?

Wer sichert das Gemeinwohl in der Datenpolitik?

Ein Interview mit  Bijan Moini

Brauchen wir mehr Datenbewusstsein, um über Datenpolitik sprechen zu können?

Bijan Moini: Die wenigsten Menschen begreifen, welchen Wert Daten besitzen. Und das meine ich nicht nur im ökonomischen Sinne, sondern auch im ideellen: Private Fotos, Informationen über Vorlieben aller Art – solche personenbezogenen Daten sind nicht mit einem Eurobetrag zu versehen, aber für den Einzelnen im Zweifelsfall extrem wertvoll. Dazu kommt eine zweite ideelle Ebene, nämlich die gesamtgesellschaftliche: Wie werden Daten zu Überwachungszwecken eingesetzt, wie versuchen Konzerne, mit Daten politische Diskurse in eine bestimmte Richtung zu lenken? Für diese Fragen brauchen wir einen regulativen Rahmen. Die Kenntnis der Macht, die in Daten steckt, kann nur der erste Schritt sein.

Immerhin gab es in Deutschland ein Jahr lang eine Datenethik-Kommission. Was hat sie bewirkt?

Die Kommission hat viele Facetten auf den Plan gebracht, die in der komplexen Gemengelage oft unberücksichtigt bleiben. Unter anderem hat sie den Blick darauf gelenkt, dass auch der Staat über Daten verfügt, die für die Zivilgesellschaft wertvoll sind und für Gemeinwohlzwecke eingesetzt werden könnten. Bei der »Gesellschaft für Freiheitsrechte« unterstützen wir zum

Beispiel einen Kläger, der vom Deutschen Wetterdienst den Algorithmus bekommen möchte, mit dem Bienenflüge vorhergesagt werden. Der Mann – ein Informatiker, der eine Bienenallergie hat – will den Quellcode für eigene Zwecke nutzen und ihn auch öffentlich machen. Die Behörde weigert sich aber, den Algorithmus herauszugeben. Für uns völlig unverständlich.

Welche Daten des Staates sollten noch offen liegen?

Generell haben wir in Deutschland eine Kultur der Geheimhaltung. In angelsächsischen Ländern ist es schon länger Tradition, dass der Staat die Daten offenlegen muss, über die er verfügt – bisweilen auch unter Missachtung persönlicher Datenschutzinteressen. Bei uns ist erst in den 2000er-Jahren das Informationsfreiheitsgesetz eingeführt worden, das aber nicht den Charakter eines Grundrechts hat. Organisationen wie »Frag den Staat« oder Journalistinnen und Journalisten müssen Hunderte von Verfahren anstrengen, um auf Archivmaterial oder aktuelle Informationen zugreifen zu können. Daran zeigt sich schon, dass der Staat noch immer der Überzeugung ist, er arbeite am besten hinter verschlossenen Türen. Es existieren ja auch keine Schnittstellen oder Datenbanken, wo man einsehen könnte, was überhaupt verfügbar wäre – ob Verkehrsdaten, Umweltdaten oder Unternehmensdaten.

Wie steht es umgekehrt um unsere eigenen Daten? Sehen Sie Defizite bei der Datenschutzgrundverordnung?

Die Datenschutzgrundverordnung (DSGVO) regelt ja vor allem die Verarbeitung von Daten durch Private. Daneben gibt es die klassischen Datenschutzgrundrechte, die uns zum Beispiel vor Überwachung durch den Staat schützen sollen. In beiden Fällen gibt es Probleme. Die DSGVO enthält auch schwammige Begriffe, sie lässt Interessenabwägung zu. Wenn ein Unternehmen auf Daten zugreifen will, um ein Produkt zu verbessern, kann es dieses den Schutzinteressen der Nutzerinnen und Nutzer entgegenhalten. Da kommt es sehr auf die Auslegung an. Ich stoße immer wieder auf Fälle, die mit der DSGVO nicht in Einklang zu bringen sind.

Zum Beispiel?

In Polen hat ein kleines Unternehmen den Service angeboten, dort Fotos hochzuladen – woraufhin dann das gesamte Internet nach Bildern dieser Person durchsucht und ein bestimmtes Profil von ihr erstellt wurde. Der Horrorfall solcher Anwendungen würde eintreten, wenn in einigen Jahren Datenbrillen verbreitet wären, mit denen sich beliebige Menschen auf der Straße scannen lassen – wer sie sind, woher sie stammen, mit wem sie sich treffen. Die entsprechende Gesichtserkennungssoftware existiert

längst. Nur aus ethischen Gründen nutzen Google und Facebook sie vorerst nicht.

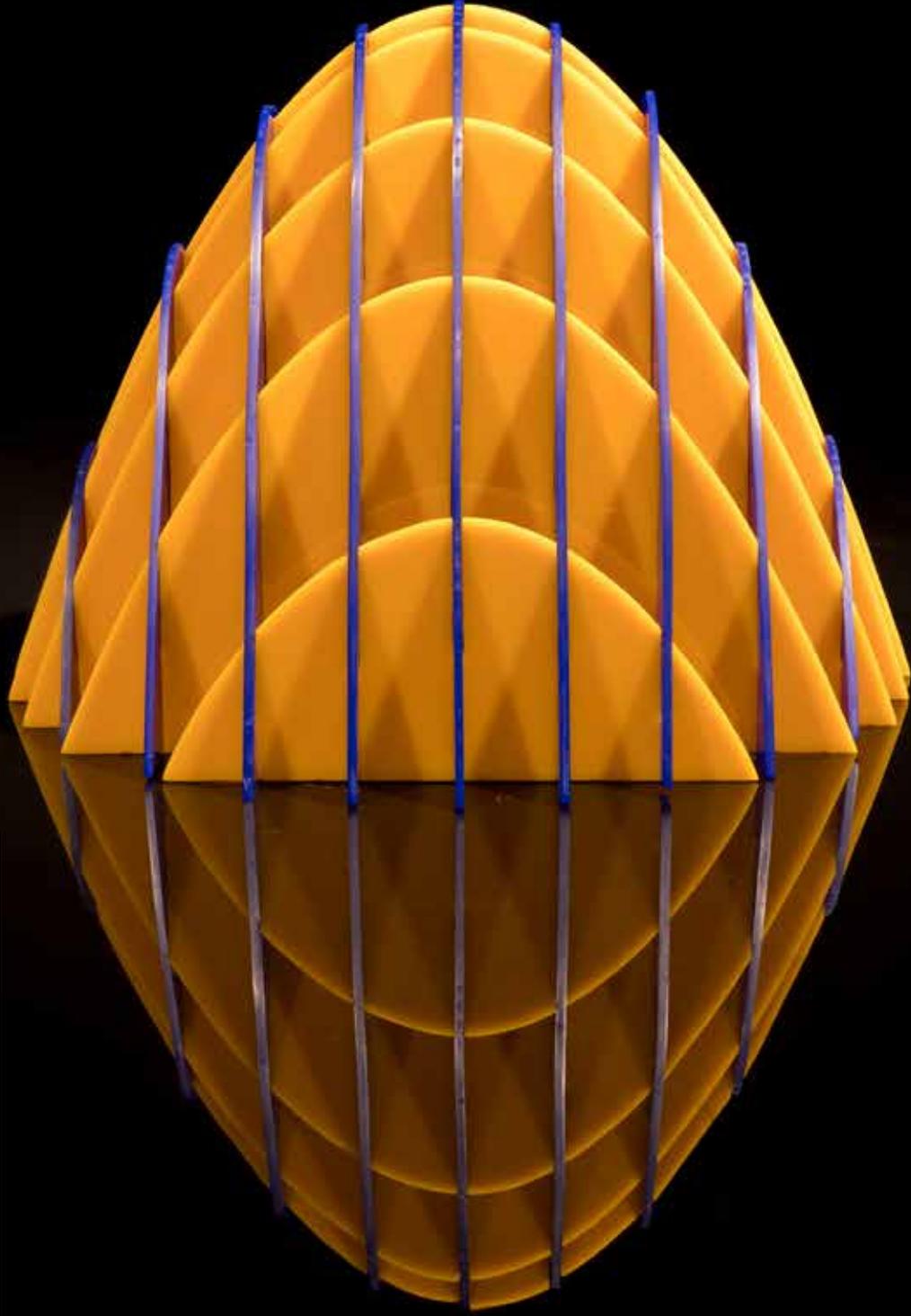
Zumindest ist es mit der DSGVO nicht möglich, globale Konzerne einzuschränken ...

In den USA hat eine Gruppe von 46 Bundesstaaten Klage gegen Facebook angestrengt, mit dem Ziel, WhatsApp und Instagram wieder aus dem Konzern herauszulösen und die Praxis des Konkurrentenaufkaufs zu unterbinden. Niemand wird behaupten, dass das mit unserer DSGVO zusammenhinge. Aber die Tatsache, dass es in Europa eine so umfangreiche Debatte über die Macht von Datenkonzernen gab, ist durchaus in den USA wahrgenommen worden und hat zumindest auf Ebene der Bundesstaaten zu neuen Gesetzen geführt. Wir können in Deutschland nicht Facebook regulieren. Aber wir haben Einfluss auf die EU, und die EU wiederum besitzt Einfluss in der Welt. Der Umgang mit Daten ist ein globales Thema, genauso wie der Umweltschutz.

Sollte Europa mehr digitale Souveränität anstreben?

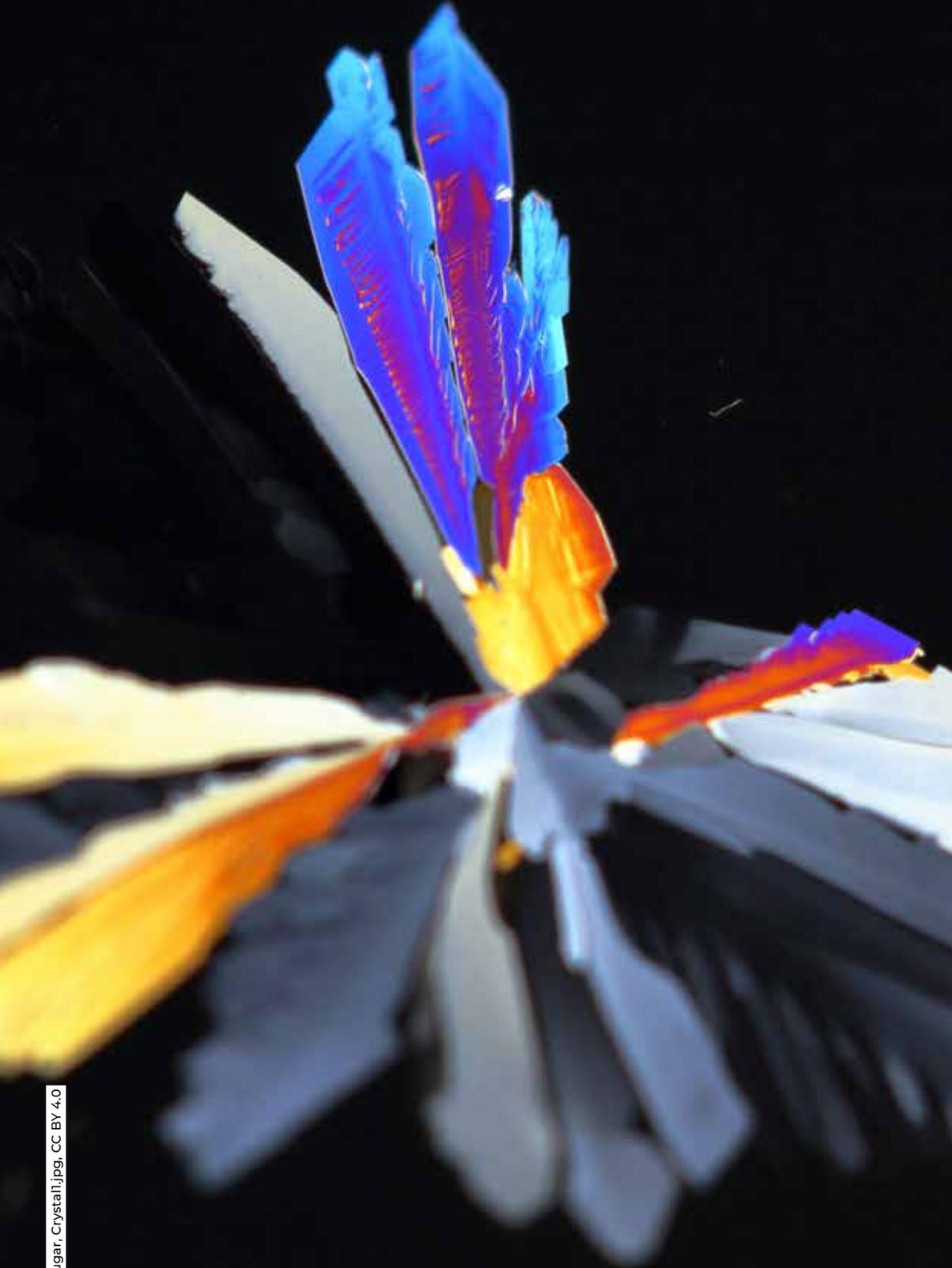
Wünschenswert wäre es. Die Frage ist nur: Wie erreichen wir sie? Viele fragen sich, weshalb es kein europäisches Facebook gibt, kein europäisches Google? Wir hatten ja StudiVZ. Aber es existieren eben doch strukturelle Unterschiede zwischen den





»In dem KI-Hype, in dem wir uns gegenwärtig befinden, wird über Alternativen oft gar nicht mehr diskutiert – weil KI als Lösung schon feststeht.«

Theresa Züger



USA und Europa, die verhindert haben, dass sich solche Varianten bei uns durchsetzen. Wir haben eine Vielzahl verschiedener Sprachen, auch eine andere Haltung zu Risikokapital. Das ist nicht nur ein Problem unserer Datenschutzregulierung.

Was bräuchte es, um eine Datenstrategie nachhaltig zu gestalten?

Jedenfalls mehr als eine Datenethikkommission, die sich nach einem Jahr wieder auflösen muss.

Nachhaltigkeit bedeutet zunächst mal, offen für Veränderungen zu sein. Es ist in der heutigen Zeit in keinem Politikfeld eine gute Idee, irgendetwas für die nächsten 20 Jahre festschreiben zu wollen. Ohnehin hinken wir ja den vielen Möglichkeiten, die Konzerne ausschöpfen, unentwegt hinterher. Wenn man fünf Jahre after the fact ein Dokument aufsetzt, das dann drei Jahre später Gesetz wird, ist man fast eine digitale Generation zu spät dran. Wir brauchen Mechanismen und Strukturen, die darauf ausgelegt sind, sich ständig zu ändern – und Institutionen, die sich das leisten können.



Bijan Moini ist Rechtsanwalt und seit 2018 Syndikus der Gesellschaft für Freiheitsrechte. 2013 wurde Moini zum Dr. iur. promoviert, er arbeitete als Rechtsanwalt in einer Berliner Wirtschaftskanzlei; u. a. baute er dort eine asylrechtliche Pro-bono-Praxis mit auf. Er beschäftigt sich mit gesellschaftspolitischen Themen wie Überwachung und Datenschutz, seine Texte erschienen u. a. auf Spiegel Online und in der FAZ.

Das Co-Design des Gemeinwohls

Ein Interview mit

Theresa Züger

Wie kann Künstliche Intelligenz (KI) dem Gemeinwohl dienen? Welche technischen und gesellschaftlichen Kriterien müssen dafür erfüllt sein?

Gemeinwohl ist ja ein Begriff, der in der politischen Theorie bereits seit den Anfängen der griechischen Demokratie existiert und der vor allem im Rechtlichen mittlerweile sehr gut verankert ist. Das Gemeinwohl wurde schon oft vor dem Bundesverfassungsgericht als Kriterium angeführt. Wichtig ist aber, dass Gemeinwohl nichts Universelles ist, sondern etwas, das von Fall zu Fall neu definiert werden muss. Und zwar von Menschen in ihrer Rolle als Bürgerinnen und Bürger, nicht aufgrund eigener Interessen. Für mich – wie auch für andere politische Theoretikerinnen und Theoretiker – ist in Bezug auf KI vor allem das Konzept von Co-Design von zentraler Bedeutung. Dazu gehört zum Beispiel, Betroffene oder Nutzerinnen und Nutzer mit einzubeziehen, generell auch eine Offenheit für Deliberation zu haben und sich von der Öffentlichkeit während des Entwicklungsprozesses überprüfen zu lassen.

Für welches Anwendungsgebiet für KI gilt das zum Beispiel?

In unserer Forschung geht es etwa darum, ein Tool zu entwickeln, das Übersetzungen in Leichte Sprache leistet. Im Englischen existiert so etwas bereits, im Deutschen

nicht. Wir werden uns also frühzeitig mit Menschen vernetzen, die auf Leichte Sprache angewiesen sind, die entweder nicht deutsche Muttersprachlerinnen und Muttersprachler sind, oder nicht über dieselbe Lesekompetenz verfügen wie die Mehrheitsgesellschaft. Uns ist der Austausch darüber wichtig, was diese Menschen von so einem Tool erwarten, was ihnen wirklich helfen würde. Man muss also Extraschleifen in diesen Prozess einbauen, die ihn auch verlangsamen können, die vielleicht dazu führen, dass man ihn komplett hinterfragt und zugunsten eines anderen Entwicklungsweges verwirft. In dem KI-Hype, in dem wir uns gegenwärtig befinden, wird über Alternativen oft gar nicht mehr diskutiert – weil KI als Lösung schon feststeht. Auch das ist problematisch.

Welche ethischen Gesichtspunkte sind in der Debatte um KI für Sie relevant?

Die Debatten, die wir um AI Ethics führen, gehen in meinen Augen nicht weit genug. Zum Beispiel wird eine Offenheit der Infrastrukturen oft nicht mitbeachtet, also Open Science und auch Open Source. Der zweite wichtige Punkt ist: Accessibility. Das heißt, dass Technologien für alle Menschen zugänglich sein müssen – und dass sie befähigt sind, damit umzugehen. Eine solche Barrierefreiheit von Technologie für alle Gruppen der Gesellschaft herzustellen, ist natürlich eine komplexe Aufgabe. Aber

KI darf keine Technologie für die Elite der Elite sein. Und ein dritter Aspekt ist Nachhaltigkeit. Der kommt zwar im Konzept der AI Ethics vor, wird aber noch nicht ernst genug genommen. Der Imperativ der Technologie wirkt so stark, dass die Frage in den Hintergrund rückt, ob es vielleicht ressourcenschonendere Wege ans Ziel gäbe. Natürlich gibt es KI, die dazu eingesetzt wird, um Effizienz zu steigern, Ressourcen zu schonen – aber erst mal braucht KI selbst eine Menge an Ressourcen.

Kann Politik wirksame Rahmenbedingungen dafür setzen, dass Technologien zuvorderst dem Gemeinwohl dienen?

Die Frage lässt sich ja aus verschiedenen Blickwinkeln betrachten. Eine auf Profitmaximierung ausgerichtete Privatwirtschaft etwa hat ja gar nicht das Ziel, KI zu Gemeinwohlzwecken einzusetzen. Da hat Politik vor allem die Aufgabe, den massivsten Schaden am Gemeinwohl zu verhindern, etablierte Rechte wie Menschenrechte, aber auch Zivilrechte zu schützen. Politik kann Standards beeinflussen, aber im Notfall auch Technologien verbannen oder die Nutzung bestimmter Technologien einschränken. In Bezug zum Beispiel auf die Stammzellforschung ist das auf nationaler Ebene innerhalb der EU schon geschehen. Und Organisationen wie Access now oder Algorithmwatch fordern ja, den Einsatz von KI im Bereich bestimmter Gesichtserkennungssoftware zu reglementieren.

Durch welche Akteur*innen und Prozesse können auch in Zukunft Gemeinwohlstandards für die Datenpolitik gestaltet und durchgesetzt werden?

Die wichtigsten Akteure sind in meinen Augen der Staat, auch die EU. Weil sie die größte Macht haben, Veränderungen in Gang zu setzen. Ein Weg könnte sein, wesentliche stärkere nicht kommerzielle Infrastrukturen aufzubauen. Die EU hat dazu durchaus schon Ideen. Aber an vielen Stellen wird noch zu halbherzig agiert. Sowohl NGOs, als auch andere gemeinnützige Institutionen und Forschungseinrichtungen müssen wirklich in diese Prozesse einbezogen werden. Wesentlich ist aber auch, dass der Staat und staatliche Organisationen stärker eine Vorbildfunktion einnehmen, indem sie alle Daten, über die sie selbst verfügen, zugänglich machen. Für Forschung, Innovation, Civic Tech. Öffentliches Wissen entstehen zu lassen, ist ein wesentlicher erster Schritt, um dem Gemeinwohl zu dienen.



Theresa Züger ist Leiterin der vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderten Nachwuchsforscher*innen-Gruppe Public Interest AI sowie Co-Leiterin des AI & Society Labs. Ihre Forschung beschäftigt sich mit politischen Dimensionen digitaler Technologien mit Fokus auf demokratietheoretische Fragestellungen. Ihre Promotion »Reload Disobedience« untersucht digitale Formen zivilen Ungehorsams.

Von Datenschutz und Gemeinwohl

Ein Statement von  Ulrich Kelber

Das Ziel des Datenschutzes ist zunächst ein individuelles. Wie kann er dennoch Gemeinwohlwirkung entfalten?

Ein gutes Beispiel für die Gemeinwohlwirkung stellen in meinen Augen die Bereiche Gesundheit und Forschung dar. Gesundheitsdaten sind besonders sensible Daten und deshalb auch besonders geschützt – sei es auf der Ebene der Länder, des Bundes oder auch in der Europäischen Datenschutz-Grundverordnung. Niemand soll Nachteile oder Diskriminierung erleiden müssen, weil sensible Angaben zum eigenen Gesundheitszustand in falsche Hände fallen.

Auf der anderen Seite ist gerade im Gesundheitsbereich die Bedeutung der Forschung riesig. Das wissen auch die Patientinnen und Patienten, sodass viele dazu bereit sind, die nötige Einwilligung zu erteilen, dass mit ihren Daten – in anonymisierter oder pseudonymisierter Form – geforscht werden kann. Sei es zur Verbesserung von Behandlungsmethoden, zu Medikamenten oder anderen Therapien. Die Datenschutz-Grundverordnung privilegiert den Zweck »Forschung« mit erleichterten Voraussetzungen, denn auch die Wissenschaftsfreiheit ist ein verfassungsmäßig verbrieftes Recht – ebenso wie das Recht auf informationelle Selbstbestimmung.

Für den Bereich der Krebsforschung gibt es beispielsweise bereits epidemiologische und klinische Krebsregister in den jeweiligen Bundesländern, deren Daten für die Forschung genutzt werden können. In einem aktuellen Gesetzgebungsvorhaben soll ein überwiegender Teil dieser Daten auch bundesweit in einer zentralen Stelle zusammengeführt werden.

Gegenwärtig wird der gesellschaftliche Status des Datenschutzes verstärkt mit Blick auf technische Lösungen im Kontext von Corona diskutiert.

Gerade wenn viele Menschen seit Ausbruch der Pandemie damit konfrontiert sind, von zu Hause aus zu arbeiten, zu Hause zu lernen oder Sport zu machen – alles im Rahmen von Videokonferenzen – zeigen sich der Bedarf und die Bedeutung des Schutzes der Privatsphäre in einer ganz neuen Dimension. Oft wächst ein Grundvertrauen in die Nutzung neuer Technologien erst dann, wenn den Nutzenden ein Mindestmaß an Datenschutz zugesichert werden kann.

Die noch junge Datenschutzgrundverordnung hat den Datenschutz endgültig zu einem vollwertigen Schutzkonzept gemacht. Nicht nur Europa bekennt sich dazu, es findet weltweit Beachtung – gerade im Umgang mit der Pandemie.

Für die oft in Debatten geäußerte Behauptung, der Datenschutz stünde der Pandemiebekämpfung im Wege, gibt es keinerlei Belege. Ich finde solche Aussagen sehr schade. Zum einen zerstört man damit das notwendige Vertrauen der Bürgerinnen und Bürger in ihr eigenes Grundrecht. Zum anderen wird dadurch häufig nur von den eigentlichen Defiziten in der Pandemiebekämpfung abgelenkt. Es gibt hier keine einzige konkrete Initiative der Bundesregierung, die am Datenschutz grundsätzlich gescheitert ist.



Ulrich Kelber ist seit 2019 der Bundesbeauftragte für den Datenschutz und die Informationsfreiheit. Zuvor war Kelber von Dezember 2013 bis März 2018 Parlamentarischer Staatssekretär im Bundesministerium der Justiz und für Verbraucherschutz und von 2000-2019 Mitglied des Deutschen Bundestags.

Wir haben manchmal gesagt: Das muss man anders machen. Zum Beispiel, als man ganz am Anfang der Pandemie Mobilfunkzellendaten verwenden wollte, um herauszufinden, wer wem begegnet ist. Da haben wir unser Veto eingelegt, wenn man das so nennen will. Vor allem, weil die Funkzellenauswertung für diesen Zweck überhaupt nicht geeignet ist, weil die Genauigkeit oft auf einige Hundert Meter begrenzt ist.

Die Akzeptanz von Maßnahmen wächst, wenn sie vertrauenswürdig in Bezug auf den Datenschutz sind. Die Bürgerinnen und Bürger wollen ihren Beitrag leisten, aber nicht durch den Staat überwacht werden.

V

Vertrauen

Wir erleben allerorten bröckelndes Vertrauen – in demokratische Institutionen, traditionelle Medien, auch in die Wissenschaft. Wer sichert das Vertrauen in der vernetzten Gesellschaft? Und was können Communitys im Netz leisten, wenn es um die demokratisierte Wahrheit geht?

Zwischen Teilhabe und Democrisis

Ein Interview mit

Michael Seemann

Wir erleben allorten bröckelndes Vertrauen – in demokratische Institutionen, traditionelle Medien, auch in die Wissenschaft. Woran liegt das?

Ein Teil des Problems ist, dass wir generell die lauten Stimmen amplifizieren, überhaupt die Meinungen, die vom Mainstream abweichen. Wenn jemand behauptet, die Erde sei gar nicht rund, sondern eine Scheibe, findet das erst mal Beachtung: Interessant, was könnte die Begründung dafür sein? Das rührt aus dem Selbstverständnis der aufgeklärten Gesellschaften, erst einmal alles zuzulassen, was den gängigen Vorstellungen von Welt zuwiderläuft. Und es ist auch richtig, Outsidern Gehör zu schenken, die Geschichte ist voller Beispiele: Galileo Galilei oder Martin Luthers berühmte Aussage: »Ich stehe hier und kann nicht anders.« Im Internet stößt dieses Selbstverständnis von Gesellschaft nun auf eine mediale Infrastruktur, die allen die Möglichkeit gibt, gehört zu werden – zumindest potenziell. Die Annahme ist, dass sich auf diesem Marktplatz der Ideen die Wahrheit als beste aller möglichen Informationen durchsetzt, sich behauptet gegen Verschwörungstheorie und Fake News. Aber so funktioniert das nicht.

Was geschieht stattdessen?

Diejenigen, die abweichende Meinungen propagieren, sammeln Anhängerinnen und Anhänger. So generieren alternative Wahrheiten ihre Publika, ihre Digital Tribes. Es gibt nicht mehr die eine Öffentlichkeit, in der diese oder jene Auffassung von Wahrheit diskutiert wird. Sondern es gibt zunächst die alternative Wahrheit. Und darum herum formiert sich eine Öffentlichkeit. Diese Mechanismen beginnen wir gerade erst zu verstehen. Daraus folgt nicht, dass es keinen Mainstream oder kein Vertrauen in Institutionen mehr gibt. Aber es existieren jetzt sehr sichtbare Alternativen dazu.

Wo hat das Netz Räume für demokratische Teilhabe geschaffen?

Wenn man Demokratie als die Gewalt versteht, die beim Volke liegt, dann ist genau diese Amplifizierung von allem und jedem eine Demokratisierung. So haben wir es auch in der frühen Netzbewegung begriffen. Die Effekte, die wir dabei erleben, mögen uns nicht gefallen. Aber das bedeutet nicht, dass der Vorgang nicht demokratisch wäre. Das Netz hat viele Dinge besser gemacht. Es hat den doch sehr homogenen medialen Diskurs aufgebrochen, dafür gesorgt, dass neue Stimmen, neue Themen auf die Agenda gesetzt wurden. Ganz deutlich kann man das sehen, wo es etwa um Fragen von Diskriminierung geht: #MeToo, #Aufschrei,

Black Lives Matter – da werden Ereignisse verhandelt, die zuvor in den Medien eher am Rande eine Rolle gespielt haben. Um das Hashtag gruppiert sich ein Tribe oder ein Kollektiv, das ein bestimmtes Thema zum organisationsleitenden Informationsfragment erhebt.

Führt diese Tribalisierung zu einer zunehmenden Spaltung von Gesellschaft?

Dafür müsste zuvor eine geeinte Gesellschaft existiert haben, und diesem Narrativ misstraue ich.

Das Bild, das wir von der Gesellschaft haben, ist ja vorwiegend ein massenmedial vermitteltes. Und das sieht natürlich sehr homogen aus, weil es in Redaktionen von ebenfalls homogenen Teams entworfen wird, die alles ausblenden, was sie nicht interessiert. Sicherlich waren bestimmte gesellschaftliche Konflikte früher weniger sichtbar. Und sicherlich entstehen auch Verstärkereffekte von Abgrenzungsbewegungen dadurch, dass bestimmte Themen nun eine Repräsentanz innerhalb der gesellschaftlichen Debatte bekommen. Das führt aber nicht zur Spaltung, sondern eher zu einer Fragmentierung von Öffentlichkeiten.

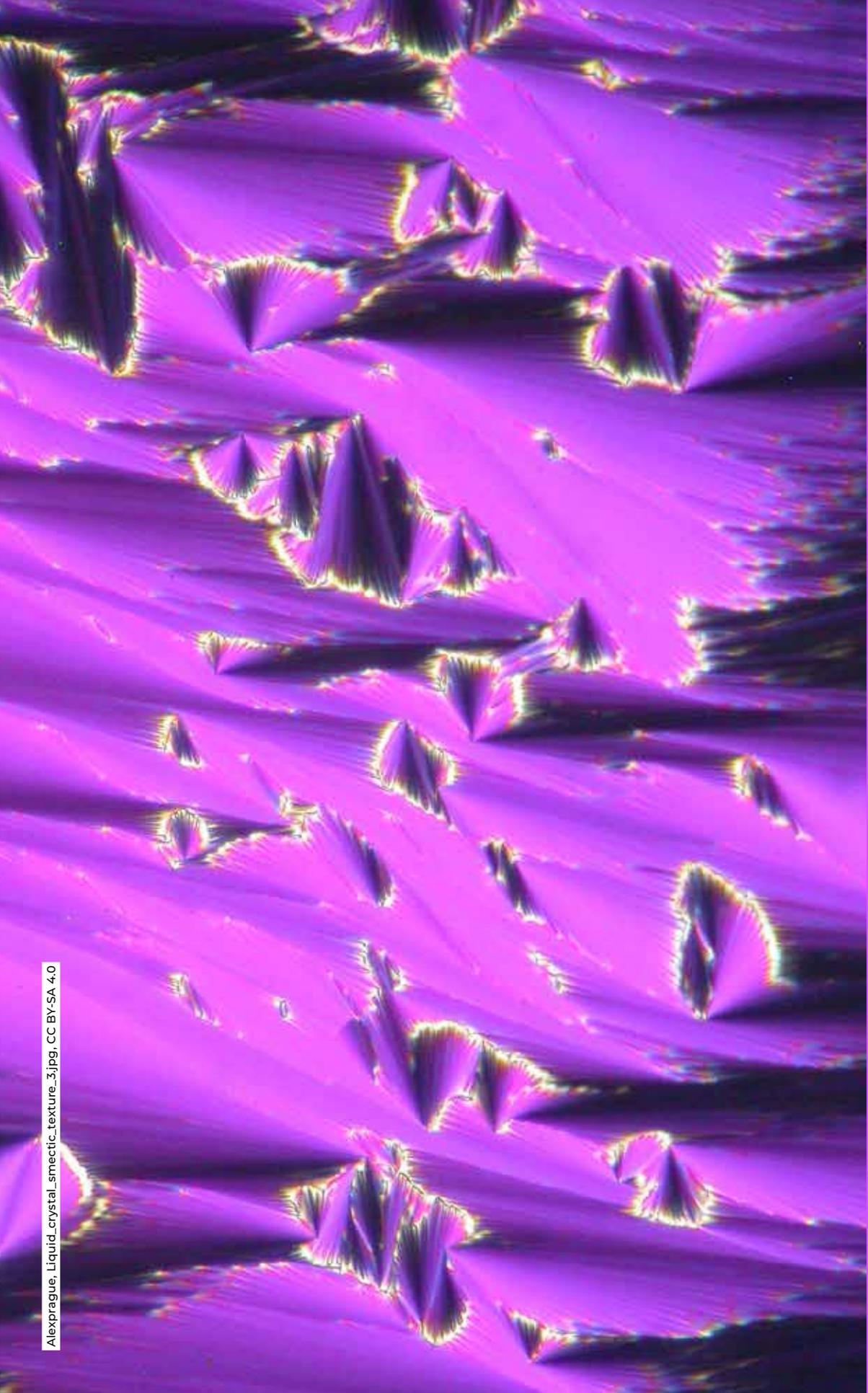
Was können Communitys im Netz leisten, wenn es um die demokratisierte Wahrheit geht?

Projekte wie die Wikipedia haben sich als sehr robust gegenüber diesen Fragmentierungsbewegungen gezeigt. Natürlich erleben wir auch erbitterte Streits und Edit Wars innerhalb der Wikipedia, sicherlich gibt es Anhängerschaften alternativer Wahrheiten, die sich dort repräsentiert sehen wollen. Dennoch hat sich die Wikipedia gegen solche Vereinnahmungsversuche zu behaupten gewusst. Der Neutral Point Of View, der als Paradigma in der Community eingeführt und akzeptiert ist, gestattet es zwar, verschiedene Sichtweisen auf ein Thema nebeneinanderzustellen. Aber am Ende mündet das Ergebnis meistens doch in eine Konsenswahrheit. Damit ähnelt die Wikipedia dem demokratischen Staat, der ja auch auf Debatte, Diskurs, Polarisierung oder Fragmentierung ausgerichtet ist – der Diskurs soll ja verschiedene Sichtweisen integrieren. Gleichzeitig zwingt einen der Staat schlussendlich dazu, als Kollektiv eine gemeinsame Richtung einzuschlagen.

Wie lässt sich das Vertrauen in Institutionen stärken?

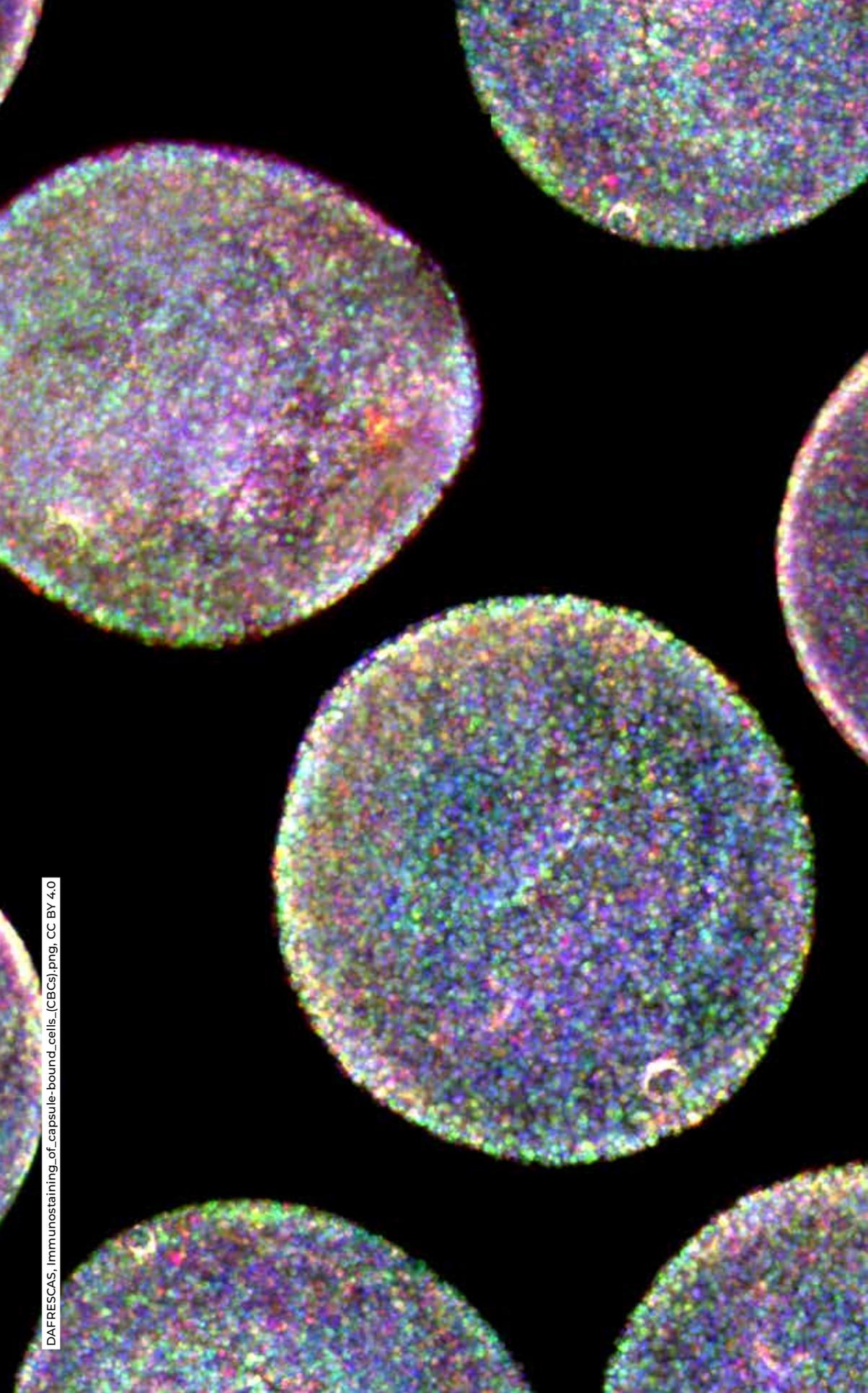
Ein Vertrauen in Institutionen – und auch die Wikipedia ist eine Institution – kann stabilisiert werden, wenn sich dort transparente Diskurse abspielen. Wichtig ist,





»Technologie wird
unsere Probleme nicht
lösen, wenn wir nicht
unser Mindset ändern.«

Francesca Schmidt



dass vertrauenswürdige Prozesse etabliert werden, die offen sind, die ihre Checks and Balances eingebaut haben und verschiedene Perspektiven integrieren. Demokratie ist Legitimation durch Vertrauen in Prozesse. Wir haben in den USA beobachten können, was geschieht, wenn ein großer Teil der Bevölkerung plötzlich beginnt, dem System zu misstrauen, in diesem Fall dem Wahlsystem. Das ist ein Problem. Man kann ja nicht beweisen, dass keine Manipulation stattgefunden hat. Man kann auch nicht die Nichtexistenz von Gott beweisen. Wenn es so weit ist, dass die Verdächtigen ausreichen, um das System zu beschädigen, dann greift, was Niklas Luhmann gesagt hat: Nicht nur das Vertrauen ist eine Komplexitätsreduktion, auch das Misstrauen.

Werden Netz-Communitys in Zukunft das, was die Institutionen waren – oder bürdet man ihnen damit zu viel auf?

Wir stehen noch relativ am Anfang der Umwälzungen, die Digitalität mit sich bringen wird. Deswegen ist es schwer vorherzusagen, wie Institutionen und wie Communitys in Zukunft aussehen werden. Einerseits beobachten wir Kollektive oder Digital Tribes als eine Form von gesellschaftlicher Organisation im Internet. Auf der anderen Seite erweisen sich Plattformen mit schon governance-artigen Strukturen als sehr erfolgreich. Der Konflikt um die Löschung von Trumps Twitter-Account wird rückblickend

für die Diskussion um De-Platforming interessant auszuwerten sein. Wir beobachten neue Fragmentierungen, Rechte ziehen um zu alternativen Netzwerken, es findet eine neue Segmentierung entlang von Plattformgrenzen statt. Auch diese Entwicklung wird spannend zu beobachten sein.



Michael Seemann studierte Angewandte Kulturwissenschaft in Lüneburg und promovierte 2021 in den Medienwissenschaften an der Universität Tübingen. Anfang 2010 begann er das Blog CTRL-Verlust zuerst bei der FAZ, seit September auf eigene Faust, in dem er über den Verlust der Kontrolle über die Daten im Internet schreibt. Sein zweites Buch, Die Macht der Plattformen, erschien 2021. Er produziert den Podcast Planet B – Ideen für den Neuanfang.

3 Fragen an: Tania Röttger

Wie kann der Wert faktenbasierter Informationen gestärkt werden – in einer Gesellschaft, in der sich immer mehr Menschen von Meinungen leiten lassen und »alternative Fakten« zum immer normaleren Bestandteil unseres Medienkonsums werden?

Meinungen und Fakten bedeuten für mich keinen Gegensatz – Fakten an sich sind kein Selbstzweck, sie bilden aber das Fundament, auf das man seine Meinung stützt. Ein Fundament, das aus Tatsachen bestehen sollte, nicht aus Mythen oder falschen Behauptungen. Diesen Unterschied klarzumachen, was Meinung ist und was Fakt – könnte helfen, den Wert von Fakten zu stärken. Ein Wert, der auch darin besteht, dass ein Fakt zu unterschiedlichen Meinungen führen kann. In jedem Fall ist es wichtig, offen zu legen, auf welche Informationen man sich stützt, auf welcher Basis man argumentiert – das gilt für Kommentare ebenso wie beispielsweise für politische Reden.

Welche Kontrollen brauchen demokratische Institutionen – und in welcher Weise kann das Aufdecken von Missständen durch unabhängige Korrektive Vertrauen schaffen?

Investigativer Journalismus existiert, weil sich gezeigt hat, dass man den Mächtigen nicht einfach vertrauen kann. Seien sie demokratisch oder nicht, staatlich oder wirtschaftlich – diejenigen, die Macht haben, müssen kontrolliert werden. Sie wollen ja schließlich das Vertrauen der Menschen haben. Nur wenn klar ist, dass es durch den Journalismus und andere Institutionen wirksame Kontrollmechanismen gibt, dann kann es auch Vertrauen geben. Recherchen haben beispielsweise aufgedeckt, wie oft bestimmte Politikvorschläge oder Gesetzesvorhaben den Vorschlägen von Industrie-Vertreterinnen und -Vertretern gleichen. Solche Informationen können sich die wenigsten zu Hause ergoogeln, dafür braucht es einen Journalismus, der den Fokus darauf lenkt, wie Gesetzgebung beeinflusst wird.

Wie können Medien – analog und digital – ihre Rolle als Vierte Macht transparenter wahrnehmen und bestenfalls einem zunehmenden Vertrauensverlust entgegenwirken?

Oft ist nicht klar, wie der Journalismus funktioniert und wie wir arbeiten. Wie wählen wir Themen aus, woher nehmen wir unsere Informationen, wie bewerten wir sie und was gilt uns eigentlich als Quelle? Wenn wir unsere Techniken mehr erklären und in unseren Veröffentlichungen transparenter machen, hilft das der Glaubwürdigkeit und zeigt denen, die lesen, sehen und hören, dass wir sie ernst nehmen und ihnen zutrauen, sich selbst ein Bild zu machen. Immer mehr investigative Journalistinnen und Journalisten gehen dazu über, online neben ihren Artikeln eine Art »Making of« zu veröffentlichen. Natürlich kann man nicht jede einzelne Quelle beim Namen nennen, weil teilweise auch die Anonymität von Whistleblowern gewahrt bleiben muss. Aber je größer die Transparenz ist, desto mehr gewinnt man Vertrauen.



Tania Röttger ist Leiterin CORRECTIV. Faktencheck. Sie befasst sich seit ihrem Berufseinstieg mit Fakten. Für die Request Initiative half sie NGOs in London dabei, sich mithilfe von Auskunftsrechten Informationen zu beschaffen. Zurück in Deutschland stellte sie eine Urteilsdatenbank zum Presserecht für Netzwerk Recherche und CORRECTIV zusammen. Sie ist Co-Autorin eines Ratgebers zu Auskunftsrechten und gibt Workshops zu diesem Thema.

W

Wissensgerechtigkeit

Was bedeutet Wissensgerechtigkeit? Natürlich müssten in den Entwickler*innen-Teams möglichst diverse Perspektiven vertreten sein. Aber wir werden unsere Probleme nicht lösen, wenn wir nicht unser Mindset ändern. Inwiefern kann eine intersektionale Perspektive auch in der Netzpolitik zu mehr Gerechtigkeit führen?

Gerechtigkeit als Zweibahnstraße

Ein Interview mit  Francesca Schmidt

Was sind die Kernanliegen feministischer Netzpolitik?

Francesca Schmidt: Eine feministische Politik für das Netz muss Fragen nach Regulierung stellen, ordnungspolitische Fragen, Zukunftsfragen. Wenn wir einen Schritt zurückgehen und uns anschauen: Was ist überhaupt feministische Politik?, dann verstehe ich darunter – durchaus in einem utopischen Sinne – eine diskriminierungsfreie Politik, in der Aspekte von Gender, Alter oder Herkunft zu keinerlei Ausgrenzung mehr führen.

Inwiefern kann eine intersektionale Perspektive auch in der Netzpolitik zu mehr Gerechtigkeit führen?

Intersektionalität bedeutet ja, verschiedene Diskriminierungsformen zu beleuchten, die teilweise übereinandergelegt passieren. Es gibt Menschen, die von mehrfacher Diskriminierung betroffen sind. In der Netzpolitik lässt sich das am Beispiel von Überwachung veranschaulichen, bei der Gesichtserkennungssoftware. Es ist bekannt, dass Schwarze Gesichter schlechter identifiziert werden als weiße.*

Das lässt sich noch weiter ausdifferenzieren: Schwarze Frauen werden am schlechtesten erkannt – immer im Verhältnis zu weißer Männlichkeit, die ja in unserer heteronormativen Matrix die Norm darstellt. Solche

intersektionalen Analysen sind wichtig, um spezifischer schauen zu können, wie das Problem gegebenenfalls zu lösen wäre: welche Arten von Regulierung es bräuchte, welche Fragen wir überhaupt an Technologie stellen müssen.

Wie könnte Künstliche Intelligenz (KI) feministischer entwickelt werden?

Zunächst mal braucht es ein Grundverständnis, dass Diskriminierung stattfindet – und dass Menschen unterschiedlich von Diskriminierung betroffen sind, je nachdem, wie sie sich verorten oder verortet werden: etwa als Schwarze Frau, als Schwarze lesbische Frau, als Schwarze lesbische arme Frau. Wir müssen alle Arten von Diskriminierung in den Blick nehmen, auch Klassismus, Ableismus.

Wenn es um die Entwicklung von KI geht, hilft uns dieses Verständnis, dass die Welt sehr komplex ist und man sie in dieser Komplexität auch abbilden muss, schon

* zur Schreibweise von weiß und Schwarz:
Die Großschreibung von Schwarz verweist auf die Strategie der Selbstermächtigung. Es zeigt das symbolische Kapital des Widerstandes gegen Rassismus an, welches rassistisch markierte Menschen und Kollektive sich gemeinsam erkämpft haben. Die Klein- und Kursivsetzung von weiß verweist auf die soziale Konstruiertheit von Differenzmarkierungen, wobei weiß üblicherweise unmarkiert bleibt. Da im Gegensatz zu Schwarz dieser Differenzmarkierung kein Selbstermächtigungs- und Widerstandspotenzial innewohnt, wird weiß auch nicht großgeschrieben.

weiter. Natürlich müssten in den Entwicklerinnen- und Entwickler-Teams möglichst diverse Perspektiven vertreten sein. Eins der Probleme ist ja, dass diese Teams überwiegend weiß und männlich besetzt sind. Dementsprechend eng ist oft der Horizont dafür, dass es andere Positionierungen gibt als die eigene. Technologie wird unsere Probleme nicht lösen, wenn wir nicht unser Mindset ändern.

Welche Rolle spielt Hate Speech, wenn es um eine feministische Agenda im Netz geht?

Eine große. Allerdings benenne ich das Problem lieber als digitale Gewalt, weil der Begriff mehr fasst als nur Hate Speech. Von digitaler Gewalt sind in den herrschenden Machtstrukturen wiederum einige Menschen mehr, andere weniger betroffen. Durch internationale Studien wissen wir, dass sie prozentual deutlich mehr Frauen trifft. In Deutschland gibt es leider kaum Untersuchungen dazu. Um auch hier intersektional zu differenzieren: Frauen of Colour, Schwarze Frauen, LGBTIQ-Personen haben das größte Risiko, digitaler Gewalt ausgesetzt zu werden. Das ist schon deshalb ein wichtiges Thema aus netzpolitischer und feministischer Perspektive, weil auch Gewalt im Partnerschaftsbereich zunehmend auf digitale Strukturen zurückgreift, etwa in Form von Cyberstalking oder Online-Harassment.

Welche Rahmenbedingungen kann Politik für mehr Wirksamkeit feministischer Anliegen in der Netzpolitik setzen?

Einerseits kann sie die zivilgesellschaftlichen feministischen Strukturen finanziell besser fördern. Das gilt natürlich auch für Beratungsstrukturen zu digitaler Gewalt. Andererseits sollten die politischen Prozesse viel mehr darauf ausgerichtet sein, Diskriminierung abzubauen – und nicht einfach nur einen Status quo zu erhalten. Auch da wäre eine Änderung des Mindsets notwendig.

Die Wikimedia-Bewegung hat das Anliegen »Wissensgerechtigkeit« strategisch ins Zentrum ihrer Arbeit bis 2030 gestellt. Das Ziel ist, soziale, politische und technische Hürden abzubauen, damit alle Menschen Freies Wissen nutzen und schaffen können. Was bedeutet »Wissensgerechtigkeit« aus Ihrer Sicht?

Zum einen: Zugangsgerechtigkeit. Das bedeutet, überhaupt den Zugang zu Wissen zu ermöglichen. Genau so hängt daran aber auch die Frage: Wessen Wissen wird überhaupt als solches wahrgenommen und findet Gehör? Aus feministischer Perspektive ist die Wikipedia da kein rühmliches Beispiel. Wissensgerechtigkeit ist eine Zweibahnstraße: Auf der einen Seite muss

sie auf der Nutzungsebene ermöglicht und gefördert werden, was damit beginnt, überhaupt literacy herzustellen, also Lese- und Schreibkompetenz. Auf der anderen Seite braucht es die Offenheit, den bestehenden Wissenskanon kritisch zu beleuchten und zu hinterfragen. Das fällt für mich auch unter Wissensgerechtigkeit.

Wie schaffen wir bessere Zugänge zu Wissenscommunitys im Netz?

Zunächst mal ist das eine Frage von physischen Zugängen zum Internet, die ermöglicht werden müssen. Man denkt ja gemeinhin, das sei in Deutschland kein Problem. Gerade in Corona-Zeiten sehen wir aber auch hier ein Gefälle von Zugängen, etwa, wenn es um Homeschooling geht. Der andere Punkt ist, Zugänge zu Inhalten nicht zu monetarisieren. Das fängt bei den Suchmaschinen an, die Algorithmen bauen, um bestimmte Inhalte nach vorn zu bringen, andere nicht. Wer dieses System zu nutzen versteht, kann sich Vorteile verschaffen. Das ist keine Gerechtigkeit, weil daran natürlich auch Ressourcenfragen hängen.



Francesca Schmidt ist Referentin für Feministische Netzpolitik im Gunda-Werner-Institut für Feminismus und Geschlechterdemokratie. Schmidt beschäftigt sich mit Fragen digitaler Gewalt, Überwachung, Algorithmen und Künstlichen Intelligenzen. Ihr Buch »Netzpolitik. Eine feministische Einführung« erschien 2020. Sie ist Gründungsmitglied und Vorstandin von Netzforma* e. V. – Verein für feministische Netzpolitik.

Die Macht des Wissens im Wandel

Ein Interview mit  Emilia Roig

Als universelles Wissen gilt immer noch das, was als »Universitätswissen« letztlich von ganz wenigen Menschen stammt. Welche Auswirkung hat das?

Eine tiefe Auswirkung, nämlich, dass bestimmte Formen von Wissen ausgeblendet bleiben. Die Erfahrungen von Ex-Kolonisierten und ihren Nachfahren werden weitestgehend negiert, ihre Perspektiven als subjektiv, als Erfahrungsberichte gesehen – und nicht als Wissen mit großem W. Das Problem ist, dass die herrschenden Perspektiven als objektiv-neutral gelten, dass die Erzählung von Geschichte in Büchern oder in schulischen Kontexten bestimmen. Aufbrechen können wir das nur, indem wir grundsätzlich unsere Vorstellung von Wissen infrage stellen, offen diskutieren, was wir bisher als Wissen konstruiert haben und welche Auswirkungen das hatte – damit wir Alternativen entwickeln und aus anderen Quellen schöpfen können.

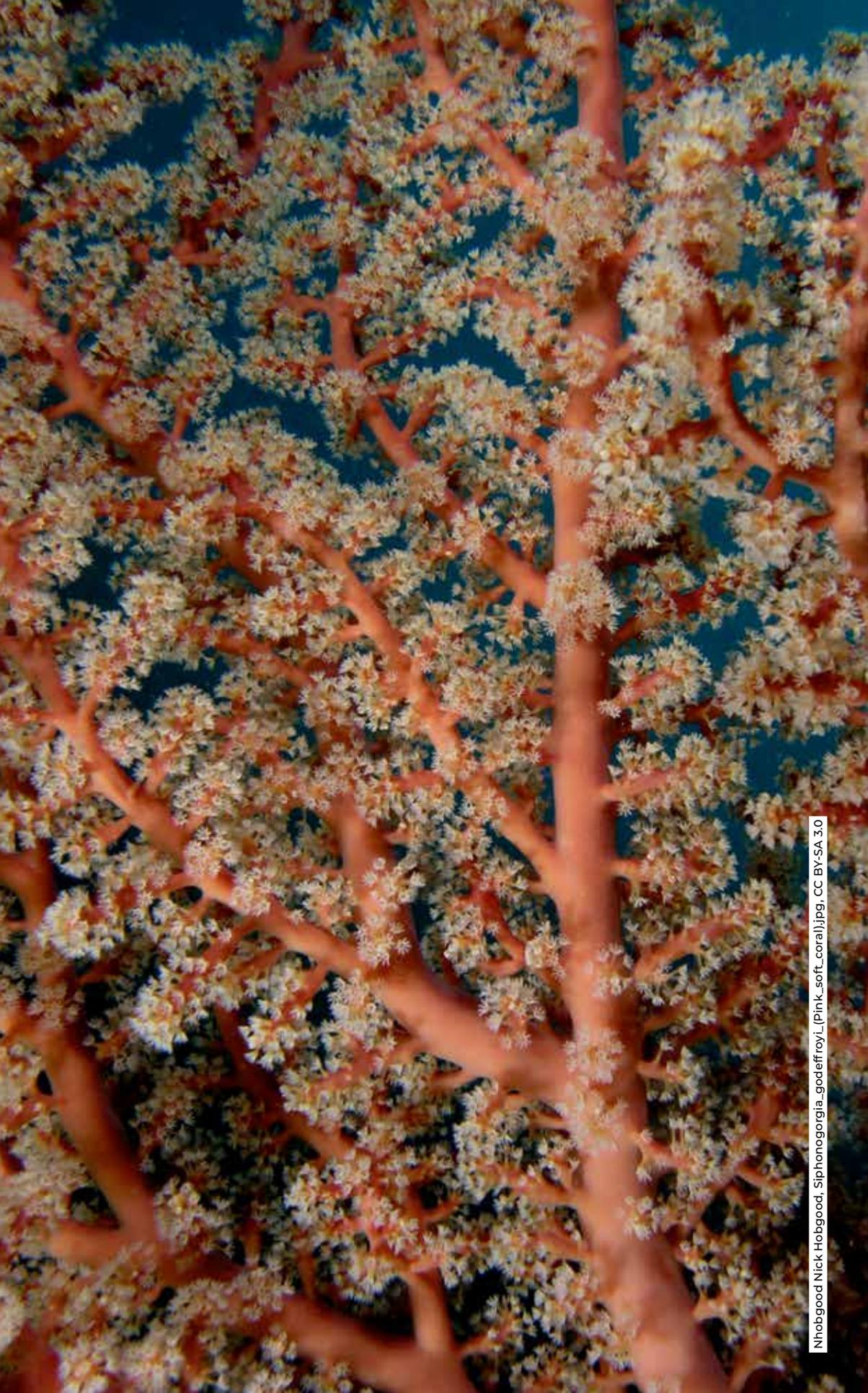
Wissen ist ein Gemeinschaftsgut, das allen zugänglich sein sollte – so sehen es auch die Zehntausenden Freiwilligen, die weltweit ihr Wissen in Wikipedia teilen. Wie passt dieser Anspruch mit der westlichen Form der Enzyklopädie zusammen?

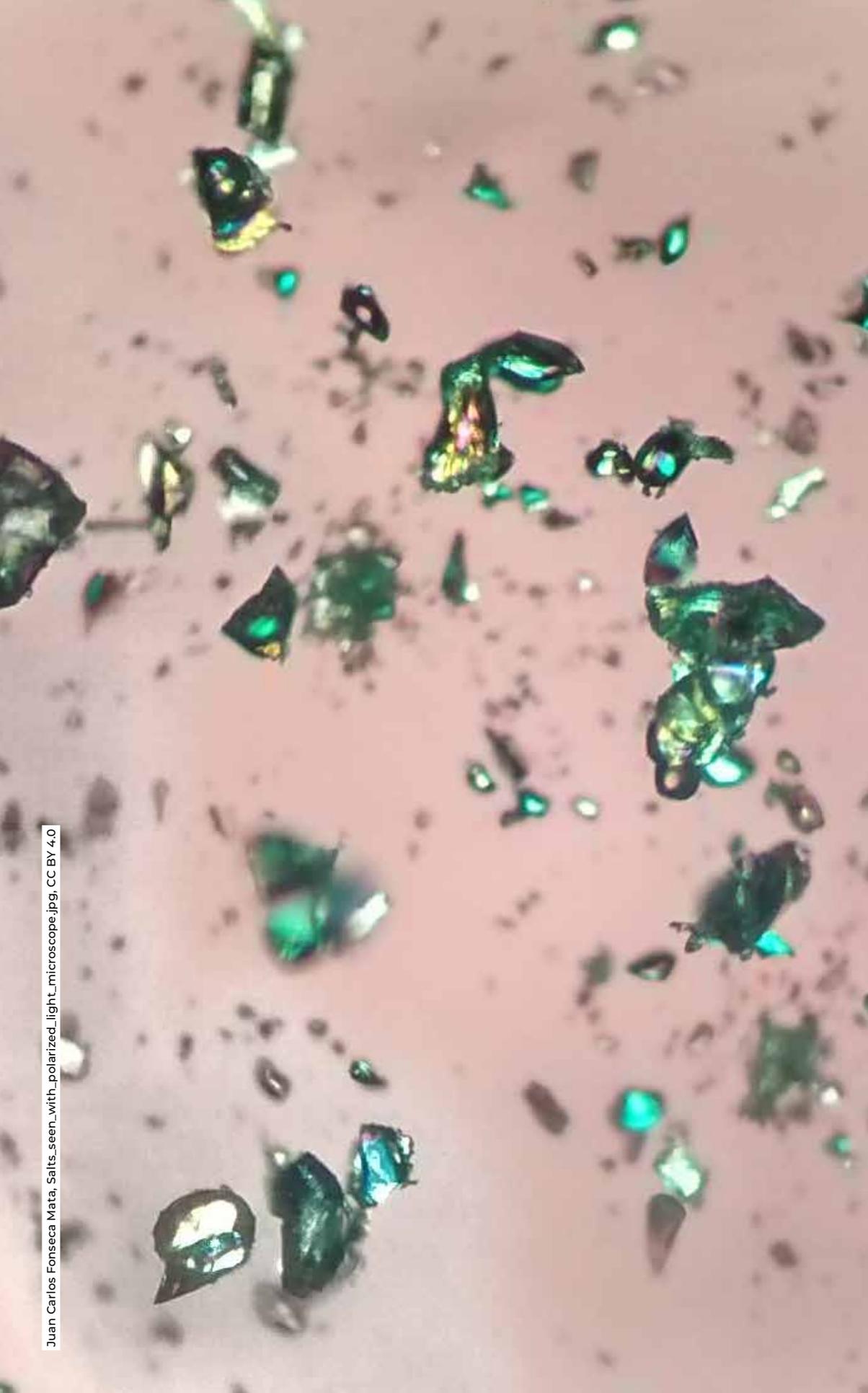
Natürlich lehnt sich Wikipedia an das Modell Enzyklopädie an, aber historisch gesehen waren Enzyklopädien nicht zugänglich.

Die Quelle des Wissens war exklusiv – und sie war kolonial. Die sogenannte Rassenlehre hatte einen festen Platz in diesen Nachschlagewerken, bis vor relativ kurzer Zeit. Deswegen ist es wichtig, dass es ein System von Checks and Balances bezüglich der Macht des Wissens gibt. Woher stammt es, welche Methoden wurden benutzt, stehen diese Methoden nicht im Kontrast zu einem Begriff von Wissen, der zugänglicher und demokratischer ist? Ist Erfahrung auch eine Wissensquelle? All diese Fragen müssen beantwortet werden.

In vielen Köpfen scheint ein vermeintlicher Gegensatz zu existieren: »Exzellenz vs. Vielfalt«. Wie kommt das – und warum ist es hinderlich für einen Paradigmenwechsel hin zu vielfältigem Wissen?

In vielen Köpfen existiert dieses Bild, weil Exzellenz einen Körper hatte, ein Gesicht. Exzellenz wird mit Homogenität verbunden. Mit weißen Männern aus dem globalen Norden. Wer »Exzellenz vs. Vielfalt« denkt, hat diese Norm gar nicht infrage gestellt. Vielfalt kann exzellent sein. Aber in der Exzellenz schwingt Verdienst mit, das Glaubenssystem der Meritokratie – das in diametralem Gegensatz zur Gerechtigkeit steht. Ein Diskurs der Meritokratie wird geführt, um Ungleichheiten und Diskriminierung zu rechtfertigen. Uns wird suggeriert: Diejenigen, die im Moment sichtbar sind, die über





»Ich bin nicht dafür,
dass Frauen nur noch
über Feminismus
und migrantische
Menschen nur über die
Einwanderungs-
gesellschaft schreiben
sollten.«

Ferda Ataman



Wissen verfügen und Wissen produzieren, haben diese Position verdient.

Sie schreiben, der globale Norden stecke in einer Sackgasse fest und verschließe sich dort anderen, nicht kolonialen Wissensformen. Gibt es einen Ausweg?

Ein Weg wäre, den »Norden« zu dezentrieren. Wenn wir uns nur die Weltkarte anschauen, wie sie aufgebaut ist: Europa steht in der Mitte, proportional viel größer dargestellt als andere Kontinente, etwa Afrika. Das müssen wir offen legen und debattieren. Warum wird die Welt heute fast ausschließlich aus der Perspektive des globalen Nordens betrachtet? Diese Diskurse müssten auch in den Mainstream-Medien stattfinden, an den Universitäten – eben in den Sphären der Macht und der Wissenshierarchie.



Emilia Zenzile Roig ist Gründerin und Direktorin des Center for Intersectional Justice (CIJ) in Berlin. Sie promovierte an der Humboldt-Universität zu Berlin und an der Science Po Lyon. Roig lehrte in Deutschland, Frankreich und den USA Intersektionalität, Critical Race Theory und Postkoloniale Studien sowie Völkerrecht und Europarecht. 2021 erschien ihr Buch »Why We Matter. Das Ende der Unterdrückung«.

XY

XY ungelöst

Welche Strategien sind heute notwendig, damit sich zukünftige Online-Projekte und ihre Communitys von Beginn an divers und vielfältig entwickeln können? Eines ist klar: Für einen Kulturwandel in den Organisationen braucht es das Vermögen, andere Perspektiven wirklich auszuhalten. Das kann Arbeit bedeuten – lohnt sich aber in jedem Fall.

— Communitys

— Gemeinwohl

Wege zur Diversität: Vorschläge von Julia Kloiber

Ein Essay von  Julia Kloiber

Welche Strategien sind heute notwendig, damit sich zukünftige Online-Projekte und ihre Communitys von Beginn an divers und vielfältig entwickeln können?

Die erste Antwort ist ganz simpel: Man sollte schon mit einer diversen Gruppe starten. Wenn man ein neues Tool oder ein neues Medium konzipiert, muss das mit möglichst vielen unterschiedlichen Menschen geschehen, aus verschiedenen Bereichen, mit verschiedenen Hintergründen, die von Anfang an Ownership entwickeln. Ownership in dem Sinne: Sie sind Teil des Projekts, es gehört ihnen, sie gestalten mit. So entwickelt sich im besten Fall eine Kultur der Vielfalt, in der es natürlich auch Reibungen geben kann. Aber die Aushandlungsprozesse sind produktiver, wenn die Projekte nicht von einer homogenen Community vorangetrieben werden, die sich in allem einig ist. Allerdings reicht es nicht – und das ist ein weiterer wichtiger Punkt – wenn nur die Teams vielfältig sind. Diversität sollte vor allem auch auf der Führungsebene ausgeprägt sein. Ein Beispiel: Im zivilgesellschaftlichen Bereich erlebt man es oft, dass etwa Frauen in den Organisationen die Mehrheit stellen – in den Leitungspositionen aber dennoch in der Minderheit sind.

Eine Community im digitalen Bereich, die mir als Beispiel für geglückte Diversität einfällt, ist die JSConf-Community, die sehr

stark auch feministische Werte verankert hat. Ihre Community-Events künden davon: Es gibt Kinderbetreuung, veganes Essen, Badges, mit denen man Stimmungen ausdrücken kann. Als introvertierte Person nimmt man sich etwa einen roten Badge, wenn man gerade nicht sprechen und auch von niemandem angesprochen werden möchte. Die Community achtet im Detail auf sehr viele Bedarfe und kennt die Bedarfe auch, weil das Gründungsteam von Anfang an divers war und diese Werte der Vielfalt ins Zentrum gestellt hat.

Es gibt Maßnahmen, die tatsächlich sinnvoll und wirksam »Monokulturen« in Online-Projekten zu vermeiden helfen.

Zum Ersten: sich einen »Code of Conduct« zu geben, wie ihn auch die Wikipedia am 2. Februar 2021 verabschiedet hat. Einen Kodex, der festlegt, auf welches Verhalten sich eine Gruppe geeinigt hat, was sie nicht akzeptiert. Sexistische Sprache zum Beispiel. So ein Kodex schützt nicht automatisch vor Fehlverhalten, aber man kann sich darauf berufen, auf seiner Basis auch Konsequenzen ziehen. Menschen, die marginalisierten

Gruppen angehören und deshalb öfter als andere Diskriminierung und übergriffigem Verhalten ausgesetzt sind, schauen etwa sehr genau auf den »Code of Conduct«, wenn sie einer neuen Community beitreten: Werde ich hier geschützt, bemüht man sich, in achtsames Umfeld zu bieten? Immer mehr Online-Communities haben sich in den vergangenen Jahren Codices gegeben, die nicht nur niedergeschrieben sind, sondern auch umgesetzt und implementiert werden. Das hat der Wikipedia zuvor gefehlt: so ein universeller Kodex, der ausdrückt, welche Kultur herrscht, worauf man sich einlässt, wenn man mit-schreiben möchte.

Ein zweiter Punkt ist das Community-Management. Bei fast allen Projekten, die mit größeren Gruppen online arbeiten, gibt es Personen, die nicht nur dafür sorgen, dass der »Code of Conduct« eingehalten wird, sondern darauf achten, dass Menschen sich willkommen fühlen können, dass sie gehört werden, dass darauf geschaut wird, wo noch Mängel bestehen, wo nachjustiert werden muss. Verantwortliche eben, die sich wirklich auf die Community-Arbeit fokussieren. Bei Wikipedia ist die Arbeit natürlich stark inhaltlich ausgerichtet. Aber auch hier könnte es helfen, wenn Diskussionen moderiert würden – auch wenn das streckenweise ein anstrengender Job ist. Darauf sollte man künftig stärker achten.

Für die Wikipedia der Zukunft könnte es überhaupt interessant sein, auch ein paar radikalere Ideen durchzuspielen.

Wie würde eine Wikipedia aussehen, die von Kindern geschrieben ist? Oder von Maschinen? Wie wäre es, wenn man per Zufallsprinzip Artikel löschen und sie neu schreiben ließe? Momentan gibt es für Menschen, die neu anfangen wollen, keine großen Baustellen, bei denen man sofort den Impact sehen könnte. Das Beispiel Wikipedia zeigt auch, dass es beim Thema Diversität nicht in erster Linie um Political Correctness geht. Denn selbst, wenn wir nur über die Qualität der Inhalte sprechen, ist Diversität relevant. Wenn eine Online-Enzyklopädie den Anspruch hat, einen neutralen Standpunkt zu beschreiben und zu vertreten, dann lässt sich das nicht mit einer sehr homogenen Gruppe an Editierenden realisieren. Es würde der Wikipedia guttun, nicht im Status quo zu verharren, sondern sich viel stärker noch in die Zukunft zu orientieren.

Ein freies Netz, das von Vielfalt geprägt ist, in dem sich Menschen austauschen und vernetzen können, ist eine der Grundlagen für eine lebendige Demokratie im 21. Jahrhundert.

Wer das verstehen will, muss sich eigentlich nur vor Augen führen: Was würde das Gegenteil bedeuten? Das Gegenteil wäre

ein überwachtetes Netz, das von Unternehmen regiert wird. In dem Unternehmen oder Akteurinnen und Akteure entscheiden, wer wo wann mitmachen darf, wo drastisch zensuriert wird und Wissen nur gegen Geld oder über den Verkauf der eigenen Daten zugänglich wäre.

Die vergangenen Monate haben schon gezeigt, was geschehen kann, wenn sich Leute in ihren Bubbles radikalieren und von der Gesellschaft abspalten. Diese Tendenzen würden durch ein unfreies Internet, in dem es keine Netzneutralität mehr gibt, noch befördert. Schon heute regieren ja die Unternehmen. Es gibt nicht so viele Projekte wie die Wikipedia, die an einem gemeinwohlorientierten Netz mit freiem Zugang zu Wissen arbeiten. Genau die sind aber essenziell für eine demokratische Gesellschaft.



Julia Kloiber ist die Gründerin von Superr Lab – einem feministischen Think Tank und Fellow bei der Mozilla Foundation. In ihren Projekten erforscht sie die Auswirkungen von Technologie auf die Gesellschaft und schafft Programme, die helfen, Technologie für das Gemeinwohl zu fördern. Kloiber hat mehrere Projekte geleitet - wie zum Beispiel Deutschlands ersten öffentlichen Fonds für Open-Source-Software-Projekte: den Prototype Fund.

Mehr Diversität wagen

Ein Interview mit

Ferda Ataman

Welche Perspektiven fehlen Ihnen in der Wikipedia? Wo macht sich konkret bemerkbar, dass es mehr Diversität bräuchte?

Ein Beispiel, das ich bemerkenswert finde: Der enzyklopädische Eintrag zum »Hauskaninchen« ist vier Mal so lang wie der zum Begriff »Gastarbeiter«. Ich würde behaupten, dass die sogenannten Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter für die deutsche Gesellschaft doch mehr Bedeutung haben. Daran merkt man aber, wie die Kräfteverhältnisse und Interessen bei den Wikipedianerinnen und Wikipedianern liegen. Die Kompetenz rund um das Thema Einwanderungsland und Einwanderungsgesellschaft scheint mir sehr einseitig ausgeprägt zu sein. Es gibt auch viele bekannte Personen of Colour, die keinen biografischen Eintrag in der Wikipedia haben. Ein Youtube-Star wie Rezo ist zu finden, einen Tarik Tesfu sucht man vergebens, obwohl er mittlerweile schon eine Sendung beim NDR moderiert. Davon gibt es viele Beispiele.

Die Wikipedia reklamiert für sich einen neutralen Standpunkt. Kann es Neutralität in einem solchen Wissensprojekt überhaupt geben?

Es ist ja generell so, dass Menschen sich selbst gern eine neutrale Sicht auf die Dinge zuschreiben, aber abweichende Perspekti-

ven für ideologisch beeinflusst halten. Die Kritik, die man an Wikipedia äußern kann, lässt sich auch auf die klassischen Enzyklopädien anwenden: Wer entscheidet, was enzyklopädische Relevanz besitzt, wie es beschrieben ist, ob gegendert wird? Unsere Enzyklopädien sind traditionell weiß, männlich und eurozentristisch geprägt. Auch im Journalismus gab es in Politik und Wirtschaft bis vor wenigen Jahrzehnten fast nur weiße Männer, die das Sagen hatten, warum sollte das bei Nachschlagewerken anders sein? Bei Wikipedia hat man aber eine andere Erwartung, weil das Projekt Offenheit verspricht. Es will eine Enzyklopädie von allen für alle sein. Das scheint nicht zu funktionieren. Theoretisch darf natürlich jede und jeder mitschreiben, aber gerade Menschen mit einem sehr rassismuskritischen Blick oder Feministinnen machen die Erfahrung, dass ihre Beiträge von der Community abgelehnt werden und ihre Perspektive somit keinen Platz hat.

Generationen sind mit einem Wissenskanon erzogen worden, der beispielsweise postkoloniale Perspektiven komplett ausgeblendet hat. In der Schule wurde ihnen beigebracht, Kolumbus habe »Amerika entdeckt« – was heute zu Recht als imperiale Lesart von Geschichte gilt. Kann eine Enzyklopädie Prozesse eines lebenslangen Lernens abbilden?

Wikipedia bildet diese Prozesse noch am besten ab. Schon dadurch, dass den Artikeln längenmäßig keine Grenzen gesetzt sind, ist es möglich, verschiedene Standpunkte und auch Kontroversen zu beschreiben – wofür sich ja viele Beispiele finden, gerade auch jetzt in der Corona-Pandemie. Das hätte es früher bei Enzyklopädiën nicht gegeben, dort wurde das aufgenommen, was eben Wissensstand war. Leider glückt Wikipedia die Abbildung strittiger Facetten oft nicht bei gesellschaftspolitischen Themen – und speziell nicht in den Bereichen, die Diversität betreffen.

Am Begriff »Indianer« zeigt sich, wo Wikipedia steht. In dem Eintrag heißt es zwar: »Indianer ist eine Fremdbezeichnung durch die Kolonialisten«. Den Zusatz hätte es vor 20 Jahren, als das Projekt an den Start gegangen ist, vermutlich noch nicht gegeben. Trotzdem trägt der Eintrag nur den Titel »Indianer«, es ist darin die Rede von der »indianischen Bevölkerung« und erst im 10. Absatz steht, dass viele so bezeichnete Leute den Begriff ablehnen. Ebenso findet sich eine völlig rassistisch-kritische Definition des Begriffs »Blackfacing«. Und ein begrenzter Horizont zeigt sich für meine Begriffe auch daran, wie Biografien gestaltet sind.

Inwiefern?

Gerade bei Menschen mit Migrationsgeschichte oder solchen, bei denen vermutet wird, sie seien keine Biodeutschen, wird spätestens im zweiten Satz erzählt, woher die Eltern stammen. Auch in Horst Seehofers Eintrag gibt es zwar einen Absatz zu »Herkunft und Familie«, in dem man erfährt, dass sein Vater LKW-Fahrer und seine Mutter Hausfrau war. Aber die Genealogie ist längst nicht so prominent platziert. Als ich diese Kritik öffentlich geäußert habe, hat mir ein empörter Wikipedianer geschrieben, es werde bei allen Menschen gleichermaßen auf die Herkunft verwiesen, das sei doch von öffentlichem Interesse. Meine Beobachtung ist aber eine andere. In meinem eigenen Eintrag heißt es gleich am Anfang: »Ataman wurde 1979 in Stuttgart geboren und wuchs in Nürnberg auf. Ihre Eltern stammen aus der Türkei«. Im Weltbild der Wikipedia gibt es noch immer echte Deutsche – und es gibt Eingewanderte. Ich bin Verfechterin der Auffassung, dass es wurscht ist, wo sich die Vorfahren vermehrt haben.

Wenn darüber diskutiert wird, dass zum Beispiel mehr Beteiligung von Menschen mit Migrationsgeschichte an der Wikipedia wünschenswert wäre, kommt schnell auch die Erwartung auf, es gäbe dann mehr Einträge über das türkische Dorf X oder den griechischen

See Y – ist das auch wieder eine Verengung auf Herkunft? Oder einfach Spezialwissen?

Zumindest werden Menschen, die aus diesem türkischen Dorf X kommen, einen anderen Blick darauf haben als solche, die nur als Touristinnen oder Touristen vorbeigeschaut oder im Reiseführer darüber gelesen haben. Insofern finde ich es schon wichtig, dass sich Leute einbringen, die persönliche Bezüge oder Lebenserfahrungen zu bestimmten Themen mitbringen. Das macht die Wikipedia ja auch aus. Weder ein Duden noch ein lexikalischer Verlag könnte oder wollte sich solche Expertisen einkaufen. Aber natürlich bedeutet das nicht, dass Frauen nur noch über Feminismus und migrantische Menschen nur über die Einwanderungsgesellschaft schreiben sollten. Es wäre für Wikipedia doch mal ein spannendes Experiment, Menschen mit verschiedener Perspektive zum selben Thema Beiträge verfassen zu lassen – zum Beispiel den Mauerfall aus west- und ostdeutscher Sicht abzubilden. Die Ergebnisse würden garantiert komplett unterschiedlich ausfallen.

Wie könnte man in Ihren Augen diversere Communities gewinnen?

Das ist eine Herausforderung. Ich bin ja viel damit befasst, wie sich mehr Diversität in den Medien erreichen ließe. Am liebsten

wollen die Verantwortlichen hören, sie müssten die Stellenausschreibung nur so oder so gestalten, dann ergäbe sich Diversität von selbst. Aber was es tatsächlich braucht, ist ein Kulturwandel in den Organisationen. Und das ist ein langer Prozess. Ein erster Schritt ist, die Botschaft auszusenden – wir wollen diverser werden. Es ist nicht schwer, Menschen anzusprechen. Aber dann braucht es das Vermögen, andere Perspektiven auch wirklich auszuhalten. Das kann Arbeit bedeuten – lohnt sich aber in jedem Fall.



Ferda Ataman ist Politikwissenschaftlerin, Journalistin und Autorin. Sie war u. a. Journalistin bei Tagespiegel und Spiegel Online, leitete die Öffentlichkeitsarbeit der Antidiskriminierungsstelle des Bundes und baute den »Mediendienst Integration« auf, eine Informationsplattform zu den Themen Migration, Integration und Asyl. Ataman ist Vorsitzende des Vereins Neue Deutsche Medienmacher*innen und Mitbegründerin der neuen deutschen Organisationen. Für ihre Arbeit erhielt sie 2019 den Julie und August Bebel Preis für innovative und emanzipatorische Beiträge zur Politischen Bildung. Ihr Buch »Hört auf zu fragen, ich bin von hier!« erschien 2019.





»Ideal wäre eine Live-Community, in der man Fragen stellen kann – als neue soziale Komponente.«

Sascha Lobo



Welche Ideen gibt es zur Weiterentwicklung der Wikipedia als bedeutendster Wissensbasis der Welt? Und was bedeutet digitales Ehrenamt für die Wissensgesellschaft und das Internet-Ökosystem von heute und morgen?

Status quo vadis

Ein Interview mit 

Was ist die Wikipedia in Ihren Augen?

Ein Wissensnetzwerk. Und dieses Netzwerk erlaubt es einem, in bestimmte Bereiche einen Einblick zu bekommen, der mit überragend großer Wahrscheinlichkeit nah an dem ist, was wir als Wirklichkeit empfinden. Das ist Wikipedia. Sowohl für Recherche- als auch für Verständniszwecke ein hervorragendes Einstiegs-Wissensnetzwerk. Diese Verwendung führt viele Implikationen mit sich. Eine ist, dass man natürlich nicht darauf vertrauen kann – wie bei allen anderen Quellen auch – dass es zu 100 Prozent stimmt, wenn dort steht: »Peter ist der Sohn von Max«. Mit jeder Information auf Wikipedia ist ein Rechercheauftrag verbunden: Aha, Peter könnte mit relativ hoher Wahrscheinlichkeit der Sohn von Max sein. Da schau ich noch mal, ob ich andere Quellen finde. Diese Mechanik muss man verinnerlicht haben, sonst läuft man Gefahr, Wikipedia falsch zu verwenden.

Ist Wikipedia eine taugliche Quelle für Publizierende? Oder verschweigt man besser, dass man sie benutzt?

Für meine publizistischen Werke spielt Wikipedia eine absolut zentrale Rolle. Leute, die sich darüber lustig machen, wissen vermutlich einfach nicht, wie man sie richtig verwendet. Das ist, als würde man sich darüber mokieren, dass man mit einem

Schraubenzieher keine Nägel in die Wand schlagen kann. Wikipedia zählt für mich zu den ganz großen Erfolgsgeschichten der digitalen Vernetzung. Ich verlinke darauf in meinen Kolumnen von Beginn an, seit über zehn Jahren, auf Deutsch oder Englisch. Weil das in vielen Fällen – und das ist eben der Verwendungshorizont – ein Einstieg ist, um sich ein Thema selbst näher zu bringen. Die richtige Verwendung ist zuallererst verbunden mit einem Grundverständnis, was die Wikipedia alles ist – und was sie nicht ist. Und zwar aus Nutzerinnen- und Nutzer-Sicht. Aus dieser Perspektive ist sie mehr als ein Lexikon, auch wenn das gern als Hilfsbegriff benutzt wird.

Was bedeutet Wikipedia für die digitale Wissensgesellschaft und das Internet-Ökosystem von heute und morgen?

Vor fünf Jahren hätte ich diese Frage noch anders beantwortet als heute. Für mich bedeutet Wikipedia inzwischen ein Modell, das mit den großen Themen Information, Wissen und Erkenntnis – der Trias der Weltwahrnehmung – das gegenwärtig Beste aus der digitalen Vernetzung rausholt. Vor fünf Jahren hätte ich allerdings gedacht, dass sich das reproduzieren ließe. Im Moment bin ich der Meinung, dass die Wikipedia in ihrem Konzept unique ist. In anderen Bereichen ist nichts Vergleichbares entstanden. Es gibt zum Beispiel im

Bereich Wissenschaft und Forschung jede Menge Plattformen, die ebenfalls Wissen vermitteln, beziehungsweise entfernt ähnlich funktionieren. Aber die Art und Weise, wie Wikipedia das macht – unter intensiver Einbeziehung einer Öffentlichkeit, auch bestimmter Aktualitätsformen und selbstgegebener Regeln, mit einer tiefen Integration des Mindsets digitales Ehrenamt – das sehe ich so woanders nicht.

Wie schätzen Sie die Bedeutung des digitalen Ehrenamts in der Zukunft ein?

Ich kann nur für Deutschland sprechen: Das digitale Ehrenamt muss sich im Wikipedia-Kontext unbedingt weiterentwickeln. Ich glaube, dass die Wikipedia-Community ein großes Problem hat: nämlich, dass sie vergleichsweise ausschließend wirkt. Das beginnt mit der noch immer gruseligen Usability, die einer Vielzahl von Erkenntnissen widerspricht, die man in den vergangenen 20 Jahren eigentlich gewinnen konnte. Es gab ja zwar immer wieder konzeptionelle Weiterentwicklungsversuche, die aber höchstens in homöopathischer Dosis umgesetzt wurden. Das liegt meiner Meinung nach an Community- und Abstimmungsmechanismen. Und wenn wir von Community sprechen: Da ist Digitales Ehrenamt eher ein Hilfsbegriff. Eigentlich müsste es Geld dafür geben, dass Leute Wikipedia vollschreiben – aber nicht bezahlt von Wikimedia, sondern es bräuchte staatliche Stipendien dafür, dass man sich sachkundig an Wikipedia beteiligt.

In den vergangenen Jahren gab es zahlreiche Bemühungen, europaweit gültige Regeln für den digitalen Raum zu schaffen. Wie ließe sich gewährleisten, dass sich gute Bedingungen für ein freies Netz auch in Zukunft entfalten können?

Die Konzepte liegen seit Jahren, wenn nicht Jahrzehnten vor. Das heißt nicht, dass ich alle Lösungen parat hätte. Aber in vielen Bereichen könnten wir uns schon vorstellen, in welche Richtung es gehen soll. Das fängt damit an, die Netzneutralität stärker zu garantieren, als es bisher der Fall ist. Der zweite Punkt: Man muss ein besseres Verständnis gewinnen, was Datenschutz eigentlich ist und wie Datenschutz funktioniert. Die Datenschutzgrundverordnung (DSGVO) wird von vielen Leuten gefeiert, auch von der EU selbst – weil sie sie auf den Weg gebracht hat. Aber an dem Tag, als Facebook die Zustimmung zur DSGVO von den Nutzerinnen und Nutzern eingefordert hat, wurde gleichzeitig abgefragt: Können wir bitte dein Foto in unsere automatische Gesichtserkennung einspeisen? Wer Facebook weiter nutzen wollte, musste im Prinzip ja klicken. Das ist für mich ein Symbol dafür, dass es mit der DSGVO noch nicht so ganz funktioniert. Und »nicht so ganz« heißt im Kontext Facebook oder Google: zero.

Wo sehen Sie die Politik am Zuge?

Meine große Forderung rekuriert darauf, dass ich keine Generallösung habe: Wir sollten dringend herausfinden, wie wir Plattformen regulieren können. Das ist der Kernpunkt, dafür müsste europaweit eine aus allen Blickrichtungen diverse Versammlung einberufen werden – besetzt mit Menschen aus allen möglichen gesellschaftlichen

Kontexten, mit allen möglichen Hintergründen. Dass es bei der Plattformregulierung hakt, erkennt man unter anderem daran, dass fast immer das Wettbewerbsrecht bemüht wird, wenn Strafen an Google oder Facebook weitergegeben werden sollen. Auch in Fällen, in denen relativ klar ist, es geht nicht um Wettbewerbsrecht. Das ist für mich ein Symptom: Wir haben nur ein Instrument – eigentlich brauchen wir viel bessere und viel präzisere.

Was wäre ein Worst-Case-, was ein Best-Case-Szenario für die Entwicklung von Wikipedia in den kommenden zehn oder zwanzig Jahren?

Das Worst-Case-Szenario wäre, dass Wikipedia implodiert. Aus verschiedenen denkbaren Gründen, zum Beispiel, weil es community-seitig auseinanderbricht oder weil sich nicht mehr genügend Menschen finden, die überhaupt mitmachen wollen. Dann wäre Wikipedia eine Art Digitalruine, die man noch halb nutzen kann, die aber an Verlässlichkeit verliert. Ich glaube aber nicht, dass das passieren wird. Das positive Szenario ist komplizierter. Weil mir nicht klar ist, ob man Wikipedia dramatisch weiterentwickeln müsste, um zum Beispiel audiovisuelle Medien besser einzubauen. Um die Social Experience zu verbessern, neue Features einzuführen. Ideal wäre eine Live-Community, in der man Fragen stellen kann, als neue soziale Komponente –

Wikipedia ist ein Wissensschatz, vielleicht sind Menschen aus verschiedenen Fachgebieten online. Oder ist es vielleicht das Beste, wenn Wikipedia die Funktion, die sie jetzt hat, weiter verstärkt, weiter verbessert, aber den Kern beibehält? Beides kann ich mir gut vorstellen.



Sascha Lobo ist Autor, Kolumnist, Strategieberater und Redner. Er ist einer der bekanntesten Denker und Kommentatoren zu Digitalisierung und Gesellschaft. Lobo prägte die vernetzte Gesellschaft in verschiedener Weise, u. a. etablierte er 2006 zusammen mit Holm Friebe die Verwendung des Begriffs »Digitale Bohème« im Deutschen und hielt legendäre Vorträge auf der re:publica. In seiner Spiegel-Kolumne erscheinen zeitdiagnostische Befunde zu Politik und Digitalisierung.

Das Engagement von heute und morgen

Ein Interview mit

Katarina Peranić

Im Netz findet sich ein regelrechtes Ökosystem an ehrenamtlichem Engagement. Von Freifunk über die Wikipedia-Community bis hin zur digitalen Nachbarschaftshilfe, um nur einige zu nennen. Wie schätzen Sie deren sich entwickelnde Bedeutung ein – in Bezug zum klassischen analogen Ehrenamt?

Zunächst einmal finde ich es gut, die beiden Bereiche zusammenzudenken. In der Vergangenheit wurden hier gern Gegensätze konstruiert: auf der einen Seite die Online-Volunteers, auf der anderen diejenigen, die vor Ort sind. Das war aber schon immer ein Scheingegensatz. Tatsächlich sind es zwei sich unterstützende Ökosysteme, die sich immer mehr annähern und miteinander verschmelzen. Grundsätzlich ist doch die Frage: Warum engagiert man sich überhaupt? Weil man – das wäre das ganz hehre Ziel – ein gesellschaftliches Problem lösen will, weil man Lust hat, mit anderen etwas auf die Beine zu stellen und dabei selbst viel zu lernen, Fertigkeiten und soziale Kompetenzen zu erlangen. Oder weil man daran glaubt, dass man etwas zurückgeben sollte, wenn es einem selbst gut geht. Bei all dem spielt es keine Rolle, ob das Engagement analog oder digital stattfindet.

Gibt es in beiden Bereichen genügend Nachwuchs?

Die Bundesregierung hat einen Engagement-Bericht in Auftrag gegeben, dessen dritte Ausgabe im vergangenen Jahr erschienen ist. Darin wird genau diese Frage untersucht: Wie sieht es eigentlich mit dem jungen Engagement aus? Aus dem Ehrenamtsbereich sind ja immer wieder Klagen zu hören, dass man Probleme mit dem Nachwuchs habe. Und es gibt das Vorurteil, dass sich junge Menschen weniger engagieren als ältere Menschen. Dieser Bericht gelangt zu einer ganz anderen Erkenntnis: Junge Menschen engagieren sich sehr wohl zu einem hohen Prozentteil – allerdings kurzfristiger. Da ist ein digitales Ehrenamt manchmal einfacher für den Einstieg als ein auf Dauer angelegtes klassisches Amt wie zum Beispiel Kassenwartin eines Vereins. Junge Menschen unterscheiden zudem auch nicht so stark, ob sie Online-Marketing oder Social-Media-Community-Management für ihren Verein machen oder vor Ort sind, wenn eine analoge Veranstaltung stattfindet. Die Bereiche befruchten sich gegenseitig.

Braucht es in Ihren Augen ein Ehrenamtsregister als staatliche Plattform, um die große Bereitschaft für Engagement im Netz bestmöglich zu unterstützen?

Seit vielen Jahren wird diskutiert, ob es so etwas braucht, sei es auf Bundesebene und/oder betrieben von einem staatlichen Akteur. Tatsächlich existiert eine Vielzahl von Engagementbörsen oder Engagementdatenbanken. Allein online gibt es rund 350 sehr unterschiedliche Angebote. Mal sind es Apps, mal Plattformen, mal werden die Daten über eine lokale Freiwilligen-Agentur eingespeist, mal gibt es ein Community-Management dazu. Wenn man über Ehrenamt und Engagement in Deutschland redet, dann spricht man eben über eine sehr vielfältige, diverse Gruppe: Rund 30 Millionen Menschen sind engagiert, es gibt 600.000 Vereine. Ich mag mir gar nicht vorstellen, welchen Aufwand es bedeuten würde, die alle auf einem zentralen Ehrenamtsregister à jour zu halten. Viel spannender ist doch die Frage: Welche Formen von digitaler Engagement-Vermittlung und Bedarfserhebung sind so aufgestellt, dass sie eine Wirkung erreichen?

Woran ließe sich die Wirkung messen?

Daran, ob die Hilfen auch wirklich dort ankommen, wo sie gebraucht werden. Wann immer Ereignisse plötzlich über uns hereinbrechen – sei es eine Flutkatastrophe oder aktuell die Corona-Pandemie – entstehen sofort neue Plattformen. Wir konnten das bereits 2015/2016 beobachten, als viele Menschen im Zuge der sogenannten Flüchtlingskrise nach Deutschland gekommen

sind. Sehr schnell waren 83 Engagementbörsen entstanden, um Geflüchteten zu helfen. Es gab gar nicht so viele Geflüchtete, die davon wussten, dass sie dort ihre Bedarfe anmelden konnten. Aber es gab sehr viele Menschen, die Lust und Energie hatten, so eine Plattform aufzubauen. Man muss identifizieren, welche Angebote gut funktionieren – und diese so unterstützen, dass sie wachsen können und bekannt werden. Und genau so sollte man kleine Communities belassen, die einfach gut in ihrer jeweiligen Nische wirken. Was es aber tatsächlich nicht gibt, das ist eine Anlaufstelle für Menschen, die sich digital engagieren wollen. Es lohnt sich, nachzudenken, welche Akteurinnen und Akteure hier unterstützen könnten.

Welche Rolle spielt der Aufbau von digitalen Wissenscommunities für Engagement und Ehrenamt in Zukunft?

Aus meiner Perspektive eine große. Nicht nur das Engagement ist divers. Es gibt auch sehr verschiedene Engagementbereiche: den Sport, wo sich die allermeisten engagieren, Kultur, Soziales und Umwelt. An allen Ecken und Enden entsteht Wissen, und überall entstehen Projekte – aber häufig ist es so, dass viel Zeit und viele Ressourcen in die Entwicklung gleicher Dinge investiert werden. Aus meiner Erfahrung ist es bereichernd, diese unterschiedlichen Menschen in den Dialog und in einen Wissensaustausch zu bringen, damit sie voneinander

lernen und ihre Kräfte bündeln können. Da braucht es viel mehr Formate und Akteurinnen und Akteure, die bereit sind, ihr Wissen zu teilen, zum Beispiel auf Veranstaltungen wie Barcamps. Die Stiftung Bürgermut mit Open Transfer ist da sehr engagiert, auch Wikimedia ist natürlich ein riesiger Player auf diesem Feld.



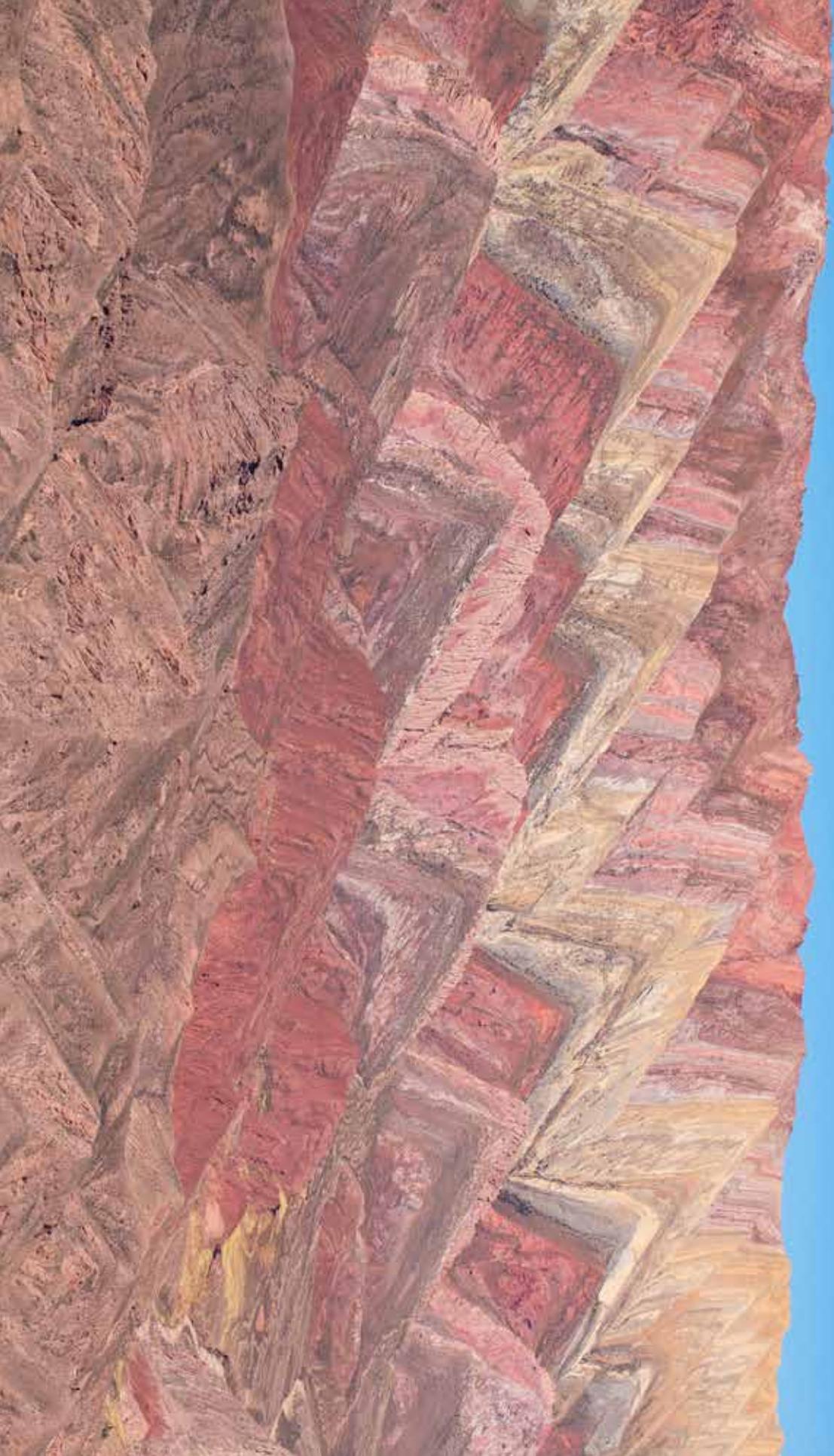
Katarina Peranić ist Vorstandin der Deutschen Stiftung für Engagement und Ehrenamt. Bis 2020 war sie geschäftsführende Vorstandin der Stiftung Bürgermut. Die zertifizierte Stiftungsmanagerin (DSA) und Politikwissenschaftlerin begleitet seit mehr als zehn Jahren Projekte in Zivilgesellschaft und Politik. Dabei spielen der Aufbau von analogen und digitalen Wissenscommunities eine zentrale Rolle.

Was kann Politik an Rahmenbedingungen für eine gute Zukunft des digitalen Ehrenamts setzen?

Die Politik ist durchaus ein starker Förderpartner, was Engagement und Ehrenamt angeht. In den vergangenen Jahren sehe ich da einen großen Sprung nach vorn. Es gibt mittlerweile einen Prototype Fund, der über die Open Knowledge Foundation abgebildet wird. Das Projekt Freifunk, das freie Kommunikation in digitalen Netzen aufbaut, ist endlich in die Familie der Gemeinnützigkeitszwecke aufgenommen worden. Auch das zählt für mich zu Rahmenbedingungen, die geschaffen werden müssen. Generell sollte Politik mehr auf die Zivilgesellschaft hören: Welche Forderungen es gibt und welche Bedarfe. Die Leute vor Ort wissen am besten, was sie brauchen.









- A** — Allmende
→ 16-21
- B** — Bildung
→ 22-31
- C** — Crowdrack
→ 32-42
- Commons
→ 16-21, 32-42, 115-126, 183-188
- Communitys
→ 16-21, 115-126, 127-137, 148-158, 159-172, 199-209, 236-245, 256-266, 267-277
- Creative Commons
→ 93-104
- D** — Datenberg
→ 43-53
- Datenpolitik
→ 43-53, 138-147, 159-172, 173-182, 210-233, 224-235, 246-255
- E** — Erinnerung
→ 54-63
- F** — Fail
→ 64-69
- G** — Grundeinkommen
→ 70-81
- Gemeinwohl
→ 54-63, 64-69, 70-81, 115-126, 127-137, 148-158, 173-182, 199-209, 210-233, 224-235, 236-245, 246-255, 256-266, 267-277
- Gerechtigkeit
→ 267-277
- H** — Harmonisierung
→ 82-92
- I** — Inhalt
→ 93-104
- J** — Journals
→ 105-114
- K** — Kollaboration
→ 115-126
- Kulturerbe
→ 54-63
- L** — Liquid Lobbying
→ 127-137
- M** — Macht der Daten
→ 138-147
- N** — Niemandsland
→ 148-158
- O** — Open Everything
→ 159-172
- Open Access
→ 105-114, 183-188, 189-198

Open Culture

→ 64-69, 93-104, 189-198

Open Data

→ 43-53, 159-172, 173-182,
183-188, 189-198

Open Education

→ 22-31

P

Politik im Netz

→ 173-182

Q

Qualität

→ 183-188

R

Reproduktion

→ 189-198

S

Sprachgewalt

→ 199-209

T

Technophilie

→ 210-223

U

Ungeregelt

→ 224-235

Urheberrecht

→ 32-42, 54-63, 70-81, 82-92,
105-114

V

Vertrauen

→ 236-245

W

Wissensgerechtigkeit

→ 246-255

XY

XY ungelöst

→ 256-266

Z

Zukunft

→ 267-274

A

Nora Al-Badri → 190

Ferda Ataman → 260

Philip Banse → 68

B

Markus Beckedahl → 174

Aline Blankertz → 51

Larissa Borck → 94

Ilja Braun → 78

C

D

Sarah Delahaye → 80

Dimitar Dimitrov → 128

Christina Dinar → 207

Leonhard Dobusch → 20

E

Jan Engelmann → 65

Ellen Euler → 197

F

G

Andrea Goetzke → 33

Kübra Gümüşay → 207

H

Jana Haase → 27

Friederike Habermann

→ 123

Silke Helfrich → 17

André Hermes → 27

Eva Horn → 149

I J K

Lorena Jaume-Palasi → 176

Gereon Kalkuhl → 125

Christoph Kappes → 220

Stefan Kaufmann → 163

Ulrich Kelber → 234

Paul Klimpel → 55

Julia Kloiber → 257

Christine Kolbe → 160

Chris Köver → 214

Julia Krüger → 211

L

Sascha Lobo → 268

Arno Lücker → 40

M

Peggy Mädler → 58

Meik Michalke → 33

Bijan Moini → 225

Jöran Muuß-Merholz → 30

N

Katharina Nocun → 139

O

Jens Ohlig → 142

Saskia Ostendorff → 113

P

Katarina Peranić → 271

Lydia Pintscher → 187

Q

R

Rima-Maria Rahal → 184

Julia Reda → 87

Pavel Richter → 135

Christina Riesenweber

→ 106

Emilia Roig → 250

Tania Röttger → 244

S

Mathias Schindler → 90

Francesca Schmidt → 247

Antje Schrupp → 75

Michael Seemann → 237

Arne Semsrott → 160

Anatol Stefanowitsch → 200

T

Rena Tangens → 152

tante (Jürgen Geuter)

→ 166

Mark Terkessidis → 116

Sandra Trostel → 102

U

V

Denny Vrandečić → 44

W

Johannes von Weizsäcker

→ 65

XY

Z

Olaf Zimmermann → 75

Theresa Züger → 232

Konzept:

Lilli Iliev, Frank Böker (WMDE)

Redaktion:

Marie-Luise Guhl, Lilli Iliev, Frank Böker,
Tjane Hartenstein (WMDE)

Texte:

Patrick Wildermann

Inhaltlich verantwortlich:

John H. Weitzmann (WMDE)

Design und grafische Umsetzung:

Matthias Wörle (MOR Design)

**Wikimedia Deutschland –
Gesellschaft zur Förderung
Freien Wissens e. V.**

Postfach 61 03 49, 10925 Berlin

Tempelhofer Ufer 23–24, 10963 Berlin

Telefon: 030 219 158 26-0

Fax: 030 219 158 26-9

info@wikimedia.de

www.wikimedia.de

Blog: blog.wikimedia.de

Twitter: twitter.com/WikimediaDE

Facebook: facebook.com/WMDEeV

Instagram: instagram.com/wikimedia_de

Die Texte und das Layout dieser Publikation werden unter den Bedingungen der Creative Commons Attribution-Lizenz (CC BY-SA) in der Version 4.0 veröffentlicht.
<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/legalcode/>

Informationen zu den verschiedenen Lizenzen der in dieser Publikation verwendeten Bilder finden Sie unter:

CC BY 2.0 <https://creativecommons.org/licenses/by/2.0>

CC BY-SA 2.0 <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/2.0/>

CC BY 3.0 <https://creativecommons.org/licenses/by/3.0/>

CC BY-SA 3.0 <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/de/>

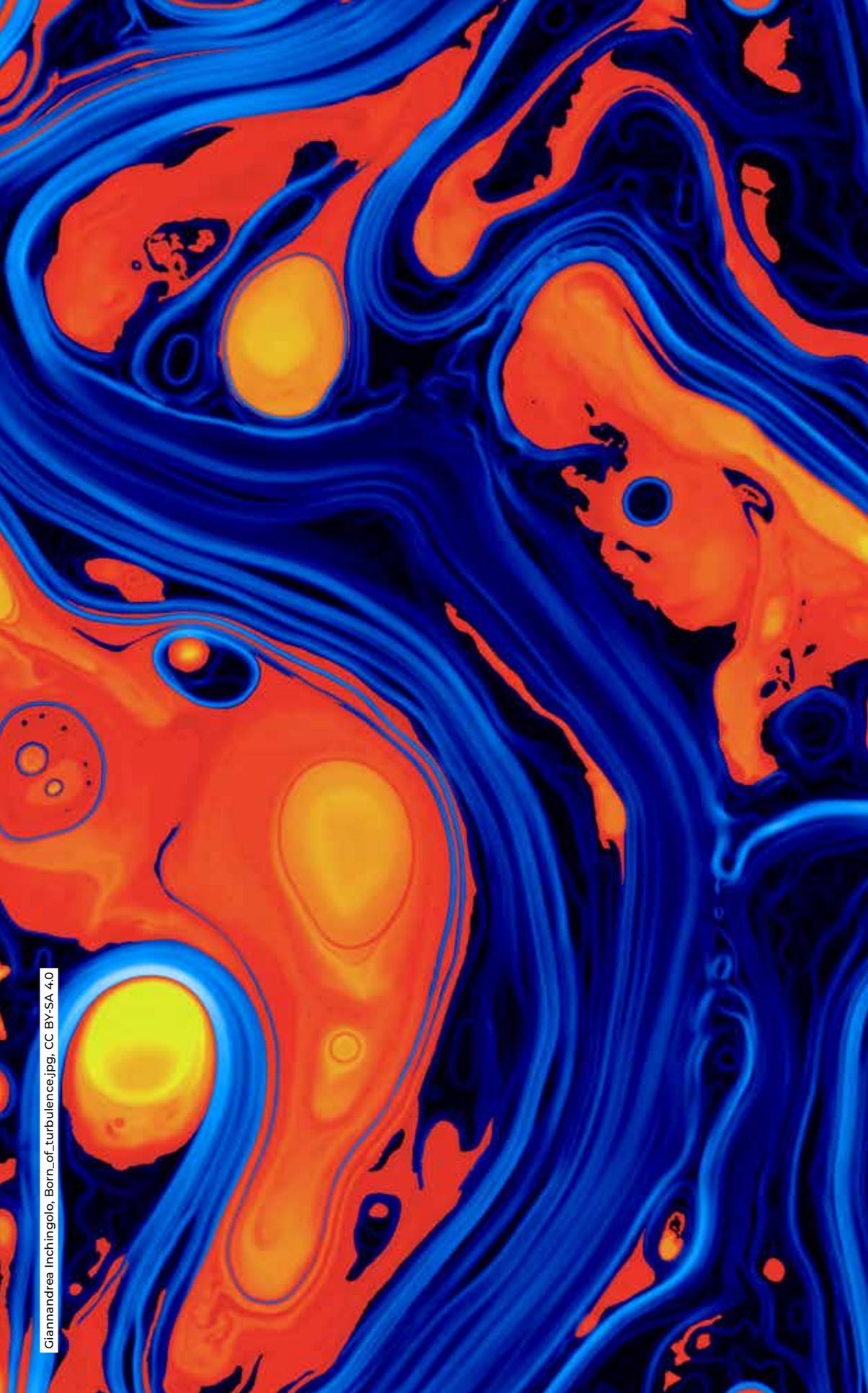
CC BY-SA 3.0 FR <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/fr/deed.en>

CC BY 4.0 <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

CC BY-SA 4.0 <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>

GNU <http://www.gnu.org/licenses/old-licenses/fdl-1.2.html>





V Vertrauen  Michael Seemann

 Tania Röttger

W Wissensgerechtigkeit  Emilia Roig

 Francesca Schmidt

XY XY ungelöst  Ferda Ataman

 Julia Kloiber

Z Zukunft  Sascha Lobo

 Katarina Peranić

Wir haben über 50 kluge Köpfe aus Politik, Kultur, Wissenschaft, Bildung und Netzcommunity nach ihren Ideen für den freien Wissensaustausch im Netz gefragt. Eine Sammlung von A wie Allmende bis Z wie Zukunft. wikimedia.de/abcdesfreienwissens/